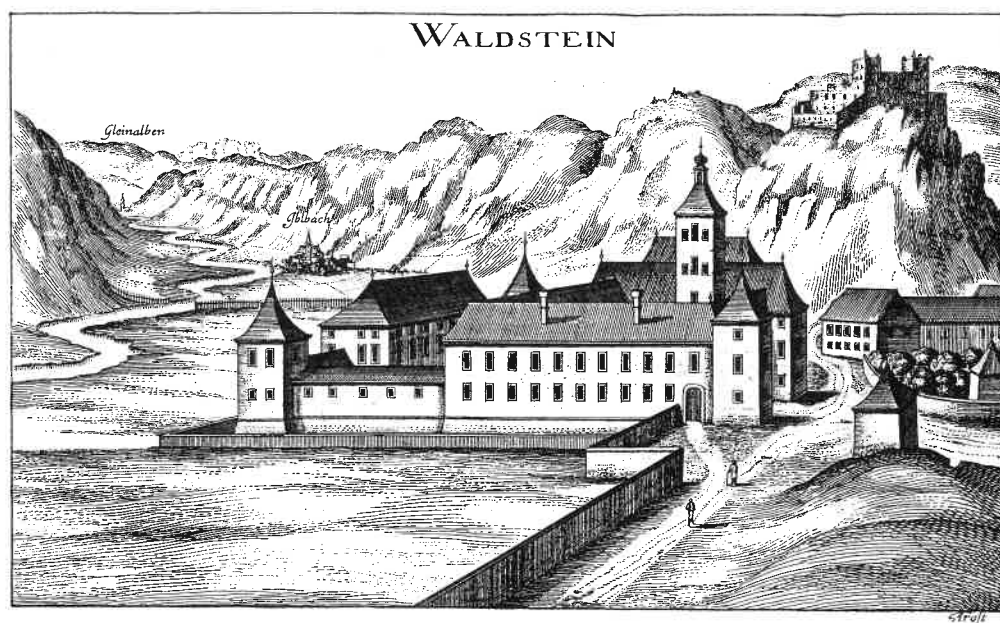


Herausgegeben von der Historischen Landeskommission für Steiermark

MITTEILUNGSBLATT DER
KORRESPONDENTEN DER
HISTORISCHEN
LANDESKOMMISSION
FÜR STEIERMARK



Herausgeber:
Robert F. Hausmann

Heft 5
GRAZ 1994

Herausgegeben von der Historischen Landeskommission für Steiermark

MITTEILUNGSBLATT
DER
KORRESPONDENTEN
DER
HISTORISCHEN
LANDESKOMMISSION
FÜR
STEIERMARK

Herausgeber:
Robert F. Hausmann

Heft 5
GRAZ 1994

Die Herausgabe dieser Veröffentlichung erfolgt ohne wirtschaftliche Gewinnabsicht, sondern vielmehr im Sinne der in den §§ 1 und 2 der Statuten der Historischen Landeskommision für Steiermark festgelegten wissenschaftlichen Aufgaben

Umschlagbild:
Schloß Waldstein, M. Vischer, um 1680.

Graz 1994. Alle Rechte vorbehalten

Ohne schriftliche Genehmigung der Verfasser ist es nicht gestattet, Teile des Werkes unter Verwendung mechanischer, elektronischer und anderer Systeme in irgendeiner Weise zu verarbeiten. Insbesondere sind die Rechte der Vervielfältigung einzelner Teile des Werkes auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege, der tontechnischen Wiedergabe, des Vortrages, der Funk- und Fernsehsendung oder anderweitiger Bearbeitung den Verfassern vorbehalten

Selbstverlag der Historischen Landeskommision für Steiermark, Graz, Karmeliterplatz 3 (Archiv)

Druck: Zimmermann-Druck, Gleisdorf

Inhaltsverzeichnis

Othmar Pickl, Zum Geleit	5
Oskar Veselsky, Leoben erwartet die Restaurierung seines bedeutendsten Kunstdenkmales	7
Gerald Fuchs, Stadtarchäologie in Graz. Baubefunde im Nordhof der alten Grazer Universität (Bürgergasse 2, 2a)	15
Eduard Staudinger, Die historische Bedeutung des Standortes Silberberg	24
Andrea Menguser, Kumberg ist mehr als 850 Jahre alt	30
Bernhard Hebert, Ausgewählte Funde aus der ehemaligen Sammlung Esterl	37
Gottfried Allmer, Die Beziehungen der Orte Maxendorf bei Kirchberg und Albers- dorf bei Gleisdorf zur mittelalterlichen Pfarre St. Johann bei Herberstein	48
Ferdinand Hutz, Schloß Friedberg im Jahr 1614	53
Renate Brodschild, Das Murauer Heimatmuseum	56
Gert Christian, 100 Jahre Pfarre Heiligengeist bei Leutschach. Bericht über eine grenzüberschreitende Aktivität	60
Gertrud Neurath, Die Pfarrmatriken der Pfarre Arzberg	64
Werner Tscherne, Kirchen in Eibiswald	70
Heinrich G. Scherngell, Erste Ballon–Alpenüberquerung von Salzburg in das Ortsgebiet Weißkirchen/Allersdorf	74
Gertrud Neurath, Umweltprobleme in alter Zeit	76
Erich Vaculik, Eine Zahlungsquittung für den Markt Übelbach aus dem Jahre 1488	80
Rudolf Grasmug, Höhenfeuer am Abend des Christi–Himmelfahrts–Tages 1992 im Bezirk Feldbach	82
Ferdinand Fladischer, Gestaltung und Denkmalpflege. Bildungproblematik der Gegenwart an berufsbildenden, mittleren und höheren Schulen, abgestimmt auf die Berufssparte der Handwerker im Bereich „Farbe“, z. B. der Maler und Anstreicher – Vergolder und Staffierer sowie Schilderhersteller	83
Helmut Frizberg, Von der sterbenden Mundart	87
Annedore Dedekind, Notizen zur steirischen Mundart	91
Robert F. Hausmann, Zur Geschichte des Piaristenklosters in Gleisdorf 1747–1824	93
Adolf Grabner, Bericht über die Tätigkeit im Bereich Großreifling (1991–1993)	106
Werner Tscherne, Bericht über die Tätigkeit im Bereich Deutschlandsberg 1991–1994	109
Volker Hänsel, Bericht über die Tätigkeit im Bereich Trautenfels	111
Gottfried Allmer, Bericht über die Tätigkeit im Bereich St. Johann bei Herberstein (1991–1993)	114
Robert Hesse, Bericht über die Tätigkeit im Bereich Semriach 1992/93	114
Herbert Blatnik, Bericht über die Tätigkeit im Bereich Eibiswald	117
Johann Huber, Bericht über die Tätigkeit im Bereich Grafendorf	123
Ernst Lasnik, Bericht über die Tätigkeit im Bereich des Bezirkes Voitsberg 1991–1993	125
Annedore Dedekind, Bericht über die Tätigkeit im Bereich Judenburg (1991–1994)	131
Johann Baumgartner, Bericht über die Tätigkeit im Bereich Judenburg	133
Titus J. Lantos, Bericht über die Tätigkeit im Bereich Pischelsdorf	136
Kurt Kojalek, Bericht über die Tätigkeit im Bereich der Südoststeiermark	138
Ferdinand Fladischer, Bericht über die Tätigkeit im Bereich Denkmalpflege	142

Wolfgang Wieland, Bericht über die Tätigkeit im Bereich Murau	145
Gertrud Neurath, Bericht über die Tätigkeit im Bereich Arzberg und Passail	148
Fritz Huber, Bericht über die Tätigkeit im Bereich Hartberg (1992–1993)	151
Rudolf Grasmug, Übergabe des Firmenmuseums der Maschinenfabrik Ferdinand Krobath an das Museum im Tabor in Feldbach	156
Franz Weitzer, Bericht über die Tätigkeit im Bereich Weiz	159
Josef Donner, Bericht über die Tätigkeit im Bereich Wildalpen 1993	160
Franz Stadler, Werkverzeichnis Franz Stadler	162
Wernfried Neuper, Bericht über die Tätigkeit im Bereich Oberzeiring	166
Die Korrespondenten der HLK	169

Zum Geleit

Als verantwortlicher Herausgeber legt Herr Univ.-Ass. Dr. Robert F. Hausmann hiemit Heft 5 des „Mitteilungsblattes der Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark“ vor. Es enthält auf 170 Seiten 40 außerordentlich instruktive Beiträge und Berichte der Korrespondenten. Sie zeigen, mit welchem Engagement die ehrenamtlich tätigen Korrespondenten der HLK in ihrem jeweiligen Wirkungsbereich bemüht sind, ihre Aufgaben zu erfüllen. Die Aufgabe der 1966 über Anregung von Univ.-Prof. Dr. Hermann Baltl vom damaligen Kulturreferenten Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren geschaffenen Institution der „Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark“ ist es ja, in einer von technischen Umbrüchen geprägten Zeit die Sammlung, Sicherung und Erhaltung der historischen Objekte des Landes zu gewährleisten. Diese Tätigkeit erfordert höchsten Idealismus, weil in unserer vom technischen Fortschrittsglauben geprägten Zeit sehr oft das Verständnis für das historisch Gewordene weitgehend fehlt. Wenn die Korrespondenten trotz gelegentlicher Enttäuschungen und Mißerfolge ihre Arbeit dennoch unverdrossen und mit ungebrochenem Idealismus fortsetzen, so kann das gar nicht oft genug gewürdigt werden.

Eine 1970 vom Geschäftsführenden Sekretär Prof. Pickl eröffnete Reihe „Mitteilungsblatt der Historischen Landeskommission für ihre Korrespondenten“ erschien bis 1974 in drei Heften. Danach verhinderte die Arbeitsüberlastung des Sekretärs leider die kontinuierliche Fortführung dieses Mitteilungsblattes. 1988 konnte nach längerer Unterbrechung unter der redaktionellen Betreuung von Univ.-Ass. Dr. Robert F. Hausmann das „Mitteilungsblatt der Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark“ erstmals wieder und in den folgenden Jahren bis 1991 jährlich erscheinen. Das als Festschrift „25 Jahre Korrespondenten der HLK 1966–1991“ erschienene Heft 4 wurde bereits gemeinsam von Robert F. Hausmann und Othmar Pickl herausgegeben.

Das von Univ.-Ass. Dr. Robert F. Hausmann als Redaktor bewiesene Engagement bewog den Ständigen Ausschuß der Historischen Landeskommission 1993, ihm die volle Verantwortung für die Herausgabe des „Mitteilungsblattes der Korrespondenten“ zu übertragen. Zusammen mit Frau Kontrollor Barbara Holzapfel, durch die die Texterfassung erfolgte, und VAss. Mag. Nikolaus Reisinger, der die Arbeiten des Lektors übernahm, hat Dr. Hausmann als Herausgeber auch die gesamte redaktionelle Arbeit, inklusive des Layouts und Umbruches besorgt. Ihm und seinen Mitarbeitern sei dafür ebenso herzlich gedankt wie den Korrespondenten für ihre vielfältigen Berichte über ihre vielseitige Tätigkeit.

Möge das „Mitteilungsblatt der Korrespondenten der HLK“ unter dem Herausgeber Robert F. Hausmann in Zukunft eine ebenso erfolgreiche und kontinuierliche Fortsetzung beschieden sein wie in den vergangenen sechs Jahren.

Einer interessierten Öffentlichkeit kann damit gezeigt werden, welche bewundernswerten Leistungen von den ausnahmslos ehrenamtlich tätigen Korrespondenten der Historischen Landeskommission im Dienste des Landes Steiermark gesetzt werden.

o.Univ.-Prof. Dr. Othmar Pickl
Geschäftsführender Sekretär der HLK

Leoben erwartet die Restaurierung seines bedeutendsten Kunstdenkmals

von Oskar Veselsky

Wenn ein Korrespondent der Historischen Landeskommission für Steiermark aus dem geistlichen Stande, dem die Betreuung der Stadtpfarre in Leoben anvertraut ist, von seinem speziellen Aufgabebereich im Dienst der Stiftung dieser Kommission zu berichten hat, so kann sich sein Bericht zum gegenwärtigen Zeitpunkt nur auf die anlaufende Generalrestaurierung eben dieser Kirche beziehen.

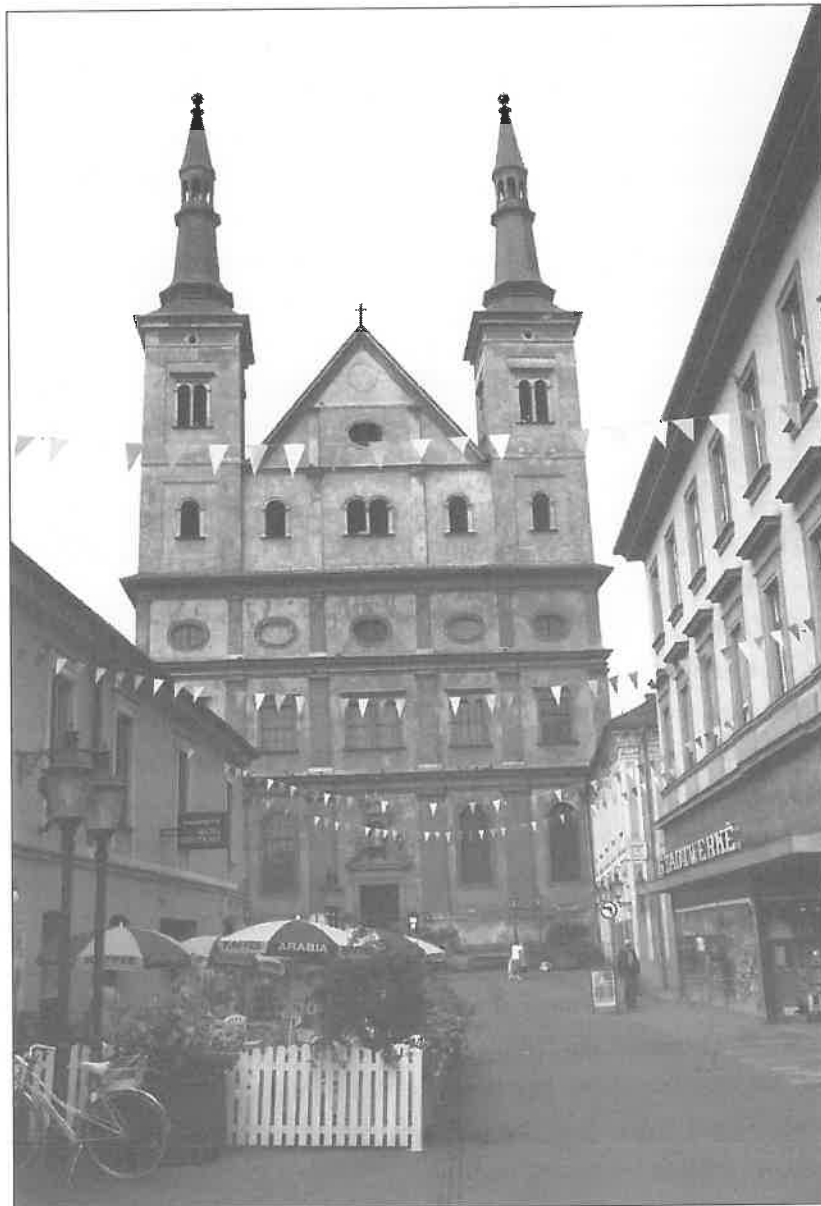
Die Stadtpfarrkirche – die schönste Jesuitenkirche Österreichs

Ein Sakralbau besonderen Ansehens und einziger Qualität ist die ehemalige Kollegiatskirche der Jesuiten und seit 1811 Stadtpfarrkirche in der Eisenindustriestadt und wird in der erhaltenen Einheitlichkeit ihres frühbarocken Stils jesuitischer Prägung wegen – man spricht in diesem Zusammenhang vom „Jesuitenstil“ – heute wieder mehr als z.B. noch in abwertenden Urteilen, selbst aus den Kreisen der Denkmalpfleger, des puristischen 19. Jahrhunderts in seiner Bedeutung gesehen. Die Ideologie im beachtlichen Kunstschaffen der Gesellschaft Jesu, speziell in ihren Kirchenbauten, läßt sich überzeugend mit einem bereits ein Jahrhundert vor der Entstehung ihrer Mutterkirche „La Chiesa del Gesù“ in Rom geäußerten Ausspruch des florentinischen Kunstliteraten und Gelehrten, des Humanisten Leon Battista Alberti, in seinem zehnbändigen Werk „De re aedificatoria“, Florenz 1485, Bd. 3, definieren: „Zweifelloos ist es für die Pflege der Frömmigkeit sehr wichtig, Tempel zu haben, welche die Seele wunderbar erheben, und sie mit Wohlgefallen und Bewunderung erfüllen. Deshalb möchte ich, daß der Tempel solche Schönheit besitze, daß man sich gar nichts Prächtigeres ausdenken kann, und ich wünsch ihn in jeder Beziehung derart ausgeführt, daß die Eintretenden verblüfft erschauern in Bewunderung all der Großartigkeit.“

Solchem Bestreben fühlte sich der Orden der Jesuiten (die Societas Jesu, S.J., wie die offizielle Bezeichnung des Ordens lautet) in seiner universalen Mission, in den Ländern der Alten Welt den in den Wirren der Reformation ins Wanken geratenen katholischen Glauben wiederherzustellen, aber auch in die neuentdeckten Länder der Erde die Botschaft des Evangeliums zu tragen und diese Aufgabe mittels künstlerischer Demonstration sinnenhafter Eindrücke zu unterstreichen, verpflichtet, damit dieser Glaube und der Einfluß der Kirche im öffentlichen Leben wieder an Glanz und Ansehen gewinnen. Nicht das abstrakte Wort allein, sondern wahrnehmbare Sinneserlebnisse bringen zum Ausdruck, was die Verkündigung sagt, und erwecken im Zuhörer, Gläubigen wie Nichtgläubigen, Getauften wie noch Ungetauften, Staunen und Bewunderung, Anerkennung und bereitwillige Gefolgschaft. Das unfaßbare Geheimnis des Glaubens erhält im glanzvollen Dekor der Ausstattung in den Jesuitenkirchen, die in gestalterischer Phantasie ohne Einschränkung brillieren, verstehbare Deutung und läßt darüber hinaus noch, ganz im barocken Selbstverständnis, ein Stück transzendenter „Himmelserwartung“ irdische Vorahnung werden.

Auf diesem geistigen Fundament errichtete im Auftrag der jesuitischen Bauherren in nur wenigen Jahren der ortsansässige Baumeister und Stiftsarchitekt, Pietro Francesco Carlone (Johann Sturm

nennt ihn in seiner phil. Diss. den „erfolgreichsten Baumeister des 17. Jahrhunderts auf österreichischem Boden“, er gestaltete u.a. die Stifte Garsten, Seckau, St. Georgen am Längssee und Gurk in neuem Kleid) das zu den bedeutendsten Jesuitenkirchen zählende Gotteshaus in der Zeit zwischen 1660 bis 1666 als einen hellen, weiten Raum, und namhafte Künstler aus dem Orden selbst und aus der Stadt (Johann Heinrich Schönfeld, Ägydius Meixner, Christoph Stöckl d. Ä. werden genannt) schufen die kunstvolle Inneneinrichtung im sogenannten „Jesuitenstil“, die in ihrem Ornamentenreichtum in schwarz und gold an spanische Altarbauten erinnert und bis in die späten 70er-Jahre des Entstehungsjahrhunderts bereits komplettiert war. Bis auf ganz wenige Veränderungen ist die gesamte Substanz des Bauwerkes mit seiner Ausstattung in einer bezwingenden Harmonie von Architektur und theologischem Konzept erhalten geblieben und stellt nach dem Urteil der Fachwelt ein einzigartiges Denkmal der genannten Schaffensperiode und Stilgattung dar.



Ehemalige Leobener Jesuitenkirche, heute Stadtpfarrkirche St. Xaver.



Stadtpfarrkirche St. Xaver in Leoben, Innenansicht.

Hohe Kapitalstiftungen besorgten die wundervolle Ausstattung

Die Stadtpfarrkirche zum hl. Franz Xaver, dem bedeutendsten Missionar des 16. Jahrhunderts, dem Ordensheiligen aus der Gesellschaft Jesu, besitzt in ihrer prunkvollen Innenausstattung an Altären, Skulpturen, Gemälden, der Kanzel, den geschnitzten Bankwangen, Türportalen, Emporebrüstungen eine einzigartige Komposition phantasievoller Kunstfertigkeit. Dieser Reichtum an Holzschnitzereien wurde aus Stiftungskapitalien bedeutender Personen und Familien aus den verschiedensten Ständen ermöglicht. Allein der 18 Meter aufragende dreigeschoßige Hochaltar, ein Meisterwerk der Kunst, nennt keinen geringeren als den bereits zum Erzbischof von Salzburg designierten Bischof von Seckau, Maximilian Gandolph Graf von Kuenburg, als seinen Stifter und Konsekrator mit einem Stiftungsbetrag von 2.219 Gulden, zu welcher Summe dann der Abt von Admont noch weitere 619 Gulden dazulegte, weil der Voranschlag schließlich nicht hielt. Aus der Radmeisterschaft stammen die Hauptmittel zur Errichtung des architektonischen Bauwerkes, wofür das Vordernberger Radmeisterehepaar Christoph und Magdalena Jantschitsch – ihnen ist im Innern des Gotteshauses in der Kapelle, deren Patrone die heiligen Namenspatrone des Ehepaares sind, der einzige Gedenkstein gewidmet – Verantwortung trug, und dieses steht als krönender Schluß hinter einer Reihe intensiver Bautätigkeiten des Ordens zur Erfüllung ihrer kulturellen Mission in Leoben.

Herr Christoph Reichenauer, ein Radmeister in Vordernberg, und die Familie Leizendorffer besorgten mit ihrem Vermögen die Erstellung je eines Seitenaltars (den Josephus- und den Marienaltar) in prachtvoller Gestalt, und ein anonym gebliebener Wohltäter kam mit seinem Geld für den Ignatiusaltar auf, während der Stadtmedicus, Johann Wolfgang König, den Johannesaltar finanziell votierte und schließlich noch der Ordensmann P. Johannes Ingram als Kapitalgeber für den Viktoriaaltar namhaft gemacht wird. Stifter der imposanten und gleich wie die Altäre im üppigen Knorpelwerk- und Ohrmuschelstil gefertigten Kanzel wird der Leobener Senator Paul Egger, Verleger und Radmeister,

mit einem Kapitalaufwand von 400 Gulden genannt; die Familie Egger stellte übrigens in weiterer Folge noch enorme finanzielle Beträge für nachfolgende Ausschmückungen der Altäre zur Verfügung. Insgesamt flossen nach Aufzeichnungen in einem „Libellus depositionis omnium capitalium“ dem „Tempel“ des Leobener Jesuitenkollegs allein für die Ausstattung in den Jahren von 1640–1764 die unglaubliche Summe von 27.600 Gulden zu, ein Betrag, den man heute gut und gerne mit mehr als 16 Millionen Schilling beziffern kann. Daß das Ergebnis solcher Zuwendungen sich sehen lassen kann, weiß jeder Besucher der Kirche heute noch mit Staunen zu werten.

Das Restaurierungsvorhaben

Intensive Forschungen in den historischen Unterlagen, Entstehungsquellen und Errichtungsplänen, gründliche Laboruntersuchungen an Materialien und Arbeitstechniken sowie solche in der Restaurierwerkstätte Ferdinand Fladischer, Kindberg, ja sogar moderne Untersuchungsmethoden im Röntgeninstitut Dr. Gert Stampfel, Leoben, durch computertomographische Schichtaufnahmen liefen dem Vorhaben der Restaurierung voraus, um durch alle diese Maßnahmen gediegene Kenntnisse und Entscheidungshilfen zu gewinnen im Wissen um die Einzigartigkeit des Denkmals. Ausführliche Gespräche, Diskussionen und Verhandlungen in den zuständigen Ämtern und Gremien der Diözese (Bauamt, Kunst- und Liturgiekommission), im Bundesdenkmalamt (Graz und Wien) und in der Pfarre (der örtlichen Kompetenz) schufen die Grundlage zur Erstellung eines gültigen und klaren Konzeptes für die Restaurierung mit dem erforderlichen Maßnahmenkatalog. Grundzug dieses Konzeptes wird demnach die bevorzugte Behandlung und Wiederherstellung des Zustandes und Aussehens des 17. Jahrhunderts sein, weil das Kunstwerk in einem so hoch dokumentierten Prozentsatz noch ungeschmälert aus der Entstehungszeit erhalten geblieben ist. Allerdings haben auch nachfolgende Epochen daran Hand angelegt, einiges verändert oder dazugefügt. Die heikle Frage steht nun an, soll alles Dazugefügte oder Veränderte generell wieder entfernt bzw. „wegrestauriert“ werden, oder hat man es unter allen Umständen zu erhalten, unbeschadet des Charakters der Einheitlichkeit in der Gesamtdarstellung – übrigens ein „heißes Eisen“ in der Denkmalpflege prinzipiell, weil solche Addenda ebenfalls Materie des Denkmalschutzes sind – und in das Ganze des Kunstwerkes harmonisch zu integrieren? Generell wird bei noch so verantwortlichem Umgang mit einem Grundkonzept diese Frage nicht a priori beantwortet werden können, sondern erst, wenn man vor dem Detail steht und dabei das Gesamtensemble im Auge hat. Um einigermaßen Klarheit in diesen anstehenden Fragen zu bekommen, hat das Bundesdenkmalamt in Wien und Graz, in den Amtsinhabern, den Hofräten Univ.-Doz. Dr. Manfred Koller und Dipl.-Ing. Dr. Friedrich Bouvier, die Restaurierung einer Seitenkapelle, gleichsam als „Pilotprojekt“, initiiert, damit praktische Erfahrungen reifen, die anderen, nachfolgenden Teilen zugrundegelegt werden können.

Hauptproblem – der Holzschädling

In der so reichen Holzeinrichtung sitzt im buchstäblichen Sinne des Wortes „der Wurm“, von den Naturwissenschaftlern „Anobium pertinax“ und „Xestobium rufovillosum“ genannt, und nagt sich bereits seit Jahrhunderten durch die gesamte Holzsubstanz. Von der Nähe aus betrachtet, kann man sogar mit freiem Auge schon den argen Zerörungszustand erkennen, der die gesamte Holzoberfläche eher als ein „Holzsieb“ denn eine wundervolle Fournier in schwarzer Ebenholzimitation erscheinen

läßt. Kleine Löcher in unübersehbarer Zahl (es handelt sich bei diesen „Wurmlöchern“ um die Ausschlupflöcher der Nagekäfer) und Häufchen von Holzmehl am Boden sind die untrüglichen Anzeichen von ständigem zerstörerischen Befall. Die entwickelten Käfer legen ihre Eier in Ritzen, Spalten und in jene Gänge im Holz, in denen sie vormals als Larven „zu Hause“ gewesen waren, und die entwickelten Larven bohren sich in zahllosen Freßgängen erneut durch das Holz bis sie nach ihrer Verpuppung als fertige Käfer ins Freie entweichen, um aber sogleich den unseligen Kreislauf der Zerstörung aufs Neue zu eröffnen. Das so schwer geschädigte Holzmaterial ist an manchen Stellen bereits so ausgehöhlt, daß es seine Konsistenz verliert und mit bloßem Fingerdruck deformiert werden kann.

Im Röntgeninstitut wurden computertomographische Aufnahmen von einzelnen Holzmaßwerken, Statuen, Zierbrettern und Teilen von Altaraufbauten gemacht; sie ließen den wahren Zustand des Holzkernes erkennen und lieferten ein erschreckendes Ergebnis, wonach insgesamt die Hälfte der Substanz befallen und geschädigt ist; eine Untersuchungsmethode wurde damit eingesetzt, die wesentlich deutlichere Kenntnisse von der tatsächlichen Beschaffenheit des Materials zutage fördert, als visuelle Kontrollen je ergeben können.

Nun steht die Frage an: Wie soll man die Bekämpfung der Holzschädlinge betreiben? Eine wirksame Methode muß es in jedem Fall sein. Eine solche aber muß sich auf die gesamte Einrichtung erstrecken, ansonsten ein Neubefall durch Schädlinge aus unbehandelten Holzteilen wieder denkbar wäre. Experten aus dem In- und Ausland raten zur einzig erprobten und nachhaltig effizienten Form einer solchen Vertilgung: die Begasung des gesamten Kircheninnenraumes mit entsprechenden toxischen Mitteln; und dabei entsteht ein eklatanter Interessenskonflikt: der Erfolg einer Behandlung kann nur durch die Begasung des Gesamtraumes erzielt werden, doch die eingesetzten Mittel sind hochgiftig und stellen somit eine ernste Gefährdung der Umwelt dar. Die Stadtpfarrkirche steht nun einmal in dichtverbautem Stadtgebiet und verfügt obendrein über ein enormes Raumvolumen. Zwar existieren auch in Österreich bereits Präzedenzobjekte, in denen solche Techniken angewandt worden sind – genannt werden kann der Dom zu St. Pölten, die Stiftskirche in Geras, die Stadtpfarrkirche in Eggenburg/NÖ (aus ganz jüngster Zeit) – jedoch ein so heikles Problem muß mit größter Verantwortung und mit äußerster Gewissenhaftigkeit gelöst werden, damit einerseits der Schutz der Umwelt garantiert, andererseits aber auch eine sehr aufwendige Restaurierung durch Schutzmaßnahmen vor fortschreitender Zerstörung gerechtfertigt erscheint.

Maßnahmenkatalog für die Restaurierung

Die Restaurierung selbst – auf dieser Bezeichnung liegt also der Akzent, es soll keinesfalls eine „Renovierung“ angestrebt werden – will das Hauptaugenmerk auf das Schaffenswerk des 17. Jahrhunderts lenken und dieses wie ein Vermächtnis behandeln. Zugaben späterer Epochen, wenn sie die Harmonie des Gesamten gefährden oder gar zerstören und nicht der Liturgie in ihrem Vollzug zu dienen haben, müssen zurückgedrängt oder behutsam weggenommen werden. Ein erster Anfang in diesem Bestreben ist darin gesetzt, daß der Bodenbelag aus Keramikfliesen, wie ihn das ausgehende 19. Jahrhundert aus modischen und praktischen Gründen gerne verlegt hatte, der aber dem Charakter der Kirche so abträglich ist, wieder entfernt und der darunter noch in brauchbarer Qualität vorhandene Steinboden aus heimischen Muschelkalkplatten restauriert werden wird. Um Einheitlichkeit gerade auch in einem so wesentlichen Bereich, wie es der Fußboden in einem Kirchenraum ist, zu schaffen,

werden alle Fehlstellen im Material in Anlehnung an dem Bestand ergänzt und im Presbyterium hinter der Kommunionbank sowie in den Seitenkapellen, entsprechend den dort vorgefundenen Resten und einem Bericht aus einem Inventarverzeichnis des Jahres 1836, in der ursprünglichen Gestaltung mit schwarz-weißen Natursteinplatten im Diagonalverband verlegt, wodurch die Grundidee der Kirchenerbauer, nämlich die Weite des Raumes wie auch die stete Steigerung an prunkvoller Ausstattung zum Hochaltar hin, so wie sie in der gesamten Einrichtung zu erkennen ist, selbst im Bereich des Fußbodens gleichermaßen zum Ausdruck gebracht werden soll.

Hand in Hand mit der Fußbodensanierung geht die Absicht, die Kirchenbänke en bloc wieder näher an die Altarzone des Volksaltares auf das ursprüngliche Niveau heranzuführen, damit dadurch und mit einer geplanten beweglichen Bestuhlung im Altarraum, vorwiegend für Gottesdienstfeiern mit Kindern, einer Forderung der konziliaren Liturgieerneuerung, die Gemeinde um den Altar zu versammeln, entsprechend Rechnung getragen werde. Die bisher mit Kunststoffbelägen abgedeckten Podeste unter den Kirchenbänken, die noch die prachtvoll geschnitzten Wangen aus der Ursprungszeit besitzen, werden durch Eichenriemenparketten erneuert.

Die Färbelung des Kircheninneren ist der weitere Schritt der Maßnahmen. Untersuchungen an den Wandflächen haben sowohl Farbton als auch die Materialanalyse ans Tageslicht gefördert und somit die konkrete Ausführung vorgegeben. Helle klassische Barockfarbtöne in lichtem Blau-Grau, aus natürlichen Farbpigmenten gewonnen, und auf Sumpfkalkbasis werden durch das Licht- und Schattenspiel die Architekturgliederung hervorheben und den Raum, entsprechend seiner Charakteristik gestalten, worin das faszinierende Kunstempfinden jesuitischer Baukunst beispielhaft dokumentiert erscheint.

Dann muß die Restaurierung der einzelnen Seitenkapellen – sechs sind es an der Zahl – und des überdimensionalen Hochaltares, der die ganze Westfront der Kirche einnimmt, in Angriff genommen werden. Über Anweisung und unter Bauaufsicht des Bundesdenkmalamtes geschehen bereits Proberestaurierungen an einem ersten Seitenaltar mit Einschluß der dazugehörenden Kapelle, dem Kreuzaltar, ursprünglich als Ignatiusaltar geschaffen. Die Wiener akademische Restauratorin, Mag. art. Eva Viola Saalfeld, erstellt das „Pilotprojekt“ für die nachfolgenden Arbeiten, in welchem praktische Erfahrungen gewonnen werden sollen, um diese dann in der Behandlung aller übrigen Einrichtungsteile anzuwenden. Im bisherigen Arbeitsprozeß traten bereits interessante Ergebnisse ans Licht. Allein durch Reinigen der mehrfach überstrichenen Holzoberfläche kommt eine unerwartet edle Ebenholzimitation zum Vorschein, die sich bei weitem nicht so penetrant schwarz präsentiert, wie man sie gegenwärtig an allen Holzteilen sieht, und am Gold der Altarverzierungen sowie Statuen entdeckt man ein Vergoldungskonzept, das sowohl die flächige als auch die plastische Wirkung zu erzielen imstande ist. Große Aufmerksamkeit muß daher der Behandlung der vorhandenen Vergoldung zugewandt werden, um dieses Konzept einer vornehm würdigen Feierlichkeit im Gesamtausdruck der Kirche wieder zu gewinnen. Doch zuvor müssen die von den Holzschädlingen ruinierten und geschädigten Holzteile Stück für Stück mittels Kunstharzinfusionen stabilisiert werden, um sie vor weiterem Zerfall zu schützen. In diesem Arbeitsbereich wird viel Mühe auf einen wesentlichen Restaurierungsaspekt zu verwenden sein, nämlich das alte geschädigte Holz zu konservieren, denn nur mit einem überwiegend erhaltenen Bestand kann die Ursprünglichkeit und ihr Erscheinungsbild einer Jesuitenkirche des 17. Jahrhunderts erhalten und vorgezeigt werden.

Eine weitere Absicht dient der Wiederherstellung des Raumgefüges, das ist die Rückversetzung der Apostelfiguren auf ihren ehemaligen Anbringungsplatz. Sie mußten in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts den neugeschaffenen Bildern mit den Kreuzwegdarstellungen unnötig nach oben hin weichen; damit wurde aber seinerzeit die von den Gestaltern beabsichtigte Umgürtung des ganzen Kirchenraumes durch eine einheitliche Linie, die dazu noch ein wichtiges theologisches Selbstverständnis für das Kirchenbild (nach Eph. 2,20) zur Aussage hatte, zerstört. Die Kreuzwegbilder werden an den Wänden der beiden an den Kirchenraum anschließenden ehemaligen Kreuzgänge einen neuen Aufhängeplatz finden, diese dadurch in das liturgische Pfarrprogramm einbeziehen und außerdem den Besuchern noch Gelegenheit zu besinnlicher Meditation anbieten. Wesentlich tiefer abgesenkt von den Apostelstatuen sollen die bisherigen Namenskartuschen, umfunktioniert zu „Apostelkreuzen“, nach uraltem Brauch die Konsekrationsstellen der Kirche markieren.

Ein nächster Schritt, allerdings nicht so sehr restauratorischer Natur, ist zu setzen mit der Neugestaltung der sogenannten „liturgischen Zone“, dem Altarraum, wo Liturgie, d.h. Gottesdienst, gefeiert wird. Zu den notwendigen Bestandteilen dieses Bereiches zählen der Volksaltar (altare versus populum), der Ambo, die Sedilien (die Sitzgelegenheiten für Priester und Mitwirkende im liturgischen Dienst), die in ihrer Formensprache aber „Kinder unserer Zeit“ sein werden und deswegen auch mit größter Sensibilität gestaltet werden müssen. Ohne jeden besonderen Eigenanspruch, in rein dienender Funktion gesehen, sollen sie möglichst unauffällig in den „alten“ historischen Raum hineinkonzipiert werden.

In der Frage der elektrischen Beleuchtung des Kircheninneren ist an eine sparsame Form gedacht; im großen und ganzen soll nur die Ausleuchtung des Raumes angestrebt werden, ohne auf theatrale Bestrahlung mit Bühneneffekt einzelner Einrichtungsgegenstände abzielen. Lediglich der Hochaltar wird in dezenter Art angestrahlt werden, während im übrigen nur eine Raumbelichtung installiert wird. Ein gleicher funktioneller Aspekt ist auf eine sparsame akustische Beschallungsanlage gelenkt, da die Kirche ob ihrer günstigen Raumproportionen ohnehin über eine optimale Eigenakustik verfügt. Die Kanzel als Ort der Verkündigung wieder verstärkt in den Dienst zu nehmen, ist längst nicht mehr nur ein Zugeständnis an nostalgische Erinnerungen, sondern eine immer stärker werdende Forderung der Gottesdienstgemeinde, die in dieser Verkündigungsmodalität neben Interessen der Akustik auch solche der Wertschätzung für die Predigt anmeldet.

Ist erst das Innere des Gotteshauses seinem Ursprung möglichst naturgetreu wieder nahegebracht und für die Feier der Gottesdienste adaptiert, kann man mit ebensolcher Gründlichkeit, künstlerischem Verständnis, aber auch mit großer Verantwortung für das Geschaffene an die Restaurierung der Außenfassaden schreiten. Untersuchungen an den Außenwänden bestätigten exakt die Vermutungen, daß das äußere Aussehen in enger Parallelität zur Gestaltung des inneren Kleides der Kirche steht. Gleich wie im Innenraum, prägen helle Farbtöne, in der „Grauskala“ architektonisch gegliedert, das Erscheinungsbild und führen durch eine Rückgewinnung dieser Optik den Eindruck der Ursprungszeit herauf. Bedingt durch die Freilegung des Sandsteinmaterials am Sockel und des Natursteines im Portalbereich, worin eine wohltuende Fundamentwirkung für das aufstrebende Gebäude erwirkt und der Charakter der Renaissance betont wird, kann die Stadtpfarrkirche absolut zu den bedeutendsten Kunstwerken in der Stadt gezählt werden.

Nebenräume der Kirche – Sakristei, Umgänge, Obergeschoße – bieten nach ordnungsgemäßer Restaurierung reichlich Platz und Gelegenheit, Sinnvolles darin einzurichten. Geplant sind die Errich-

tung eines begehbaren Kreuzweges in den die Kirche teilweise umfriedenden Seitengängen an der ganzen Westfront und einem Teil der Längsfront. Dieses Vorhaben fand bereits oben Erwähnung. Im Volke sind diese Frömmigkeitsübungen noch tief verwurzelt und sie wieder aktiv in das Pfarrleben zu integrieren, ist somit ein Gebot der Stunde, Altes in neuem Kleide in ansprechender Weise zu beleben. Über den erwähnten Umgängen und oberhalb der Sakristei befinden sich Räumlichkeiten, die sich hervorragend für die Adaptierung von Schauräumen eignen, in denen man altes ehrwürdiges liturgisches Gerät, prachtvolle liturgische Gewänder, verschiedene Gemälde, verschiedene Bücherbestände aus der ehemaligen Jesuitenbibliothek u. a. m. ausstellen und zur Besichtigung freigeben kann.

Zum krönenden Abschluß dieses so reichlichen Vorhabens steht außerdem noch der begreifliche Wunsch, dem Gotteshaus besonderer Prägung in seiner wiedergewonnenen ursprünglichen Schönheit und Pracht ein Orgelwerk zu schenken, das dazu beitragen kann, der sich stets versammelnden Gottesdienstgemeinde sowie den Teilnehmern an diversen Familienfeiern, aber auch einem anspruchsvollen Konzertpublikum und den einsamen stillen Besuchern und Betern in der Kirche durch die Dimension des Schauens und Staunens über die entfaltete Herrlichkeit menschlicher Schaffenskunst und jene des ergriffenen Hörens des Wohlklanges der Musik die Dimension transzendentaler Erwartungen zu erschließen.

Vorhaben, Pläne, Ideen – nicht utopisch, sondern durchaus realisierbar – von hohem Grad, die große Geldsummen erfordern und im Zeitaufwand vermutlich ins nächste Jahrtausend hinüberreichen werden, die aber heute schon mit der Kühnheit in der Planung und mit notwendiger Courage und Konsequenz ins Auge gefaßt werden müssen!

Weiterführende Publikationen:

Jontes Günther – Woisetschläger Kurt, Die ehemalige Jesuiten- und heutige Stadtpfarrkirche St. Xaver zu Leoben, Geschichte und Kunst (Kirchenführer), Leoben 1987. — Jontes Günther, Alt-Leobener Glocken, Hornwerke und Orgeln. Beiträge zur Musikgeschichte der Stadt Leoben, in: Leobener Strauß. Beiträge zur Geschichte, Kunstgeschichte und Volkskunde der Stadt und ihres Bezirkes 7/1979, S. 9–60. — Ders., Die Leobener Jesuiten 1613–1773. Ihre Bedeutung für das Geistesleben der Stadt, in: Obersteirischer Kulturbund 1947–1992. Beiträge zu einem Jubiläum, Leoben 1992, S. 51–62. — Schweigert Horst, Die Kanzel der Stadtpfarrkirche zum heiligen Franz Xaver, ehemals Jesuitenkirche in Leoben, in: Leobener Strauß 3/1975, S. 23–42. — Veselsky Oskar, Die Restaurierung der Leobener Stadtpfarrkirche, in: Obersteirischer Kulturbund 1947–1992. Beiträge zu einem Jubiläum, Leoben 1992, S. 45–50.

Stadtarchäologie in Graz

Baubefunde im Nordhof der alten Grazer Universität (Bürgergasse 2, 2a)

von Gerald Fuchs

1. Einführung

Die stadtarchäologische Forschung ist immer mit lückenhaften Befunden konfrontiert, da im dicht verbauten Gebiet in der Regel nur dort Untersuchungen durchgeführt werden können (und müssen), wo gerade gebaut wird. Die zu untersuchenden Flächen sind nur selten Ergebnis fachlicher Überlegungen, meist werden sie durch die Bauplanung bestimmt, dasselbe gilt für den Zeitplan und die Dauer der archäologischen Arbeiten – zur aktuellen Situation der Stadtarchäologie in Österreich siehe Farka (1992).

In Städten und Märkten werden die Kernzonen seit Jahrhunderten kontinuierlich bewohnt und ständig verändert; im Zuge der Errichtung jüngerer Gebäude geht die alte Substanz stückweise verloren. Andererseits haben alte noch bestehende Gebäude im Laufe der Zeit unzählige Veränderungen erfahren, die wir im Zuge bauarchäologischer Untersuchungen dokumentieren und entschlüsseln können.

Archäologische Grabungen und bauarchäologische Untersuchungen im Stadtkern sind zusammen mit der historischen Forschung die Grundlage einer Stadtgeschichte, die erst geschrieben werden muß und die sich nicht allein auf die mehr oder weniger zufällig erhaltenen Urkunden stützt – ein Umstand der in Graz von Bedeutung ist. Baumaßnahmen im Stadtkern sind Gefahr und Chance zugleich: ohne archäologische bzw. bauarchäologische Untersuchungen wird letztlich ein Stück Stadtgeschichte vernichtet; im positiven Fall erhalten wir wichtige Informationen über einen Teil der Altstadt und ihre Entwicklung. Der Substanzverlust ist allerdings nur zu verringern, wenn die alte Bausubstanz allgemein als wesentlicher Teil des gegenwärtig genutzten und benutzbaren Bestandes akzeptiert wird.

Bei Renovierungsarbeiten im Nordhof zwischen Priesterseminar und Landesarchiv (Bürgergasse 2a) sind bedeutende Erdbewegungen für den notwendigen Einbau der Haustechnik erfolgt. Die Baustellenüberwachung und Dokumentation der Baubefunde ist im Auftrag des Bundesdenkmalamtes in der Zeit von 24. Jänner bis 20. Februar 1992 durch die Fa. ARGIS Archäologie und Geodaten Service vorgenommen worden.

2. Die Situation im Bereich der alten Grazer Universität

2.1. Topographie

Die Errichtung der bestehenden Gebäude für das Jesuitenkollegium und die alte Grazer Universität (Abb. 1) erfolgte zwischen 1573 und 1609 (Popelka 1959: 255, 522, 554). Der Komplex umfaßt das Priesterseminar im Süden mit dem zentralen rechteckigen Hof (Bürgergasse 2; Bfl. 440/1 der KG Innere Stadt) und den Nordtrakt, der heute vom Steiermärkischen Landesarchiv benutzt wird (Bürgergasse 2a = Hofgasse 14; Parz. 440/2 der KG Innere Stadt).

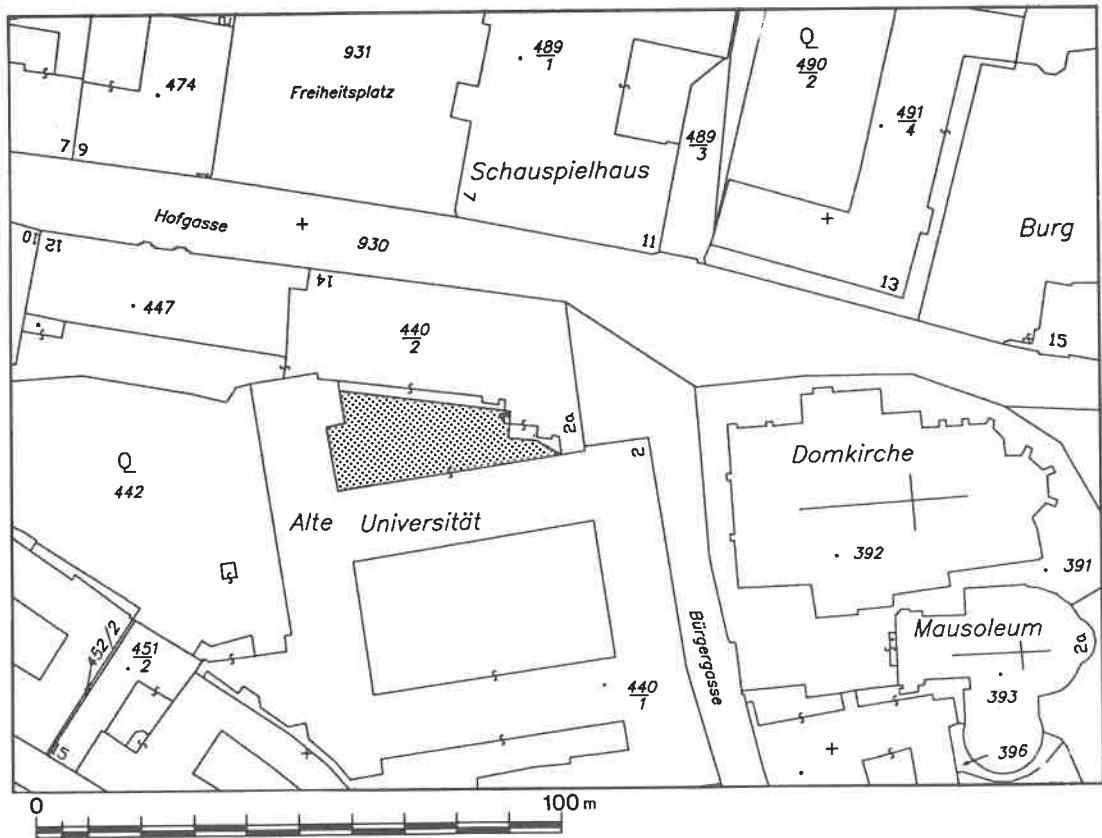


Abb. 1: Katastralmappe (Ausschnitt) mit Lage des untersuchten Areals (gerastert).

Zwischen diesen beiden Teilen liegt der annähernd dreieckige Nordhof, dessen Form durch die Ausrichtung der Bebauung entlang von Hofgasse und Bürgergasse bestimmt wird. Das Gelände ist im Bereich vom Freiheitsplatz bis zur Hofgasse wenig nach Süden geneigt, auch der Nordtrakt (Landesarchiv) liegt noch auf der Geländeverebnung, während sich Nordhof und Südtrakt im stärker geneigten Abschnitt befinden.

2.2. Hinweise auf Vorgängerbauten

Über die ältere Bebauung gibt es spärliche Hinweise, zudem ist eine genaue Lokalisierung der urkundlich genannten Häuser schwierig. Nach Popelka (1959: 554) verkaufte 1434 Andre Vest, Bürger zu Graz, sein Haus an Herzog Friedrich d.J., das im Bereich Hofgasse 14 = Bürgergasse 2a lokalisiert wird. Nach Schreiner (1843: 218) befand sich auf dem Gelände der alten Universität ein Haus des Wolfgang von Schranz (Kanzler von Karl II.). Zudem ist die Lage des ehemaligen Dompfarrhofes nicht gesichert – für die Lokalisierung kommt u.a. auch der Bereich der alten Universität in Frage. Das Areal der alten Universität liegt seit 1336 innerhalb der Stadtmauern von Graz (Posch 1968: 36); dieses Datum kann man mit Vorbehalt als terminus post quem für die Datierung einer allenfalls nachweisbaren frühen Bebauung ansehen.

Die letzten systematischen Beobachtungen von Großbauvorhaben im Grazer Stadtgebiet sind – übrigens von Geologen – vor mehr als 70 Jahren (!) durchgeführt worden; im Areal, das für unsere Fragestellungen von Interesse ist, liegt allerdings nur ein Hinweis vor: Bei Kanalisierungsarbeiten

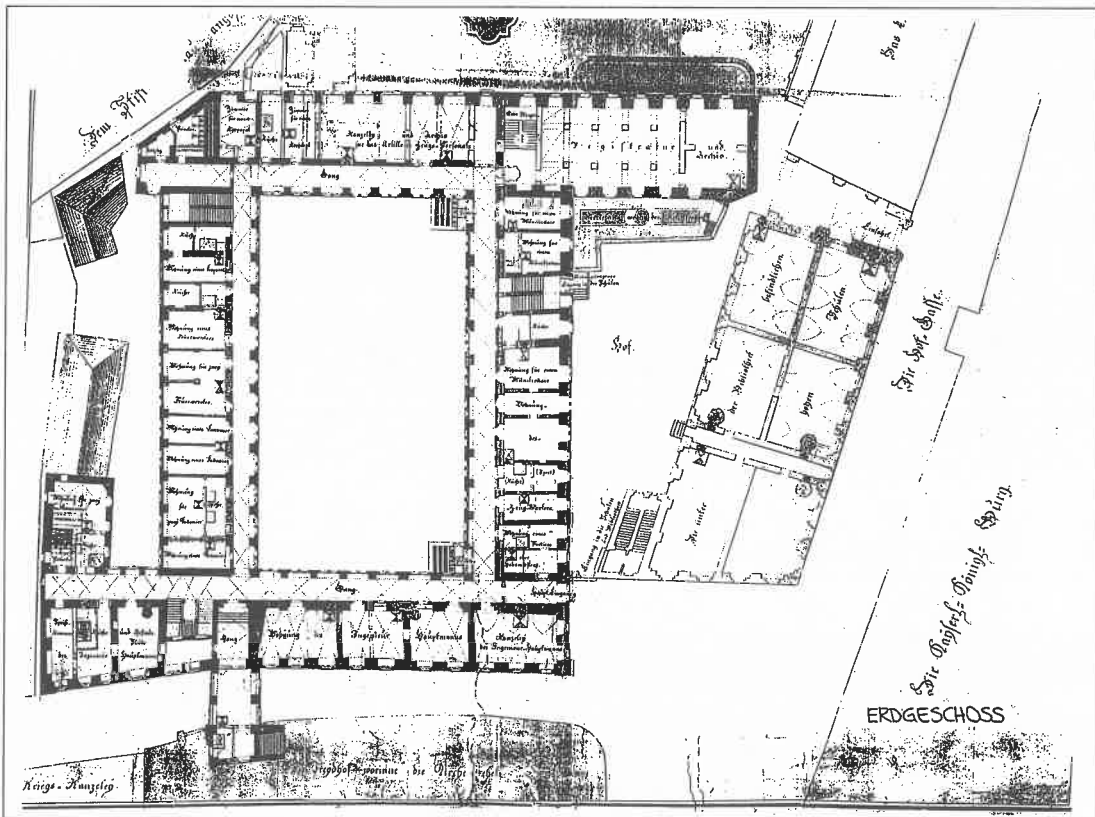


Abb. 2: Bestandsplan (Ausschnitt), 1809/11. Original im Steiermärkischen Landesarchiv G.K. Arch. Sondermappe Nr. 59, Nr. 37 b (Kopie am BDA Graz).

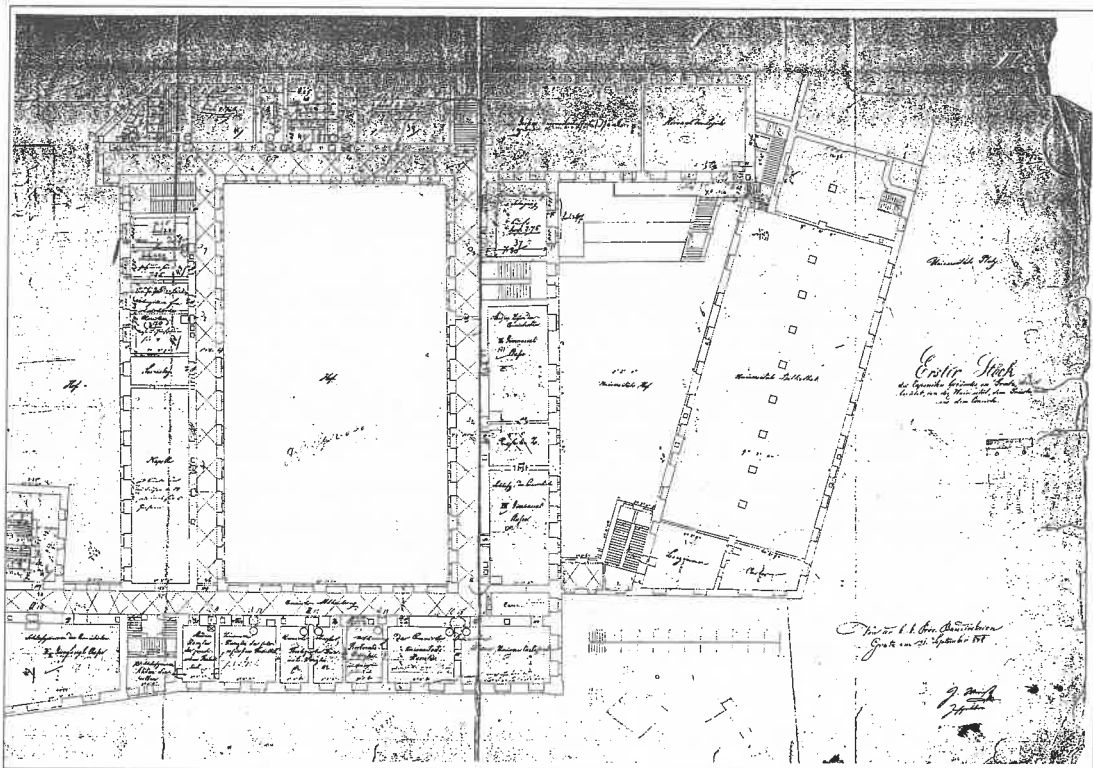


Abb. 3: Bestandsplan (Ausschnitt) aus dem Jahr 1848. Originale im Dompfarramt (Kopie am BDA Graz).

wurde in der Bürgergasse bei der Mausoleumsstiege eine 1 m mächtige nicht sterile Anschüttung (?) beobachtet (Mayer 1936: 103 (Nr. 118)).

In allen Bereichen, die nicht von der tiefgreifenden Umgestaltung gegen Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts erfaßt worden sind, können Reste von Vorgängerbauten erwartet werden.

2.3. Befunde und Veränderungen der späten Neuzeit

Im westlichen Drittel des Nordhofes wurden in 5 bis 20 cm Tiefe größere zusammenhängende Reste einer Pflasterung aus Geröllen (Katzenkopfpflaster) beobachtet.

Von der zwischen 1809/11 und 1848 errichteten Freitreppe in der Nordwestecke des Hofes (Abb. 3) wurde ein Ziegelmäuerchen der südlichen Längsseite (Abb. 4, Nr. 1, Signatur ZM) festgestellt.

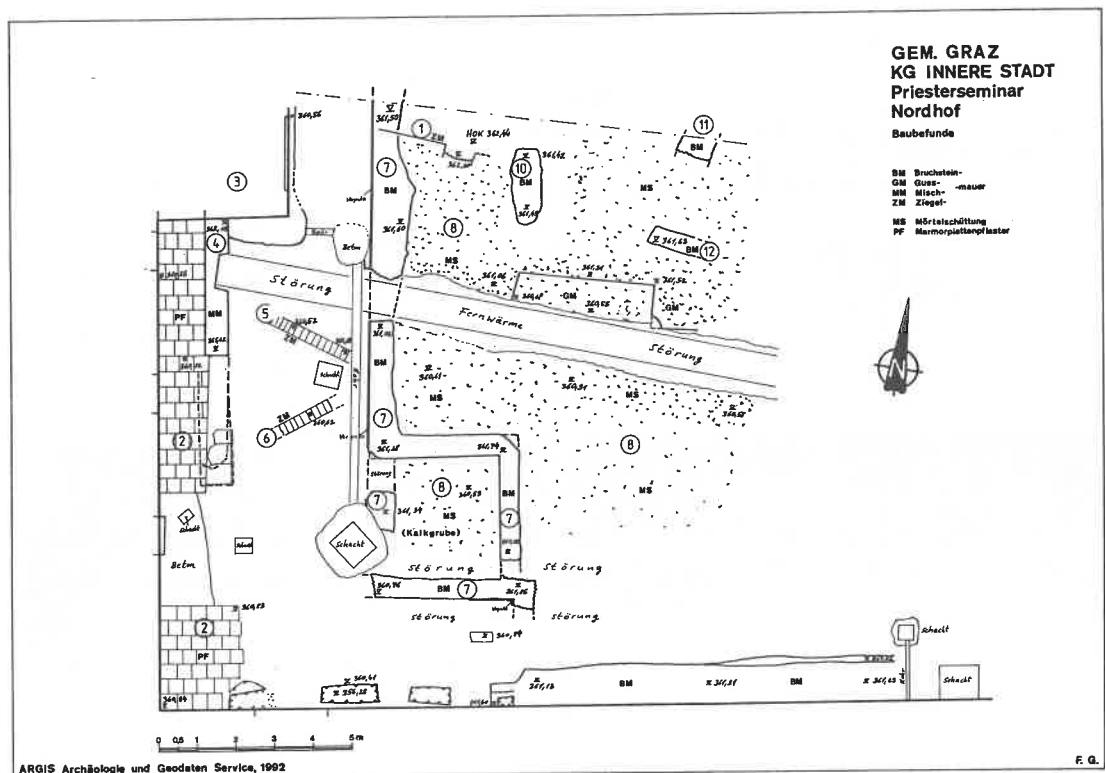


Abb. 4: Baubefunde im Nordhof der alten Grazer Universität (Dokumentationsebene I).

Der Westteil der Treppe ist bereits früher (jedenfalls nach 1848 – an der Wende 19./20. Jahrhundert?) im Zuge der Errichtung des Stiegenhauses (Abb. 4, Nr. 3) abgetragen worden.

Die Verlegung des Marmorplattenpflasters an der Westseite des Hofes (Abb. 4, Nr. 2, Signatur PF) dürfte etwa in die selbe Zeit wie die Errichtung des Stiegenhauses (Abb. 4, Nr. 3) zu setzen sein.

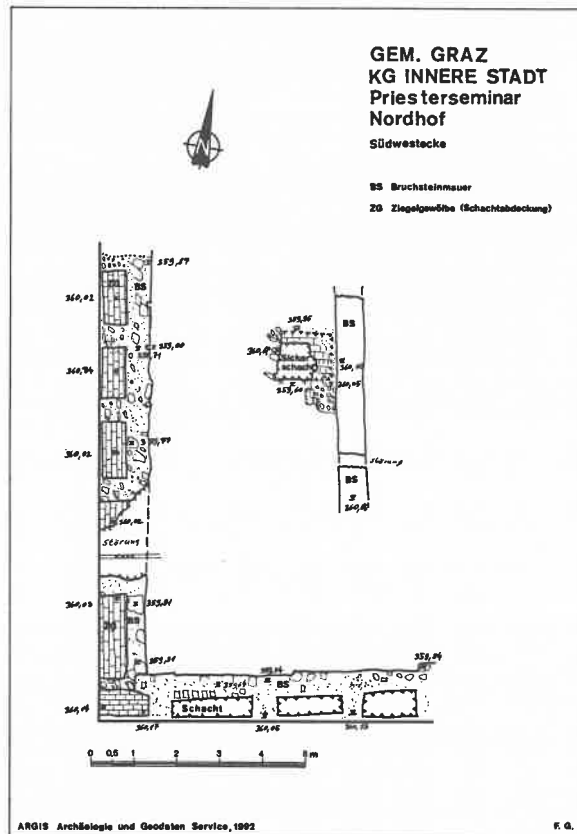
Das Mäuerchen (Abb. 4, Nr. 4, Signatur MM) ist daran angebaut und jedenfalls rezent. Die unregelmäßige Nische im Grundriß ist der Rest eines Rauchfanges von einem nicht erhaltenen Gebäude.

Die beiden schräg zusammenlaufenden Ziegelmäuerchen (Abb. 4, Nr. 5 und 6, Signatur ZM) dienten der Ableitung der Oberflächenwässer im Hofbereich; sie sind wahrscheinlich gleichaltrig oder jünger wie das Marmorplattenpflaster; ihre Oberkanten weisen ein Gefälle zum Sickerschacht (Abb. 5) hin auf, wo ein kleiner Rest der originalen Pflasterung festgestellt worden ist.

Abb. 5: Baubefunde im Nordhof der alten Grazer Universität; Detailplan Südwestecke (Dokumentationsebene 2).

Der Sickerschacht selbst ist jedoch älter, vermutlich zeitgleich mit der Errichtung des Westtraktes der alten Universität.

Das Mauergeviert (Abb. 4) ist sekundär als Kalkgrube verwendet worden; zu diesem Zweck ist an der Westseite eine Holzverschalung eingebaut worden, deren Abdrücke zu erkennen waren. Der Zeitpunkt der Verwendung ist nicht genauer zu bestimmen.



2.4. Hochmittelalterliche und frühneuzeitliche Baubefunde im Hofbereich

Die Gebäudereste, welche in das späte Mittelalter und die frühe Neuzeit zu datieren sind, weisen zwei verschiedene Richtungen auf, die den Baufluchten entlang der Bürgergasse bzw. der Hofgasse entsprechen. Die Orientierung allein gibt daher keine verwertbaren Anhaltspunkte für ihre Zeitstellung. Wegen unzähliger Störungen durch Künetten für diverse Leitungen und Einbauten (Fernwärme, Wasser, Regenwasserkanäle und Sammelschächte, Blitzableiter), die bis in rund 2 m Tiefe reichten, sind die Mauern nur fragmentarisch erhalten.

Das sekundär als Kalkgrube verwendete Mauergeviert (Abb. 4, Nr. 7, Signatur BM und Abb. 7) hängt mit der nach Norden gerichteten massiven Bruchsteinmauer zusammen, deren Ostseite unregelmäßig ausgebildet ist, während die glatte Westseite verputzt ist.

Möglicherweise gehört der Rest einer fast vollständig abgetragenen Mauer (Abb. 4, Nr. 10) zu derselben Anlage. Auch die Südmauer des Gevierts war an der Südseite verputzt, innen war die Oberfläche des Bruchsteinmauerwerks mit Mörtel glatt verstrichen.

Die Südmauer des Gevierts hatte nach Süden, Westen und Osten (?) hin Fortsetzungen, die zur Gänze verschwunden sind. Der unregelmäßige Verlauf der Maueroberkante mit Niveaudifferenzen von bis zu 1,1 m ist nicht die Folge rezenter Eingriffe, sondern durch frühere Abbrucharbeiten geschaffen worden – die Maueroberkante dürfte einer ehemaligen Geländeoberfläche im Nordhof entsprechen.

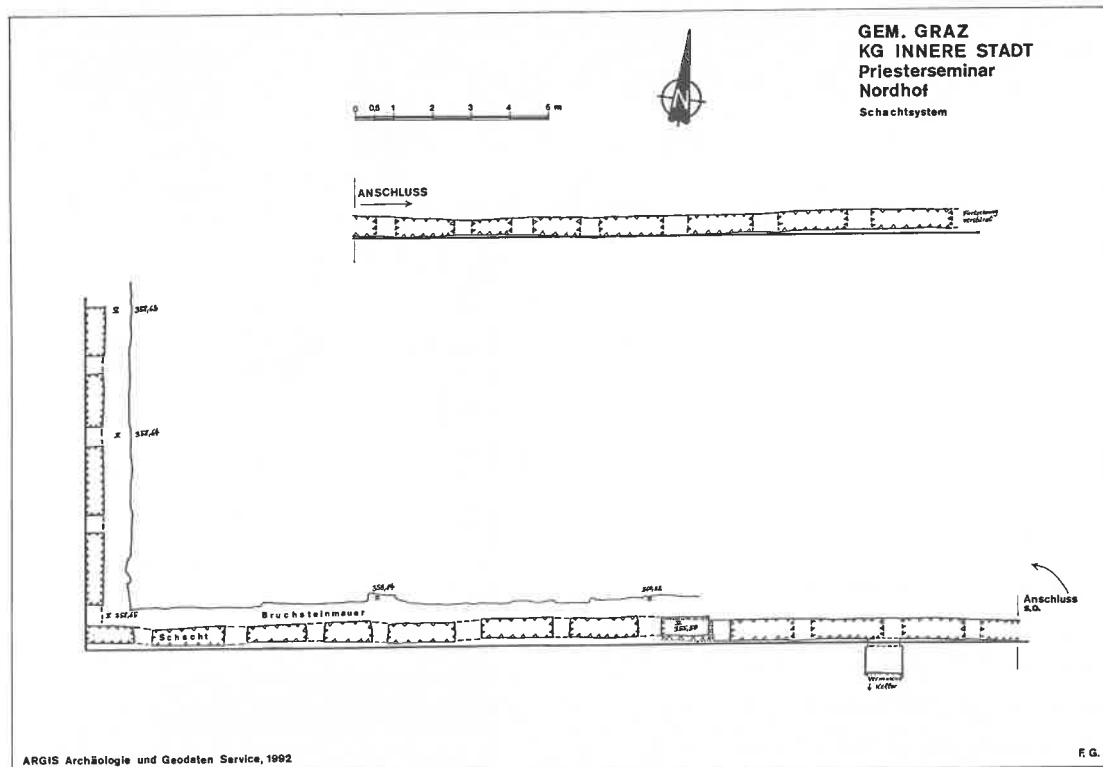


Abb. 6: Baubefunde im Nordhof der alten Grazer Universität; Schachtsystem (Dokumentationsebene 3).

Die Westmauer (Abb. 4, Nr. 7) begrenzt zugleich eine ausgedehnte Mörtelschüttung (Abb. 4, Nr. 8, Signatur MS und Abb. 7) von 10–40 cm Mächtigkeit. Die 'Mörtelplatte' ist im Bereich des oben beschriebenen Mauergevierts besonders massiv und läuft nach Osten hin ohne scharfe Abgrenzung aus.

Das Material hat dieselbe Konsistenz und Textur wie das nördlich anschließende Gußmauerwerk (Abb. 4, Nr. 9, Signatur GM): Schotter mit einem hohen Anteil großer Komponenten von 5 bis 10 cm Durchmesser und Kalk als Bindemittel. Die Befunde sind durch den rund 1,5 m breiten Graben für eine Fernwärmeleitung stark gestört worden, doch war im mittleren Teil noch ein Stück mit den Abdrücken der Holzschalung erhalten. Da weder Standspuren noch Reste aufgehenden Mauerwerks nachgewiesen werden konnten, dürfte das Gußmauerwerk zur Absicherung einer max. 0,9 m hohen Geländestufe und der Fundamente unmittelbar nördlich gelegener Bauten gedient haben.

Die West- und Südmauer des Gevierts (Abb. 4, Nr. 7) sind im Plan von 1809/11 (Abb. 2) annähernd lagerichtig eingetragen. Sie dienten offensichtlich als Böschungsmauern und begrenzten die Vertiefung wegen der Kellerfenster im westlichen Hofbereich.

Zu diesem Zeitpunkt war die Oberfläche östlich davon durch sukzessive Anschüttung von Schotter und Bauschutt um rund 1,5 m höher gelegt worden (in Relation zum Bodenniveau, das durch die Mörtelschüttung gebildet wird).

Im Nordosten der untersuchten Fläche sind geringe, aber z.T. massive Mauerreste dokumentiert worden (Abb. 4, Nr. 11 und 12), die nach der Bauflucht an der Hofgasse ausgerichtet sind. Ihre Zeitstellung ist nicht genauer zu bestimmen.



Abb. 7: Mauerreste, Gußmauerwerk und Mörtelschüttung im Nordhof der alten Grazer Universität (vgl. Abb. 4). Bildarchiv BDA Graz 92/103.

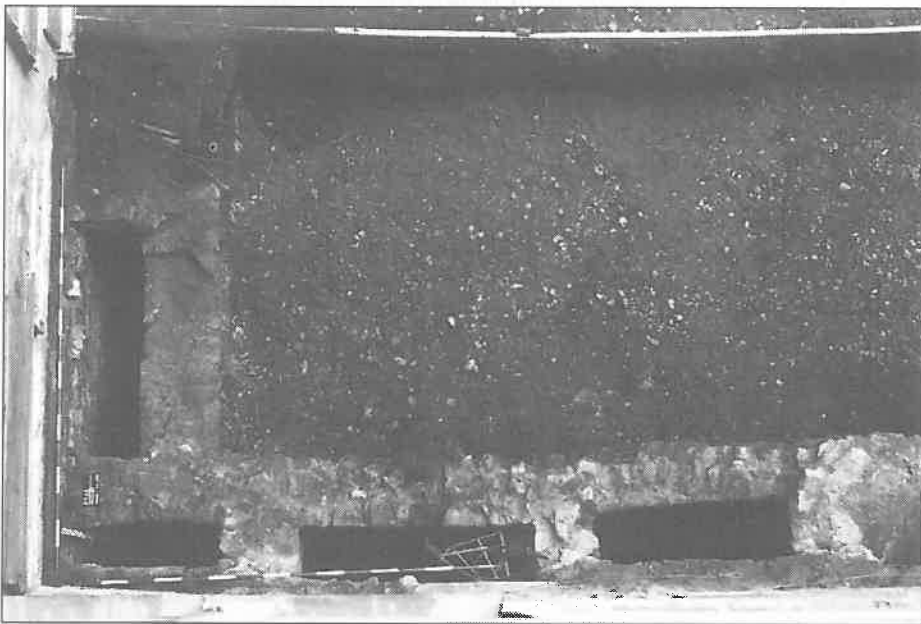


Abb. 8: Schachtsystem im Nordhof der alten Grazer Universität (Detail in der Südwestecke). Bildarchiv BDA Graz 92/104.

2.5. Befunde im Kontext mit der bestehenden Bausubstanz

An der Süd- und Westfront des Hofes ist eine interessante Konstruktion dokumentiert worden, die zeitgleich mit den 1573–1608 errichteten angrenzenden Gebäudeteilen ist (Abb. 5, 6, 8).

Sie ist in einem Zug mit Keller und Untergeschoß errichtet worden. Den hofseitigen Außenmauern sind in einem Abstand von 0,5 m parallel verlaufende Bruchsteinmauern vorgelagert, die durch Querstreben in Abständen von 1,5 bis 2,0 m verbunden sind.

Dadurch werden regelmäßig angelegte Schächte mit Innenmaßen zwischen 1,5 x 0,5 m und 2,0 x 0,5 m bei einer Tiefe von ca. 5 m gebildet. An der Basis sind sie durch einen Horizontalgang verbunden, da die Querstreben nicht bis an den Boden hinabreichen.

Oben waren sie an der Südfront durch plattige Bruchsteine abgedeckt und vermauert, an der Westfront durch Ziegelgewölbe überdeckt. An der Südseite führte vom Horizontalgang eine heute vermauerte Verbindung in das Kellergeschoß des Jesuitenkollegs. Die Konstruktion diente wahrscheinlich zum Trockenhalten des Mauerwerks, ob damit der Erddruck von der Hofseite aufgefangen werden konnte bzw. sollte, ist unsicher.

Die Abdeckung des 4. Schachtes von Westen an der Südfront ist zu einem späteren Zeitpunkt erneuert worden. Für diesen Zweck sind plattige Spolien verwendet worden, unter denen sich zwei hochmittelalterliche oder frühneuzeitliche Grabsteinfragmente befanden. Sie sind als Baumaterial vermutlich vom nahen Domfriedhof herangebracht worden. Eine Dokumentation und Lesung wird von Herrn Univ.Prof. Dr. H. Valentinitsch vorgenommen.

3. Zusammenfassung und Ausblick

Die Ergebnisse sind trotz des überwiegend fragmentarischen Erhaltungszustandes der Befunde wichtig für diesen Bereich der Grazer Altstadt, weil dadurch die urkundlich überlieferte Kenntnis erweitert und ergänzt werden kann. Eine genauere zeitliche Einordnung der Baubefunde als angegeben, ist gegenwärtig aufgrund fehlender Anhaltspunkte nicht möglich.

Die Datierung wird durch folgende Umstände erheblich erschwert:

1. Wegen zahlreicher rezenter Störungen sind die Zusammenhänge von Befunden teilweise zerrissen; daher ist auch die Erarbeitung einer Relativabfolge der einzelnen Gebäudereste problematisch, fallweise nicht möglich.
2. Datierende Kleinfunde waren im gesamten Nordhof sehr selten. Falls ältere Fundschichten vorhanden waren, sind sie im Zuge der bedeutenden Geländeänderungen abgetragen worden – dies wäre denkbar, da von einigen Mauern nur mehr die untersten Fundamente vorhanden waren. Andererseits ist der Hof seit Errichtung der Universität zwar mit Bauschutt und Schotter um 1 bis 2 m angeschüttet worden, er hat aber nie als Mülldeponie gedient.
3. Die Baubefunde sind während der aktuellen Bauarbeiten beobachtet und dokumentiert worden. Eine archäologische Grabung war wegen der hohen Kosten von vornherein ausgeschlossen.

Die Befunde im Bereich der Baugrube sind nach Vermessung und zeichnerischer sowie fotografischer Aufnahme sukzessive dem Bagger zum Opfer gefallen. Was bleibt, sind die Dokumentation und die Funde. Die Originalzeichnungen im Maßstab 1 : 20, nach denen die Pläne (Abb. 4–6) erstellt worden sind, eine umfangreiche Fotodokumentation (sw, Dia) einschließlich einer Anzahl von Stereoaufnahmen, sowie schriftliche Notizen und das eher spärliche Fundmaterial werden am Bundes-

denkmalamt Graz verwahrt. Die Ergebnisse der Untersuchungen im Bereich der alten Grazer Universität sind ein Mosaiksteinchen einer neuen Grazer Stadtgeschichte, in der die Ergebnisse der historischen Nachbarwissenschaften zu berücksichtigen sind.

Die Stadtarchäologie in Graz steckt in den Anfängen. Für eine kontinuierliche Entwicklung zu einem Standard, wie in einigen benachbarten Ländern, bedarf es noch bedeutender Anstrengungen. Zunächst muß die Bewußtseinsbildung über Bedeutung und Ziele der Stadtkernforschung in den Fachkreisen (Archäologen, Denkmalpfleger, Historiker, Kunsthistoriker) so weit voranschreiten, daß die Notwendigkeit, Maßnahmen zu setzen, ihren Ausdruck auch in der einer konsequenten Realisierung findet.

Durch punktuelle und sporadische, möglicherweise medienwirksame Einzelaktionen ist keine Verbesserung der gegenwärtigen Situation zu erzielen. Das Ziel ist vielmehr ein planmäßiges, systematisches und gut koordiniertes Management der kulturellen Ressourcen im Stadtkern, für das es im Ausland nachahmenswerte Beispiele gibt. Wenn das nicht gelingt, bleibt nur eine Frage: Kann die Kulturstadt Graz auf ihr historisches Kulturgut verzichten?

Dank

Für wertvolle Unterstützung während der Dokumentationsarbeiten und für die Genehmigung zur Wiedergabe von Plänen und Bildern danken wir Herrn UD Dr. Bernhard Hebert und Frau DI Eva Mohringer (beide Bundesdenkmalamt Graz); für wichtige Hinweise Herrn Dir. HR Univ.-Prof. Dr. Gerhard Pferschy; weiters der ausführenden Baufirma Lohr für die gute Kooperation und den Mitarbeitern Catia Corradini-Isa, Ulli Hampel und Heinrich Kusch für ihren Einsatz.

Literatur:

Ch. Farka (1992): Stadtkernarchäologie in Österreich. *Archäologie in Österreich*, 3, (2), Wien, 12–18. — R. Mayer (1936): Geographische Beiträge zur ältesten Entwicklung der Siedlung Graz. *Mitteilungen des Naturwissenschaftlichen Vereines für Steiermark*, 73, Graz, 61–107. — F. Popelka (1959): Geschichte der Stadt Graz (mit dem Häuser- und Gassenbuch der inneren Stadt Graz von A. Luschin-Ebengreuth), Bd. 1, Graz, 255, 522 (s.v. Bürgergasse 2), 554 (s.v. Hofgasse 14). — F. Posch (1968): Zur Geschichte der Gründung und ältesten Entwicklung von Graz. *Historisches Jahrbuch der Stadt Graz*, 1, Graz, 29–50. — G. Schreiner (1843): Grätz. Ein naturhistorisch–statistisch–topographisches Gemälde dieser Stadt und ihrer Umgebungen. Grätz, Abb. bei S. 152, 215, 218–221, 418–419. — W. Strahalm (1989): Graz. Eine Stadtgeschichte. Graz, 152, 157–158, 162 (Abb.), 167.

Die historische Bedeutung des Standortes Silberberg

von Eduard Staudinger

Die Geschichte des Standortes ist untrennbar verbunden mit der Wallfahrtskirche AUF VNSE (LIEBEN) FRAWN¹ PERG BEY LEYBENCZ (Nennung im Mittelalter) und mit der ehemals erzbischöflich-salzburgischen Burg Libenize (seit 1419 Schloß Seggau²) (Abb. 1). Seggau ist der Name der Verwaltungsgemeinde. Silberberg selbst liegt in der Gemeinde Kaindorf an der Sulm³. Erstnennung 1318 Chvendorf – Dorf eines Chvno (Kurzform von Konrad – Kunendorf/Kundorf/Kaindorf). Erinnert der Name an Konrad von Abensberg, als Erzbischof von Salzburg Konrad I. der Große genannt (1106–1147)? Er ordnete 1131 den Ausbau der Burg und die Ortsverlegung (Altenmarkt) an. Plante er auch Konradsdorf (Kaindorf)⁴?

Der Name Silberberg

Walter Schmid schreibt⁵ „Die römische Stadt (Flavia Solva) erhielt ihren Namen von einer bereits bestehenden keltischen Ansiedlung, die sich wahrscheinlich auf den Höhen des Seggauer- und des Frauenberges befand. Der Name hat sich im frühen Mittelalter im Namen der Ortschaft Zuip (Altenmarkt) und heute noch in den Namen Sulm, Sülvern, Sülverwald (Silberwald), Silberbach und Silberberg erhalten.“ Alle Namensdeutungen halten moderner Kritik nicht stand. Silberberg liegt am Südfuß des Kreuzkogels (495 m). Der zur Sulm geneigte Osthang des südlichen Ausläufers trägt den Namen Sulmberg, der Name Silberberg haftet nur am Südabhang⁶. Der Name muß hier einen anderen Ursprung haben⁷. Silberwald (alte Schreibung Sülberwald) könnte eher „Wald bei der Ortschaft Sulb“, eben Sulberwald bedeuten. Der Name der Römerstadt klingt nur mehr indirekt an. Namensgeber ist der Fluß.

Der Flußname Sulm⁸

Das älteste Geschichtsdokument in der Landschaft ist der Name des Flusses. Er stammt aus dem Keltischen, und geht auf die indogermanische Sprachwurzel Suel zurück, die auch im Deutschen noch weiterlebt (Schwellen, Schwell, der Schwall). Vor der Regulierung war die Sulm wegen ihrer alljährlichen Katastrophenhochwässer gefürchtet. Der Wasserschwall überflutete die Auen und verwandelte den Talgrund in einen einzigen See. Das war schon zur Keltzeit der Fall und der Fluß hatte seinen

1 Zu verstehen als "Der Berg Unserer Lieben Frau".

2 E. Staudinger, Schloß Seggau, kurzer geschichtlicher Überblick, Seggau 1989.

3 Ders., Kaindorf a.d. Sulm. Kurzer Abriß der Ortsgeschichte, Leibnitz 1991 (im Auftrag des Bürgermeisters, Manuskript im Besitz der Gemeinde, Druck geplant).

4 Ders., Wie Zuip zu Leibnitz wurde, in: BfHk 54/1980, S. 65–78.

5 W. Schmid, Flavia Solva, Graz 1917 (2. Auflage), S. 2.

6 Wandkarte des pol. Bez. Leibnitz, 1 : 5000. Hrsg. BH Leibnitz 1892.

7 E. Staudinger, Woher stammt der Name Silberberg der Landes- Obst- und Weinbauschule?, in: BfHk 50/1976, S. 147–151.

8 F. Lochner von Hüttenbach, Zur Deutung von Solva und Sulm, in: Schild von Steier (Festschrift Modrijan), Bd. 15/16, Graz 1978/79, S. 82–84.

Namen. Über lateinisch Solva und Karantanisch Sulpa formte sich im Mittelalter das deutsche Sulbe/Sulben/Sulm (eigentlich eine mundartliche Verschleifung)⁹.



Abb. 1.: Schloß Seggau bei
Leibnitz.
(Zeichnung: E. Primus)

Königreich Norikum (Solva)

Bevor man erkannte, daß bestimmte Bodenfunde die Hinterlassenschaft der Kelten darstellen, benannte man sie nach dem markanten Fundort in der Schweiz „la-Téne-zeitlich“. Als Oberschicht errichteten die Kelten in den letzten Jahrhunderten v. Chr. in den Ostalpen unter römischer Patronanz das Königreich Norikum. Trug der Frauenberg wegen seiner günstigen Lage einen norischen Gaudmittelpunkt? Die spärlichen, la-Téne-zeitlichen Streufunde auf ihm ließen zunächst keinen schlüssigen Beweis zu. Bei der ununterbrochenen Besiedlung löschten Ackerbau und Rigolen die Spuren der Vorgänger weitgehend aus.

Zeilinger erkannte im Geldumlauf einen norischen Mittelpunkt „Leibnitzerfeld“¹⁰, Modrijan spricht den Berg als Umschlagplatz des norischen Fernhandels an¹¹. Fuchs stieß bei seinen Ausgrabungen in jüngster Zeit auf die Spuren einer norischen Siedlung, die lückenlos bis in die römische Kaiserzeit reicht¹². Diese Bergsiedlung wird wohl den Flußnamen Solva getragen haben. Im Königreich Norikum brauchte man Orientierungslinien und benannte die Flüsse.

9 E. Staudinger, Die Abwandlung des römerzeitlichen Stadtnamens „Flavia Solva“ bis ins Mittelalter, in: Römisches Österreich (Festgabe Erna Diez), Jg. 11/12, Wien 1983/84, S. 289–304.

10 Konrad Zeilinger, Der Fundbestand der La-Téne-Kultur in Steiermark, in: Schild von Steier 2/1958, S. 63–65 (insbes. S. 85: Keltenmünzen).

11 Walter Modrijan, Ein Grab der Spät-La-Téne-Zeit in Steiermark, in: Schild von Steier 8/1958, S. 7–13 (insbes. S. 12).

12 Gerald Fuchs, Vorberichte in PAR 36/1986 (PRO AUSTRIA ROMANA! Nachrichtenblatt über die Forschungsarbeit für die Römerzeit in Österreich) und Jahresberichte Joanneum 1982, 1985, 1986.



Abb. 2.: Ansicht des Schlosses Seggau um 1680 (M. Vischer) mit Grenzwachtturm.

Provinz Noricum (Flavia Solva)

Im Zuge seiner Verwaltungsreform erhob Titus Flavius Vespasianus (69–79 n. Chr. röm. Kaiser) den Bergort nahe der Sulm zur Stadt, einziger Beweis: der Stadtname Flavia Solva. Die Römer pflegten den Familiennamen (Flavius) des Stadtrechtsverleihers dem Ortsnamen (Solva) beizufügen. Der Stadtbezirk umfaßte beinahe die ganze heutige Steiermark. Es ist nicht Aufgabe dieser Arbeit, den Forschungsstand über Flavia Solva zu erläutern. Es genügt die Feststellung, daß zur Römerzeit der Verwaltungsmittelpunkt des nachmaligen steirischen Landes an der Sulm lag¹³.

Erwähnt muß das Toleranzedikt von Mailand werden (313 n. Chr.) Constantinus Maximus Augustus (307–337 röm. Kaiser) gewährt dem Christentum die staatliche Anerkennung. Überall in den heiligen Bezirken entstanden neben den Heidentempeln frühchristliche Kirchen. War das auch im heiligen Bezirk unserer Römerstadt auf dem Frauenberg der Fall? Gegenwärtig gräbt Steinklauber auf den Stadeläckern einen frühchristlichen Friedhof aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. aus¹⁴. Die Beweiskette schließt sich. Das Christentum geht auf dem Frauenberg bis in die Römerzeit zurück¹⁵.

13 Erich Hudeczek, FLAVIA SOLVA, in: Aufstieg und Niedergang der römischen Welt II/6 (Geschichte und Kultur Roms im Spiegel neuerer Forschung), Berlin – New York 1977, S. 414–471. — Neueste Zusammenfassung: Flavia Solva, in: Sprechende Steine. Mitteilungsblatt des Archäologischen Vereins Flavia Solva 1989/3 (Sondernummer.)

14 Persönliche Mitteilungen der Ausgräberin Frau Dr. Ulla Steinklauber.

15 E. Staudinger, Frühgeschichtliche Spuren auf dem Frauenberg ob Leibnitz, in: Mitteilungsblatt der Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark 4/1991, S. 49ff (eine Zusammenfassung).

Salzburg an der Sulm (Kärntnermark)

Eine Urkunde aus der Karolingerzeit vom Jahre 860 zählt die Seelsorgestationen der Salzburger Kirche in Karantanien auf, darunter befindet sich eine ad Sulpam¹⁶. Der alte Pfarrpatron von Leibnitz erinnert an das Karolingerreich, auch das Fränkische genannt. St. Martin war der Schutzpatron des Frankenreiches¹⁷. Die Martinskirche stand im heutigen Altenmarkt. Der Ungarnsturm (10. Jahrhundert) vernichtete den fränkischen Reichsaufbau östlich der Alpen. In der Martinskirche fand über 50 Jahre kein Gottesdienst statt.

Nach der Schlacht auf dem Lechfeld (955) erhielt die Salzburger Kirche ihren Besitz an der Sulm wieder zurück¹⁸, doch die Mur blieb vorerst noch Reichsgrenze. Das Bistum erbaute auf dem nördlichen Ausläufer des Frauenberges einen Grenzwachturm (Abb. 2), der sowohl Ausblick ins Untere Murtal (Radkersburg), als auch ins Sulmtal (Radlpaß) bot. Das Baumaterial bildeten römerzeitliche Spolien von der spätantiken Fliehburg auf dem Frauenberg. Nach Abtragen des Turmes landeten einige in der Römersteingalerie im oberen Schloßhof¹⁹. Im Schloß Ehrenhausen steht der dortige alte Grenzwachturm noch.

Der Name Leibnitz

Die Karantaner, ließen sich im Draugebiet nieder. Sulm und Mur zählen zum Einzugsgebiet der Drau, alle drei Flußnamen sind keltischen Ursprungs. Der Frauenberg mit den Resten der Fliehburg und den uralten Wallanlagen bot in den unsicheren Zeiten einen idealen Platz für eine Ansiedlung. In der Ebene lag das Trümmerfeld der Stadt Solva noch offen zutage. Die Karantaner verdumpften den Namen zu Zuib²⁰ (Abb. 3). Sie versammelten sich unter freiem Himmel bei einer Linde (slaw. *lipa*), um öffentliche Angelegenheiten zu regeln und Gottesdienst zu feiern. Das taten sie auch weiterhin am alten römerzeitlichen Gerichtsort. Der slawische Ortsname Lipanizza ist eine indirekte Erinnerung an Solva.

Die Urkunde von 970 gibt klare Auskunft über die Ortsverhältnisse. In ihr kann man lesen: „Die Stadt Zuib und zunächst (auf dem Berg) gelegen die Ortschaft der Stadt, Lipnizza geheißē“. Als Erzbischof Konrad 1131 den Wachturm zur Burg ausbauen ließ²¹, benannte er die neue Burg nach dem Bergort *Castrum Libnize*. Der neue Markt richtete seinen Namen wiederum nach der Burg aus: *Forum Libniz*. Der Name *Civitas Zuib* verklang zu *Altenmarkt*!

16 Fritz Posch, Zur Lokalisierung des in der Urkunde von 860 genannten Salzburger Besitzes, in: *Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde*, Bd. 101/1961, S. 243–260.

17 Otto Wimmer, *Handbuch der Namen und Heiligen*, Tyrolia 1959, S. 353, Martin, Bischof von Tours. (In einer linken Seitenkapelle der Franziskanerkirche zu Steinamanger steht die Umschrift: HIC BEATUS MARTINUS NATUS EST – Hier der hl. Martin geboren ist.)

18 *Urkundenbücher: Stmk.* Bd. I nr. 25, Salzburg Bd. II nr. 53.

19 Erna Diez, *Flavia Solva*, Die römischen Steindenkmäler auf Schloß Seggau bei Leibnitz (2. verbesserte und erweiterte Auflage), Wien 1959. — Bernhard Hebert, *Restaurierung der römischen Steindenkmäler auf Schloß Seggau*, PAR 36/1986.

20 E. Staudinger, Wo lag die „*Civitas Zuib*?“, in: *BlfHk* 52/1978, S. 33–44. (Das Z wird im Slawischen als stimmhaftes S ausgesprochen.)

21 *Monumenta Germaniae Historiae, Scriptorum XI: Vita Conradi 75 Libnize a fundamento edificare coepit, sed imperfectum de reliquit, ideoque plus in robore militum quam ex se firmitatis habet.*

Das Salzburger Vizedomamt Leibnitz (1218–1595)²²

Nicht nur die Stadt Zuib, auch der Forst Sausal richtete den antiken Namen²³ nach der Burg Leibnitz aus (vorübergehend). Der Erzbischof spricht den „nemus Susil“ so an „In Foresto Nostro Libenizze“; zur selben Zeit lautet eine Ortsbezeichnung für Heimschuh „Haimitsach Sub Urbe Libniz“²⁴. In der Urbs (Stadt) amtswaltete ein Vizedom, eine Art Bezirkshauptmann für die Salzburger Gebiete in der Mittel- und Untersteiermark. In den Hausmachtsfehden des Mittelalters widerstand die Burg drei Belagerungen (1164, 1297, 1394). Die Landesgrenze zu Salzburg verlief mitten durch die Burg. Um die Salzburger Lehenshoheit und das Suffraganentum abzuschütteln, hielt es der Seckauer Bischof mit dem steirischen Landesfürsten. Im Jahre 1490 warf der „letzte Ritter“ König Maximilian, der spätere Kaiser Maximilian I., mit seinen Landsknechten die mit Salzburg gegen Habsburg verbündete ungarische Besatzung aus der Burg. Seine Geschütze zerschossen aus dem Gelände südlich vom Gasthaus Schloßkeller aus die Wehrmauern, und der „Verlorene Haufe“, der damalige Name für Stoßtrupp, ging unter diesem Feuerschutz von hier aus vor und gewann die „Geschlösser“²⁵. Die Türken ließen 1532 die Burg unbehelligt. Sie hatten es eilig. Kaiserliche Panzerreiter waren im Anmarsch. Sie vernichteten die türkische Nachhut an der Sulmbrücke (Aflenz)²⁶.

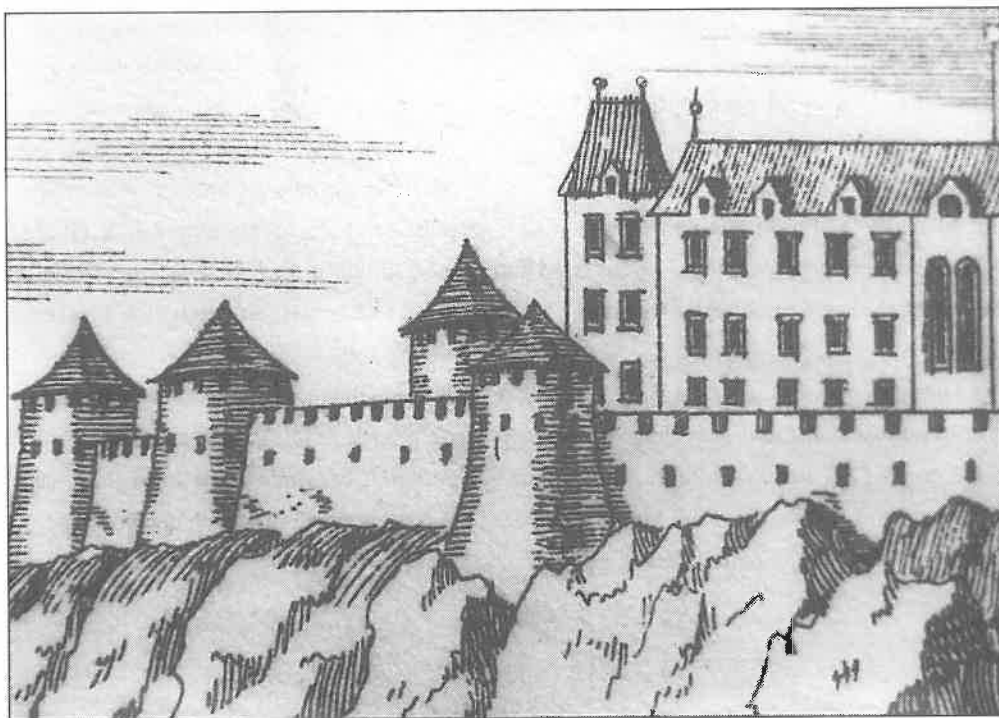


Abb. 3.: Wehranlagen der Burg Seggau, um 1680.

22 Erich Marx, Das Salzburger Vizedomamt Leibnitz (1218–1595), phil. Diss., Salzburg 1972.

23 E. Staudinger, Antike Flur- und Ortsnamen in der Leibnitzer Gegend, in: BIfHk 51/1977, S. 39–44.

24 Urkundenbücher: Stmk. I/400, 285; Salzburg II/339.

25 E. Staudinger, Eine Schanze Maximilian I. auf dem Frauenberge bei Leibnitz, in: BIfHk 26/1952, S. 57–59 (Inscriptionstein Chor – Schloßkapelle).

26 Hans Pirchegger, Geschichte der Steiermark, Bd. II, S. 378ff.

Heinrich von Silberberg, Burggraf von Leibnitz (1331)

Die Stammburg der Silberberger liegt an der steirisch-kärntnerischen Grenze südöstlich von Neumarkt²⁷. Heinrich erlangte das Burggrafenamt durch Einheiraten in die Familie der Herren von Leibnitz. Der Schwiegervater Friedrich der Alt v. Leibnitz belehnte den Silberberger mit einem Hof in Mokirnowe (Muggenau) als Heiratsgut für seine Tochter Gertrud. Heinrich verzichtet 1355 auf alle Forderungen an den Erzbischof, auch der Hof fiel an den Schwiegervater zurück, doch der Name Silberberg scheint als Vulgoname (Hausname) auf dem Hof hängengeblieben zu sein; Baravalle ist

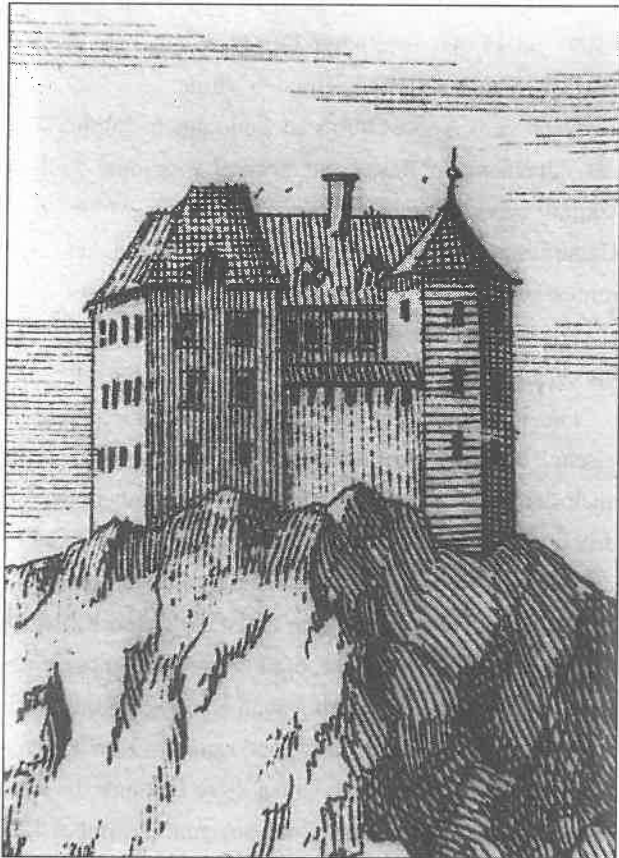


Abb. 4.: Schloß Polheim, um 1680
(M. Vischer).

der selben Meinung. Er schreibt²⁸: „WNW von Leibnitz am Nordufer der Sulm liegt heute die Landes-Obst- und Weinbauschule Silberberg. An ihrer Stelle oder in ihrer Nähe dürfte im 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts ein gleichnamiges Geschlecht auf einem Edelhof gesessen sein. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts dürfte der Hof schon zum Bauernhof geworden sein.“ Der Name Silberberg – eine spätere Erinnerung an den Burggrafen?

27 Alois Lang, Die Salzburger Lehen in Steiermark bis 1520, Graz 1937, nr. 322 Leibnitzer, nr. 458 Silberberger.

28 Robert Baravalle, Burgen und Schlösser der Steiermark, Graz-Stiasny 1961, S. 353.

Kumberg ist mehr als 850 Jahre alt

von Andrea Menguser

Die ersten Besiedlungen von Kumberg

Die ältesten Zeugnisse zur Besiedlung von Menschen im Gemeindegebiet des heutigen Ortes Kumberg sind ein Grabstein aus der Römerzeit¹, der heute an der Südseite der Kirche eingemauert ist sowie ein kleines ländliches Heiligtum aus dem 1. Jahrhundert n. Chr., welches in einem Feld bei Wollsdorf im Jahre 1927 gefunden wurde.

Nach dem Awarensturm zu Ende des 6. Jahrhunderts nahm der slawische Stamm der Slowenen das Alpenland in Besitz. So blieben auch eine Vielzahl von slaw. Namen wie z.B. der Baltahof, kommt von slaw. „balta“ was soviel wie „Moor“ bedeutet, erhalten. Trotz der hereinbrechenden Ungarn aus dem Osten scheint der Rabnitzwinkel ein Zufluchtsort gewesen zu sein, obwohl noch immer keine intensive Landnahme nachzuweisen ist.

Die deutsche Besiedlung erfolgte erst endgültig unter Kaiser Heinrich III. (1042/44), der das Land bis zur Lafnitz den Ungarn entriß und es mit der Mark, der heutigen Steiermark, verband.

Die erste urkundliche Nennung von Kumberg liegt in einer Urkunde aus dem Jahre 1142, als Erzbischof Konrad I. von Salzburg dem Augustinerchorherrenstift Seckau unter verschiedenen Zehenten auch den von „Chunenberg“ schenkte. Kumberg war aber schon ein Jahr davor, obwohl nicht ausdrücklich genannt, durch Adalram von Waldeck an das von ihm gegründete Seckau gekommen. Adalram war ein Nachkomme des mächtigen Geschlechtes der Aribonen, verfügte über Kumberg, obwohl sein Vorfahre Aribo nach dem Aufstand gegen Kaiser Heinrich III. (1054) die Pfalzgrafenwürde und einen Großteil seiner Güter, darunter auch Kumberg, verloren hatte. Die Pfalzgrafenwürde sowie der gesamte steirische Besitz gingen an Kuno von Rott-Vohburg.

Kuno von Rott rodete das Land rund um Kumberg und gab dem Ort seinen Namen. 1073 kam sein Besitz an das Kloster Rott, wobei diese Urkunde als eine Fälschung angesehen wird. Man spricht hier von einem Kumberg an der Raab gelegen, obwohl es 20 km von der Raab entfernt liegt.

Zu dieser Zeit erstreckte sich der Ort Kumberg nur über ein kleines Gebiet begrenzt durch die Rabnitz und dem Moik- bzw. Mollbach sowie einer nördlichen Begrenzung, die etwa gleich der heutigen Dorfgrenze zum Besitz des Kiesnerhofes verläuft. Diese ausgeschiedene Flur machte den südlichen Teil des Riedes aus, auf dem Kumberg errichtet wurde. Auch die umliegenden Orte wie Rabnitz, Wollsdorf, Frindorf usw. wurden in dieser Zeit gerodet.

Die Flur wird durch die alte Straße Rabnitz-Gschwendt in zwei Teile ausgeschieden, wobei die wichtigste Straße zu dieser Zeit die Rabnitzstraße war, da an ihr die Schmiede und auch alle alten Gasthäuser des Ortes lagen.

1 Der Text des Römersteines lautet:

MASCULUS
ITULI F(ILII) SIBI E(T)
SABINAE QUINTI
F(ILIAE) C(ONNIUGI) T(ITULUM) F(IERI) I(USSIT)

Masculus, Sohn des Itulus, hat für sich und Sabina, des Quintus Tochter, seiner Frau, den Grabstein aufzustellen angeordnet.

Auch ergab die Aufschlüsselung der Besitzverhältnisse nach der Riedkarte von 1823, daß sich der Gutshof des Kuno von Rott im Bereich der Rabnitzstraße befunden haben muß und sich aus folgenden vier Anwesen zusammensetzte: *dem Stachelbauergrund, dem Hieblannerlgrund, dem Hansbauern (der sog. Supanhube) und dem Salzerlanteil*. Dieser große Besitzkomplex konnte kein einzelner Bauernhof gewesen sein sondern der Gutshof des Kuno. Salzerl und Hansbauern waren der Keim der Anlage eines landwirtschaftlichen Musterbetriebes.

Da 1055 das Aribonengut an Kuno von Rott gekommen war, wird auch bald darauf der Gutshof errichtet worden sein, zumindest noch vor 1081, da er Ausstattungsgut des Klosters Rott am Inn war und diesem noch vor 1081 gestiftet wurde. Der Gutshof verlor seine Bedeutung nach Beendigung des Investiturstreits (1122) als das Land weiter gerodet wurde, die Gutshöfe an die Meier ausgetan und in mehreren Huben zerschlagen an Bauern vergeben wurden. Nun entstand das Dorf Kumberg rund um den Gutshof und zwar eine Reihe nördlich der Rabnitzstraße. Die Entwicklung des Dorfes geht also im 3. Viertel des 11. Jahrhunderts von sieben Häusern in der Kumberger Dorfzeile hervor, dazu gehören: *Rinner, Pichlmair, Harb, Jungbauer, Gsellmann, Tipljörgl und der vulgo Fleischer*, wobei sich diese Besitze bis zum Jahre 1414 zurückverfolgen lassen. Die leeren Zeilen zwischen den Höfen füllten sich im Laufe der Zeit mit Handwerkern, wie z.B. ein Hafner südlich des Adambauer oder ein Lederer, der sich östlich des Dorfes niederließ.

Kumberg im Besitz des Stiftes Seckau und die Errichtung der Herrschaft Kainberg

1086 starb Kuno von Rott, Stifter und Schutzherr von Kumberg, was zur Folge hatte, daß der Ort mit den übrigen Aribonengütern an die Traisner, die Nachkommen Aribos, fiel. So konnte der Sohn Hartnids von der Traisen, Adalram von Feistritz–Waldeck, Kumberg 1141 seine Stiftung dem Kloster Seckau schenken. Vier Jahrhunderte bildete Kumberg einen Bestandteil der großen Herrschaft des Stiftes Seckau, noch im Jahre 1142 widmete Erzbischof Konrad I. die bereits erwähnten Zehente zu „Chunenberg“.

Im späten Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit erstreckte sich der Besitz des Stiftes Seckau über Kumberg, Frindorf, Stockheim, Hörmsdorf sowie Höfe am Schöckel, Huben am Würzelberg und an der Rabnitz.

Die Verwaltung des Dorfes hatte ein Dorfmeister inne. Mit dem Amtmann *Heinricus Chrafto* wird im Jahre 1223 erstmals ein Seckauer Amtmann in Kumberg erwähnt. Amtsleute erhielten die Supanhube im Dorf, die den Verwaltungsmittelpunkt des Seckauer Besitzes in und um Kumberg darstellte. Zum Schutze der Untertanen wurde ein Vogt bestellt, die ersten urkundlich genannten waren die Herren von Ort, Nachkommen der Traisner. Nach dem Tod Hartnids IV. von Ort übernahm der Landesfürst die Vogtei (1262). Im 17. Jahrhundert befand sich die Vogtei in den Händen der Stubenberger auf Gutenberg.

Zur Zeit der Türkenkriege (16. Jahrhundert), als der vierte Teil die sogen. Quart des Kirchenbesitzes von König Ferdinand I. eingezogen wurde, verlor auch das Sift Seckau u. a. seine Besitzungen in Kumberg.

Am 25. 9. 1529 kaufte zu Linz *Doctor Georg Cecian* – in späteren Zeiten Khuenpecher genannt – den Besitz um 1022 Pfund 3 Schilling 5 Pfennig. Er nannte sich in weiterer Folge von Kainberg legte sich einen Meierhof, den Kiesnerhof, an und erbaute an derselben Stelle einen Edelmannssitz. 1542



Schloß Kainberg, Ansicht von M. Vischer.



Schloß Kainberg, 1992.

wird das Haus Kainberg das erste Mal unter seinem Sohn Felix von Kainberg genannt. 1548 ging der Besitz bereits an dessen Schwager *Gilg von Saurau*. Danach fiel Kainberg 1569 an *Melchior Hueber*, der wiederum verkaufte aber schon 1570 an *Otto VI. von Radmannsdorf*, der einen standesgemäßen Sitz in Kainberg errichtete. Auf der Hofstelle des Pockshofes (1566 err.) ließ Otto das Schloß Kainberg erbauen, wobei der Pockshof wieder weiter westlich neu entstand. 1575 starb Otto, und seine Tochter Regina übernahm 1593 den Besitz. Nach dem Tod ihres Mannes Dietmar von Rindscheit mußte Regina das Land verlassen, da sie sich dem protestantischen Glauben verbunden fühlte und ihn auch auf Kainberg praktizierte. Die Herrschaft wurde 1629 zu *Graz an Siegmund Freiherrn von*

Gleispach verkauft. Das Herrschaftsgebiet wurde zu dieser Zeit um Rabnitz, Wollsdorf, Rinegg und Meierhöfen erweitert. 1662 versuchten Dompropst und Domkapitel des Stiftes Seckau noch einmal Kumberg an sich zu reißen, was ihnen aber nicht mehr gelang, der Besitz fiel wiederum an die Gleispacher, die ihren Herrschaftsbereich weiter ausbauten. Um die Rechte der Herrschaft stritten sich 1664 *Hanns Sigmund von Gleispach* und *Wolf Herr von Stubenberg auf Gutenberg*. 1637 wurden dann die Rechte der Kainberger um die niedere Gerichtsbarkeit innerhalb der Burgfriedsgrenze und außerhalb der Dachtraufe erweitert. Ebenso bekamen sie die Vogtei über die Untertanen der Herrschaft. Es fehlte ihnen nur noch die hohe Gerichtsbarkeit, welche dem alten Landgericht auf dem Raaberboden (heute Thannhausen) verhaftet blieb. Die Besitznachfolge trat 1685 durch Kauf *Georg Seifried Reichsgraf von Dietrichstein* um 46.000 Gulden an, in einer Zeit wo Kainberg seine größte Ausdehnung hatte. Die Tochter der *Maria Rosalia von Dietrichstein*, *Maria Johanna von Saurau verhehelichte von Schrattenbach* übernahm 1737 die Herrschaft. Nach ihrem Tod fiel der Besitz wieder an die Grafen von Saurau. Die Tochter *Raimunds von Saurau*, *Anna Maria Meixner* verkaufte Kainberg 1818 an *Sigmund und Louise Conrad*, ihnen folgte 1837 *Peter Eduard Freiherr von Schmukher* und schließlich am 14. 1. 1841 *Eduard Graf von Wimpffen*.

Die Nachkommen der Grafen von Wimpffen sind heute noch im Besitz des Schloßes Kainberg.

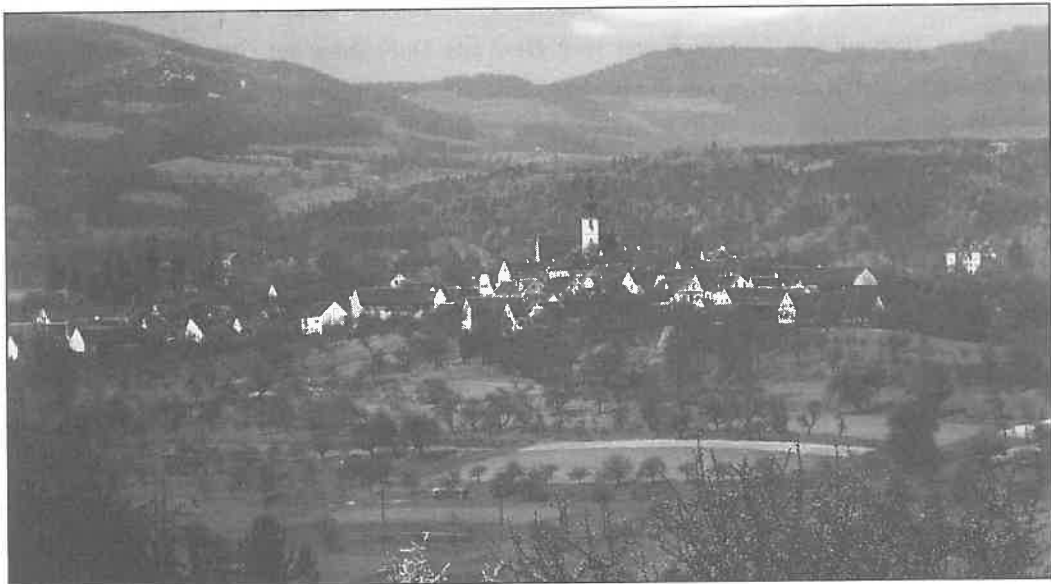
Die Pfarre Kumberg

Obwohl schon 1197 die Kapelle, erbaut von Kuno von Rott, erwähnt wird, kommt es zur ersten urkundlichen Nennung des Patroziniums erst im landesfürstlichen Visitationsprotokoll von 1545. Hier wird als Schutzherr und Heiliger der Kirche der *hl. Stefan* genannt.

Noch vor 1197 war eine Eigenkirche in Kumberg, die alle pfarrlichen Rechte besaß. Wohl erhielt die Kirche zu ihren Rechten, Gottesdienste zu feiern, neben der Totenbestattung auch die Erlaubnis das Sakrament der Taufe zu spenden, jedoch waren die Rechte des Pfarrers nicht festgelegt. Es ist nicht urkundlich faßbar, wann Kumberg aus der Pfarre Weiz, zu der sie anfänglich gehörte, ausgeschieden wurde und ein geschlossener Pfarrbereich wurde. 1265–67 wird Kumberg noch zur Pfarre Weiz gezählt und durch die Pfarre St. Radegund seelsorgerisch mitbetreut. In der Zeit zwischen 1390–1489 kam es zur Ausscheidung eines eigenen Pfarrbereiches für Kumberg, aber auch zum Verlust der Rechte einer Eigenkirche. Weitere Quellen sprechen von Eigenständigkeit, wie z.B. die Vogturbare von Gutenberg aus den Jahren 1566–89, 1632–1657/70, aber ebenso weist das landesfürstliche Marchfutterurbar von 1544/45 Kumberg als eine Filiale von St. Radegund aus. Es kann daraus geschlossen werden, daß Kumberg zur Zeit der Reformation seine Eigenständigkeit verloren hatte. Daß es aber eine Selbständigkeit betrieben hatte, zeigt sich in der Matrikenführung von St. Radegund und Kumberg. Die Taufmatriken von Kumberg beginnen mit 1662, setzen also zwei Jahre vor den Matriken von St. Radegund ein. Inwieweit der Protestantismus zur Zeit als *Regina von Rindscheit* (1594) Herrin auf Kainberg war Einzug gehalten hat, ist nicht genau festzustellen.

In den 90er-Jahren des 17. Jahrhunderts wurde mit dem Neubau der Kirche begonnen und im Jahre 1700 das Werk vollendet. Bezeugt ist, daß an jedem Sonn- und Feiertag ein Gottesdienst in Kumberg gehalten wurde. Das religiöse Leben hatte sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts in der Pfarre Kumberg sehr stark entwickelt, daß der Bedarf nach einem eigenen Pfarrer immer größer wurde. Nach zahlreichen Gesuchen wurde am 28. 4. 1777 endlich die Konfirmation des bischöflichen

Ordinariats für die Erhebung der Filialkirche zu einem eigenen Vikariat bekanntgegeben. Der erste Pfarrer von Kumberg *Christian Rudrich* trat sein Amt am 4. Mai 1777 an. Ihm folgten bis zum heutigen Tag, unterstützt von Kaplänen und Aushilfsseelsorgern, zehn Pfarrherren in der Pfarre Kumberg.



Südansicht des Dorfes Kumberg, 1949.

Aber nicht nur Frieden und religiöse Eintracht herrschten in Kumberg, auch das düstere Kapitel des Krieges zieht seine Fäden durch die Geschichte des Ortes. Als im Jahre 1532 die Türken von Wien kommend in die Steiermark einfielen, wurde auch Kumberg gestreift. Der Großteil der Häuser ging in Flammen auf, mehr als 2/3 der Gült des Georg Khuenpecher wurde zerstört.

Die Pfarrchronik von Kumberg berichtet, daß im Jahre 1809 eine starke Abteilung der damals feindlichen Franzosen die hiesige Gegend mit ihrer Gegenwart heimsuchte. Sie bewohnten den Pfarrhof, betrieben Brandschatzung und zogen schließlich wieder weiter.

Die Einflüsse des Ersten und Zweiten Weltkrieges erlebte die Bevölkerung mit großen Verlusten an Gefallenen in den Kriegen sowie Lebensmittelknappheit und strengen Vorschriften, die ihr persönliches Leben beeinflussten.

Bauerntum und Handwerk

Zum Bauerntum und Handwerk in der Gemeinde Kumberg seien hier nur einige historische Splitter angeführt.

1529 bestand Kumberg aus 8 Huben, einer Halbhube, 5 Hofstätten, einem Zulehen, einem Hof und vier Halbhöfen. 1730 wird der Anbau von Mais schriftlich bestätigt. Weinbau gab es schon um 1271, und 1542 werden Weingärten an die Untertanen in Albersdorf vergeben. 1629 werden Weingärten an der Noth bezeugt und 1686 erstmals ein Obstgarten in Kainberg erwähnt. Die Robotleistungen der Bauern von Kumberg betragen, um nur ein Beispiel zu nennen, im Jahre 1754 zehn Gulden.

Ursprünglich erfüllte der Gutshof mit der Mühle und der Schmiede die wichtigsten gewerblichen Ansprüche. Das Gastgewerbe war schon sehr früh verbreitet; ab dem Jahr 1743 läßt sich auf dem

vulgo Wiesler ein Gastwirt nachweisen. 1673 begegnet uns der Name Fleischhacker, abgesehen vom Salzerl, der vielleicht der erste Fleischer und Wirt in Kumberg war.

Nennung eines Bäckers bereits im Jahre 1689, 1694 ein bezeugter Schuhmacher auf der Rabnitzstraße, 1718 ein Hafnermeister; 1784 übten gleich 3 Frauen das Gewerbe der Hebamme aus und 1843 ließ sich der erste Arzt in Kumberg mit dem Namen Josef Kainer nieder. Zu Ende des 19. Jahrhunderts finden wir eine Vielzahl von Handwerkern und Gewerbetreibenden im Gemeindegebiet von Kumberg, es waren dies: *1 Uhrmacher, 3 Fleischer, 18 Wirte, 6 Müller, 2 Tischler, 2 Weber, 4 Schneider, 6 Schuhmacher, 1 Bäcker, 1 Glaser, 1 Lederer, 2 Kaufleute, 2 Greisler und außerdem bestand eine Zimmerer-Innung im Ort.*

Die Entstehung von öffentlichen Einrichtungen

Schule

Die Schule von Kumberg wurde vorerst von der Kirche mitbetreut, das heißt im Falle von Kumberg von St. Radegund. Der erste Schulmeister in Kumberg war ein gewisser *Johannes Georgius Perger 1746*. Die Einrichtung einer Sonntagsschule ist seit 1821 bezeugt. Der Sitz der Schule vor dem ersten Schulhausbau war im Erdgeschoß des „Gmoawirtes“. Der Grundstein für die neue Schule, die sich im heutigen Amtshaus befand, wurde 1854 gelegt. *Franz Stigler* war der letzte Schulmeister der Pfarrschule und wurde der erste Schulleiter der Volksschule Kumberg, bedingt durch das Reichsvolksschulgesetz von 1869. Der nun bestehende Schulbau wurde 1958 unter Bürgermeister Hinteregger in Angriff genommen und 1961 vollendet. Außer der Volksschule Kumberg besteht seit 1810 eine Gemeindeschule in Gschwendt. Darüber hinaus existierte eine Schule am Bauernhof in der Gemeinde Jassing.

Postamt

Der zunehmende Wirtschaftsverkehr des Ortes Kumberg und seiner Umgebung hatte auch die Vermehrung seiner Postbedürfnisse zur Folge. Aus diesem Grund bewilligte das k.k. Handelsministerium mit Erlaß vom 11. November 1873 die Aufstellung eines Postamtes III. Klasse, welches sich mit dem Gesamtpostdienst zu befassen hatte und mit dem Postamt St. Radegund durch einen Fußbotendienst verbunden wurde. Im Jahre 1887 wurde die private, schon 1872 durch Graf Viktor von Wimpffen auf Schloß Kainberg errichtete, Telegrafestation mit dem Postamt in Kumberg vereinigt.

Derzeit ist ein Postamt II/4 mit einer aus dem Jahre 1910 genehmigten Postmeisterstelle im Ort.

Gendarmerieposten

Die erste Errichtung eines Postens in Kumberg geht auf das Jahr 1898 zurück. Aber schon 1904 kam es zur Auflösung und Zuteilung des Rayons zum Posten Maria Trost. Die Notwendigkeit für die Wiedereinsetzung des Postens Kumberg am 1. August 1912 ergab sich aus der Überbelastung des Postens Maria Trost, welcher durch die Neubauten an der Stadtgrenze, verbunden mit einem großen Bevölkerungszuwachs, den Dienst und die Sicherheit in diesem Rayon nicht mehr vollends gewährleisten konnte. Die Dienststelle Kumberg überwacht heute die Gemeindegebiete von Kumberg und Purgstall und ist mit 5 Mann besetzt.

Weitere wichtige öffentliche Einrichtungen waren die Installierung der Raiffeisenkasse in Kumberg am 6. April 1896. Sie nannte sich „Vorschußkassenverein für die Pfarrgemeinde Kumberg“ nach dem System Raiffeisen. Seit 1992 ist Kumberg eine Zweigstelle der Raiffeisenbank Eggersdorf.

Am 17.1.1913 wurde im Ort von der Firma Pichler in Weiz das elektrische Licht eingeleitet. Die Zuleitung erfolgte vom Elektrizitätswerk in der Raabklamm bei Weiz und wurde von Kleinsemering, Gschwendt und Pircha nach Kumberg transportiert.

Vereinsleben

Zum Schluß sollte aber nicht auf das rege Vereinsleben vergessen werden, da wir heute 21 Vereine in Kumberg zählen, wobei es auch solche mit 100jährigem Bestehen gibt. Zu den ältesten Vereinen zählen: *Freiwillige Feuerwehr Kumberg* (1891); *Ortsverband Kumberg des österr. Kameradschaftsbundes* (1919). Schon 1870 bestand in Kumberg eine Musikkapelle, die schon legendäre *Gschwendter Kapelle*, die neben Tanzmusik auch Arrangements für Streichorchester und Blasmusik des Herrn Oberlehrers Franz Krones spielten. Im April 1921 fand dann die Gründungsversammlung der heutigen *Marktmusikkapelle* statt. 1925 Gründung des *Obstbauvereines*, 1950 wurde der *Turn- und Sportverein* ins Leben gerufen, woraus sich unsere sehr erfolgreiche Fußballmannschaft gebildet hat, noch vor dem Krieg gegründet wurde der Sportverein *ESV-Rabnitz*; seit 1958 besteht der *ESV-Kumberg*. Noch zu erwähnen wäre der *Fremdenverkehrsverein* (1956).

Seit der Markterhebung der Gemeinde am 1. Jänner 1964 hat sich das Ortsbild und die Infrastruktur der Gemeinde stark geändert. Neben straßenbaulichen Maßnahmen, Errichtung eines Kanalnetzes, einer Müllabfuhr, einer eigenen Trinkwasserversorgung durch die Schöckel-Alpenquelle wurde auch auf eine Naherholungs- und Freizeiteinrichtung Wert gelegt. (Erbauung des Freizeitzentrums Kumberg 1978 mit ständigen baulichen Erweiterungen.) Auch folgten bauliche Einrichtungen wie Siedlungen und ein neues Ortsbild².

2 Zur älteren Geschichte von Kumberg vgl. Heinrich Purkarthofer, Die Geschichte von Kumberg. Festschrift zur Markterhebungsfeier 1965, Kumberg 1965 (in diesem Band weiterführende Literatur). Für die öffentlichen Einrichtungen wurden verwendet: Gemeindearchiv Kumberg; Chronik des Gendarmeriepostens Kumberg, Bd. 1; Chronik der Pfarrkirche Kumberg; Chronik des Postamtes Kumberg.

Ausgewählte Funde aus der ehemaligen Sammlung Esterl

von Bernhard Hebert

unter Mitarbeit von Ulla Steinklauber, mit Bestimmungen von Walter Postl und Zeichnungen von Ingeborg Stocker und Catia Corradini-Isa

Anfang 1992 hat der damalige Besitzer den von ihm im Handel¹ erworbenen Teil der ehemaligen Sammlung Esterl² dem Bundesdenkmalamt zur Begutachtung vorgelegt. Die hunderten Objekte sind zum allergrößten Teil durch fehlende Beschriftung und den Verlust der einstmals nach zahlreichen auf den Fundstücken angebrachten Inventarnummern offenbar vorhandenen Listen nicht identifizier- und kaum auswertbar.

Dem Verfasser ist auch bewußt, daß neben der Zerstreuung der Sammlung nach dem Tode des Besitzers³ gerade auch die undokumentierten Fundumstände⁴ und die sonstigen Unklarheiten bei der Entstehung der Sammlung nicht gerade günstige Ausgangspunkte für eine wissenschaftliche Behandlung darstellen. Dennoch scheint es dem Verfasser bei aller Kritik, der er sich aussetzen mag, sinnvoller, wichtige und mit großer Wahrscheinlichkeit einem Fundort zuordenbare Stücke vorzulegen, als diese bedeutende Sammlung, die zweifellos noch weiter verstreut werden wird, gänzlich der Vergessenheit anheim zu geben.

Die folgende, vom Verfasser und Ulla Steinklauber im Februar 1992 aufgenommene Liste umfaßt identifizierbare⁵ und datierbare⁶ inländische⁷ und insbesondere steirische Funde geordnet nach den

- 1 Der Weg ließ sich über einen Händler in St. Ruprecht an der Raab zurückverfolgen, die Nachforschungen erbrachten aber keinerlei weitere Informationen oder schriftliche Unterlagen zur Sammlung.
- 2 Besprochen werden hier nur die archäologischen Objekte. Daneben umfaßte die Sammlung volkskundliches Material, bäuerliche Möbel und Geräte.
- 3 Kurt Esterl (3. 5. 1923 – 26. 8. 1982), wohnhaft in Gleisdorf, war zeitlebens ein passionierter Sammler. Schon bald nach dem Zweiten Weltkrieg begann er mit großem Eifer volkskundliche Gegenstände bei oststeirischen Bauern zu erwerben und baute sich damit ein kleines Privatmuseum auf. Ein Großteil dieser Sammlung wurde noch zu seinen Lebzeiten vom Steirischen Volkskundemuseum erworben. Daneben interessierte er sich besonders für die im Bereich Schöckl/Semriach, Raab- und Weizklamm liegenden Höhlen und begann sich für steirische Mineralien zu interessieren. Im Gleisdorfer Heimatmuseum ist ein Teil seiner oststeirischen mineralogischen und paläontologischen Funde ausgestellt. Danabes betätigte sich Kurt Esterl aber auch als „Archäologe“ in der Steiermark und im Burgenland und veranstaltete immer wieder mit Freunden und Bekannten private „Exkursionen“ zu diversen prähistorischen und römischen Fundstätten, deren Lage und Fundergiebigkeit er aus der Fachliteratur kannte. Nach seinem Tod wurde die archäologische Sammlung und seine Bibliothek sukzessive von seinen Söhnen verkauft.
- 4 Es scheint kein einziger Fund je nach den gesetzlichen Vorschriften gemeldet worden zu sein.
- 5 Von den wichtigsten Funden ohne feststellbaren Fundort seien genannt:
2 fragmentierte bronzene Ärmchenbeile der Bronzezeit (?), (L 16 cm bzw. 10,5 cm);
Fragmentiertes provinzialrömisches Marmorrelief mit einer Darstellung der „Donauländischen Reiter“ (8,5 x 8 cm); eine separate Publikation ist in den Fundberichten aus Österreich 31, 1992, 95, erschienen.
Nicht identifiziert werden konnten die folgenden durch Abkürzungen wiedergegebenen, vermutlich steirischen Fundorte:
„KBG“:
„Nr. 60“ Flachbeilfragment aus Serpentin, L 8,5 cm.
„Nr. 66“ keramisches Webstuhlgewicht, H 7,5 cm.
„P.B.W.“:
„1951 Nr. 106“ Feuerbockfragment mit theriomorphem Ende und eingestochener Verzierung, H 11 cm, B 11 cm; Abb. 22.

Fundorten. Die unter Anführungszeichen gesetzten Angaben sind die von Esterl auf den Objekten angebrachten Beschriftungen, wobei der Sammler für steirische Fundstellen abweichend von den wesentlich geringer vertretenen anderen Bundesländern in aller Regel – bis auf eine Höhle – die Namen der politischen Gemeinden verwendete, nicht die von Katastralgemeinden oder kleineren topographischen Einheiten; dies macht zwar die Identifizierung der genannten Orte leicht, eine genauere Lokalisierung der Fundstelle aber in den meisten Fällen unmöglich.

Auf weiterführende Literatur⁸ zu bekannten anderen archäologischen Funden in den jeweiligen Orten wird meist verzichtet. Die Steingeräte von steirischen Fundorten hat dankenswerterweise Walter Postl⁹ am Landesmuseum Joanneum mit einem Röntgendiffraktometer untersucht und bestimmt.

BURGENLAND

„Weiden/See“, Bez. Neusiedl am See:

„1981, Nr. 92“ geglättetes Serpentinstück mit Bohrspuren, 7,5 x 5 cm, wohl neolithisch.

Neolithische Funde aus „Haschendorf“, Gem. Neckenmarkt, Bez. Oberpullendorf¹⁰:

„1973“ 4 Hornsteinklingen.

„1973, Nr. 53“ Spinnwirtel aus Keramik, H 6 cm, Dm. 6 cm.

„1971“ 16 (aufgeklebte) kleine Steingeräte.

„1973“ Steinstichel in Knochengriff, Zusammenstellung wohl rezent.

„1972, Nr. 55“ Tonobjekt (fragmentiertes „Idol“?), H 4 cm, B 5 cm.

NIEDERÖSTERREICH

„Carnuntum“, Bez. Bruck an der Leitha:

„Nr. 89“ fragmentiertes Beil aus Serpentin (?), L 10 cm, B 5 cm, neolithisch.

Zahlreiche Terra Sigillata-Fragmente, römische Kaiserzeit.

„Mühlfeld/NÖ“, Stadtgemeinde und Bez. Horn:

„XXIV A“ Flachbeil, L 15,5 cm, B 6,8 cm, neolithisch.

6 Bei den Datierungen wurde bewußt nur eine gröbere Zuordnung getroffen, für die geschliffenen Steingeräte z. B. durchgehend „neolithisch“ ohne Berücksichtigung von Kulturen und feineren Chronologien und der Möglichkeit auch einer späteren Entstehung. Wenn auch einige wenige Stücke für sich chronologisch sensibel sind, so verbietet doch die undokumentierte Vereinzelnung der Esterlischen Funde weiterreichende Rückschlüsse auf Fundstellen oder kulturelle und historische Zusammenhänge, wie wir sie von einer regulären archäologischen Grabung oder auch Fundaufsammlung erwarten.

7 Ausländisch z. B. Steingeräte aus Rügen und Vucedol-Figürchen vom Balkan.

8 Zu den nachfolgend genannten Fundorten die beste Übersicht nach wie vor bei D. Kramer, Vom Neolithikum bis zur römischen Kaiserzeit, Diss. Salzburg 1981.

9 Schreiben GZ Mi/Mat. 3-1992 vom 8. 4. 1992; im folgenden werden die Ergebnisse der Untersuchungen unter der jeweiligen Nummer (RöNr.) angeführt.

10 Wohl aus der bekannten neolithischen (linearkeramischen) Siedlung.

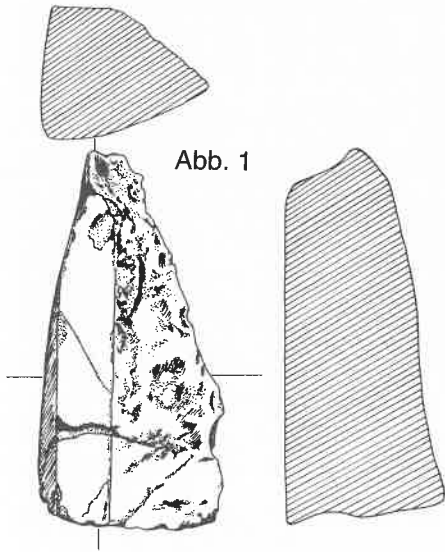


Abb. 1

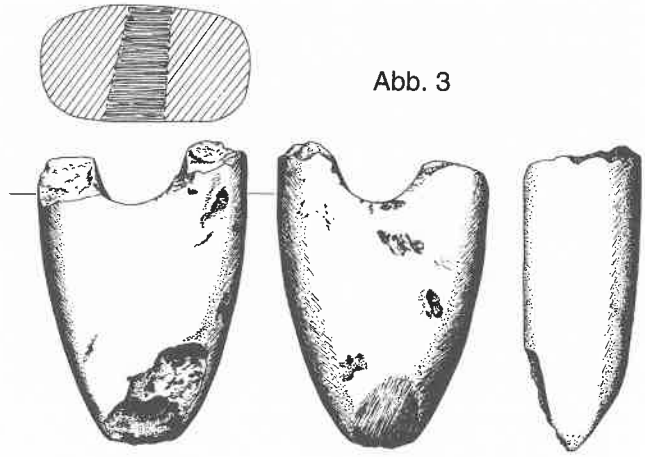


Abb. 3

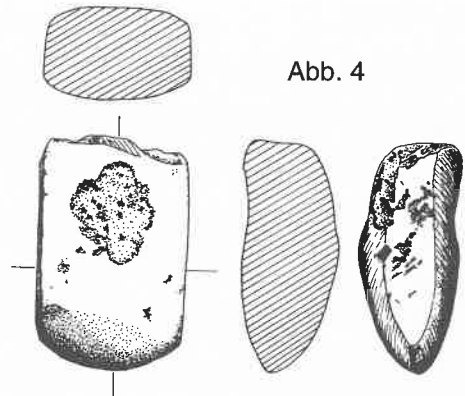
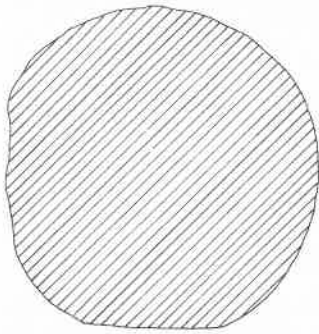


Abb. 4

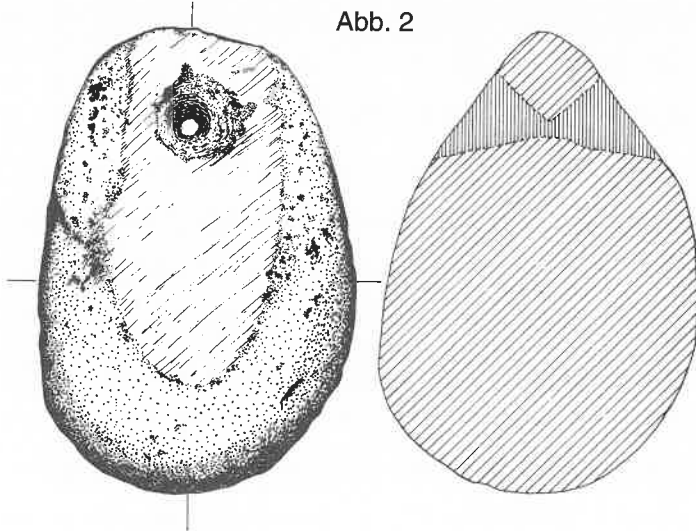


Abb. 2

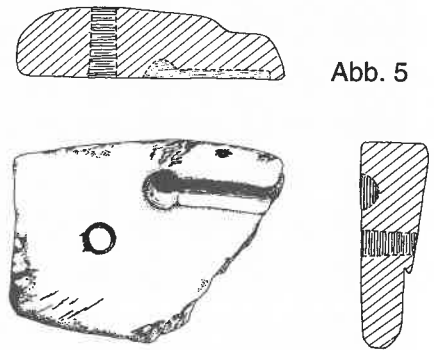
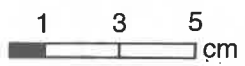


Abb. 5



OBERÖSTERREICH

„Schörfling/Mondsee“¹¹:

„1971“ Flachbeil aus Serpentin(?), L 12 cm, B 5 cm, neolithisch.

„See/Mondsee“¹², Gem. Unterach am Attersee, Bez. Vöcklabruck:

„1971“ Flachbeil, L 15 cm, B 7 cm, neolithisch.

VORARLBERG

„Bregenz“: spitznackiges Flachbeil aus Serpentin (?), L 15,5 cm, B 6,3 cm.

STEIERMARK

Bezirk Feldbach

Bad „Gleichenberg“:

„1964, Nr. 91“ bearbeitetes (gesägtes) Steinstück aus Serpentin¹³, 7,5 x 5 cm, wohl neolithisch;

Abb. 1.

„1967, Nr. 67“ (Web?)gewicht aus Sandstein¹⁴, 12 x 8,5 cm, prähistorisch; Abb. 2.

„Glojach“¹⁵:

Große Stücke von Hüttenlehm, prähistorisch.

„Kapfenstein“ und „KST“¹⁶:

„1970“ fragmentierte Rundnackenaxt aus Serpentin¹⁷, L 8 cm, B 5,5 cm, neolithisch; Abb. 3.

„1953“ fragmentiertes Flachbeil aus Chlorit¹⁸, 6,5 x 4 cm; neolithisch. Abb. 4.

„1956“ keramisches Webgewicht, H 6,5 cm, wohl prähistorisch.

„1953“ Gußform aus Talk-Chlorit-Schiefer¹⁹ für eine Bronzenadel mit Kugelkopf, 7 x 5 cm, wohl Bronze- oder Urnenfelderzeit; Abb. 5.

„Riegersburg“ und „RBG“²⁰:

(Jung)neolithikum:

Henkel einer Schale, wohl Lasinja-Kultur, H 8 cm.

„1958“ Randfragment einer Schale mit vertikal durchlochtem Ösenhenkel, 9 x 8 cm.

11 Schlecht leserlich, die Ortsbezeichnung ist am Mondsee unbekannt, vielleicht eine Verwechslung mit dem als Fundstelle von „Pfahlbausiedlungen“ (Uferrandsiedlungen) altbekannten Schörfling am Attersee, Bez. Vöcklabruck.

12 Ein Zusammenhang mit den bekannten „Pfahlbausiedlungen“ (Uferrandsiedlungen) im Mondsee scheint möglich.

13 Mineralbestand Antigorit, RöNr. 13558.

14 Mineralbestand Quarz, Calcit, Glimmer (Muskowit?), Plagioklas, RöNr. 13574.

15 Möglicherweise von der bekannten kupferzeitlichen Höhensiedlung.

16 Von der bekannten Höhensiedlung beim Schloß?

17 Mineralbestand Antigorit, +/- Amphibol, RöNr. 13557.

18 Mineralbestand Chlorit RöNr. 13568.

19 Mineralbestand Talk, Chlorit, RöNr. 13560.

20 Die Funde stammen mit größter Wahrscheinlichkeit vom Burgberg; parallele Stücke sind aus Altfinden im Landesmuseum Joanneum und durch die Grabungen 1989 (vgl. B. Hebert, Kurzgefaßter Katalog der archäologischen Schausammlung auf der Riegersburg, 1991) bekannt.

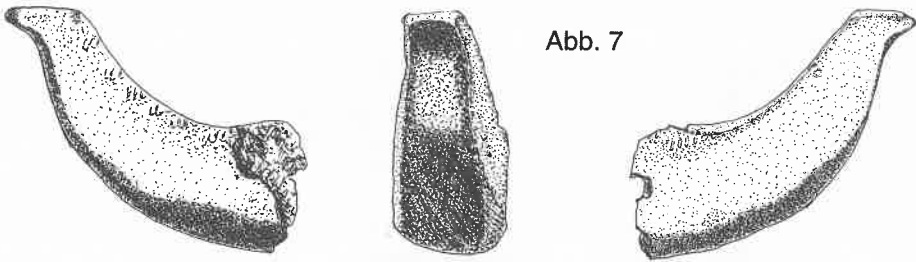


Abb. 7

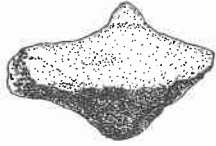


Abb. 6

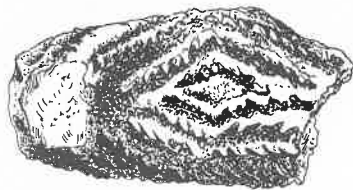
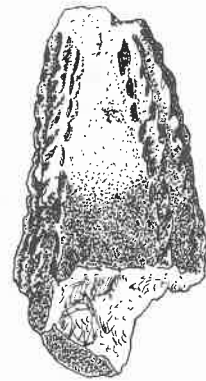
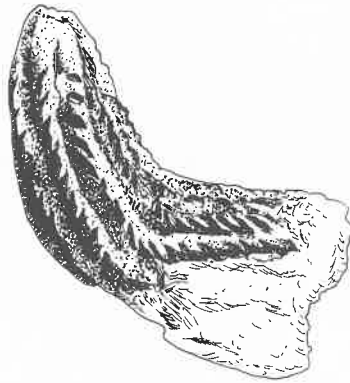


Abb. 8

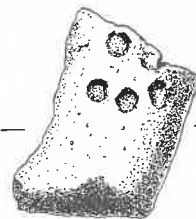
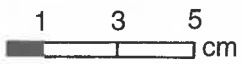


Abb. 9



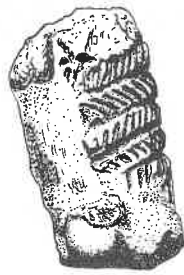


Abb. 10



Abb. 11

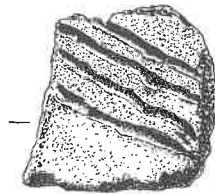
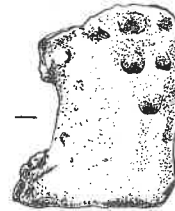


Abb. 12

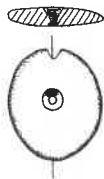


Abb. 13

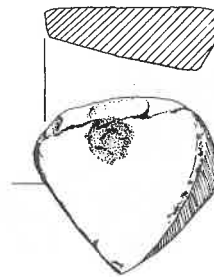


Abb. 14



Abb. 16

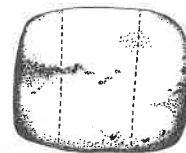
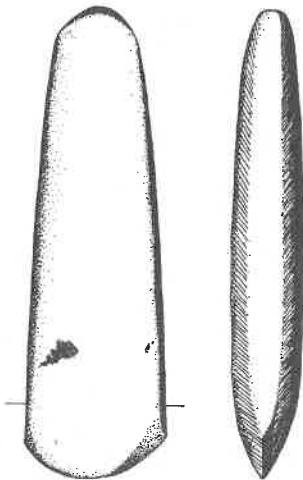
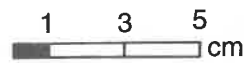
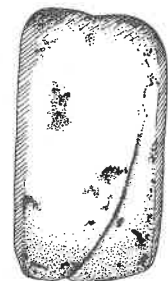
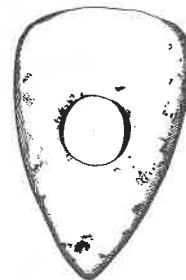


Abb. 15



„1958“ Rundnackenaxt, L 11 cm, B 4,5 cm.

„1959, Nr. 103“ Fragment eines tönernen Tierfigürchens, L 5,5 cm, prähistorisch, genaue Zeitstellung unsicher; Abb. 6.

Späte Urnenfelder- und frühe Hallstattzeit:

Teile von „Feuerböcken“:

„1958“ Feuerbockhorn mit theriomorphem Ende, L 10 cm.; Abb. 7.

„1959“ Feuerbockhorn mit theriomorphem Ende und Riefelung, L 8,5 cm.

„1959, Nr. 105“ Feuerbockhorn mit gekerbten Leisten, L 11 cm; Abb. 8.

„1968“ Feuerbock-Fuß mit runden Vertiefungen, H 5 cm; Abb. 9.

„1958“ Feuerbock-Fuß mit schrägen gekerbten Leisten, H 8 cm; Abb. 10.

„1959“ Feuerbock-Fuß mit warzenartigen Knubben, H 6 cm; Abb. 11.

„1961“ Feuerbock-Fuß mit schrägen Riefen, H 5, B 4,5 cm; Abb. 12.

Gefäßkeramik:

„1954“ Randfragment einer Schüssel mit eingedelltem Rand und Schulterleiste, 9 x 10 cm.

„1960“ Randfragment einer innenverzierten Schale mit hörnchenartigem Aufsatz, 6,5 x 5 cm.

„1968“ Randfragment einer innenverzierten Schale, 6 x 6 cm.

„1961“ Randfragment einer innenverzierten Schale, 11 x 9 cm.

„1954“ 2 Randfragmente von innenverzierten Schalen, 8 x 6 und 6 x 5 cm.

„1960“ Randfragment einer schräg geriefelten Schale, 6,5 x 6,5 cm.

„1954“ Randfragment eines Töpfchens mit schräger Randkerbung und Doppelwarze, 5,5 x 4 cm.

„1961“ Wandfragment eines Kegelhalsgefäßes mit „Ringabrollung“, stark sekundär verbrannt, 8 x 7 cm.

„1960“ Wandfragment eines Kegelhalsgefäßes mit horizontalen Linien und Bauchkannelur, 8 x 10 cm.

Keramische Geräte:

8 Spinnwirtel.

Aus Gefäßscherben zugerichtete runde Scheibe.

Tonspule.

St. Anna am Aigen, „Waltrahöhle“:

„Nr. 129“ bearbeitetes Knochenstück, wohl prähistorisch.

„1954, Nr. 38“ durchbohrtes und geglättetes Kalkstück²¹, 3 x 2,5 x 0,5 cm; Abb. 13.

„1981“ „Waltrahöhle außerhalb“ Stein mit deutlichen Schleifspuren aus stark mit Eisenoxiden durchtränkter Sandsteinbrekzie²², max. 4,6 x 4,9 cm; Abb. 14.

21 Mineralbestand Calcit, RöNr. 13559.

22 Mineralbestand Quarz, Glimmer (Muskowit?), +/- Kalifeldspat, +/- Meghemit, RöNr. 13570.

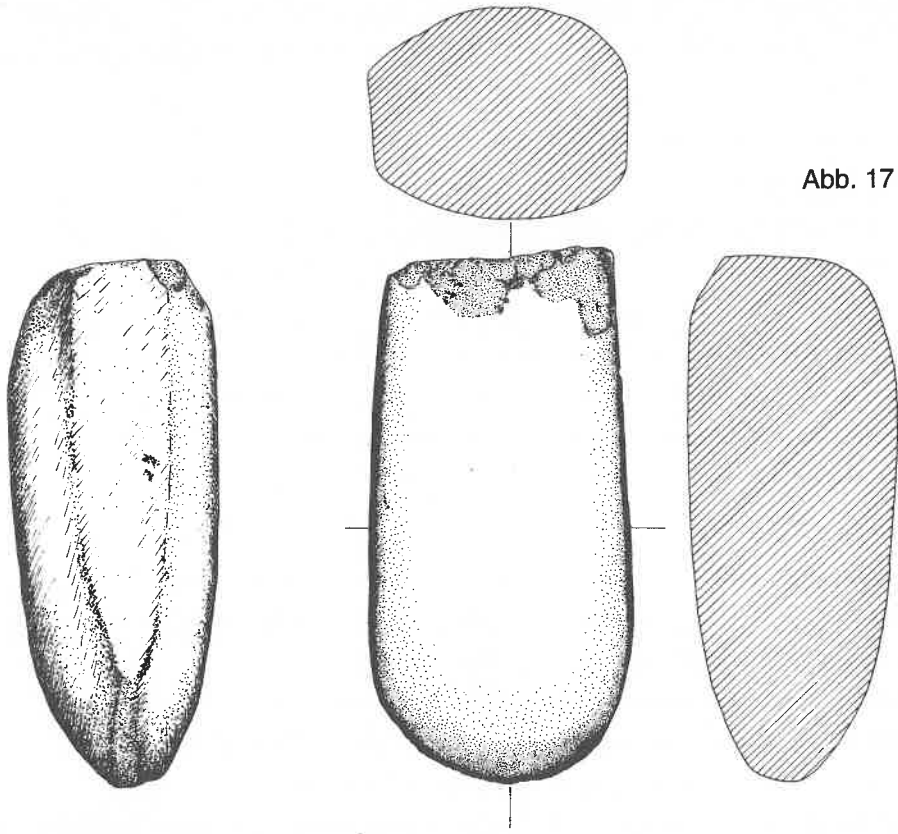


Abb. 17

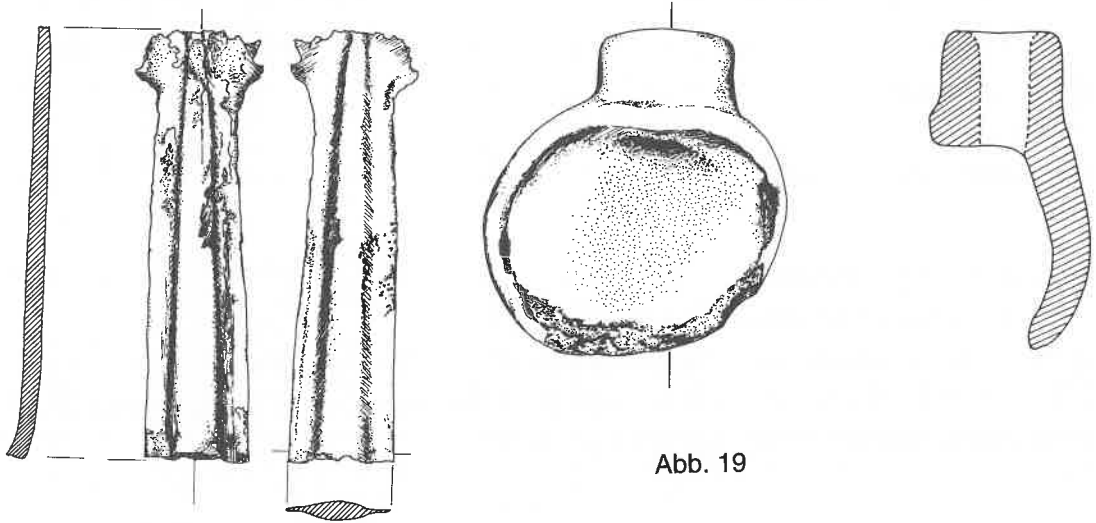


Abb. 19

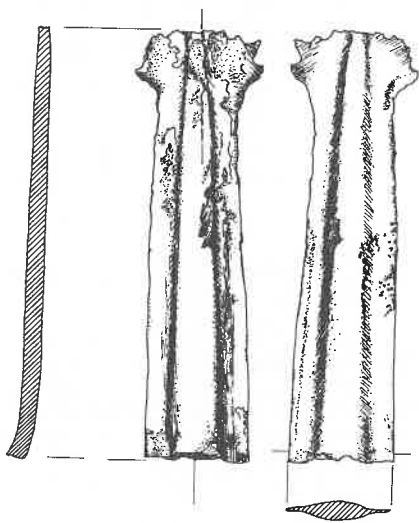
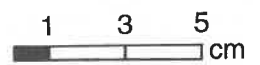


Abb. 18



Bezirk Graz-Umgebung

„Kalsdorf“:

Römerzeitliches, beschriftetes Bleietikett (3 x 1,2 cm)²³.

„Kumberg/Graz“:

„Nr. 56“ Lochhammer aus Vulkanit (vulkanischer Tuff)²⁴, L 7,5 cm, B 4,5 cm, neolithisch; Abb. 15.

Bezirk Leibnitz

„Flavia Solva“, römerzeitliche Funde:

„1965, Nr. 137“ kleiner Altar aus Kalksandstein (ohne Inschrift), bis auf Bestoßungen gut erhalten, H 19 cm, Basis 12,5 x 12,5 cm.

Rottoniger Krug, wahrscheinlich Grabfund, H 15 cm, Bauchdm. 10 cm.

Etliche reliefierte Terra Sigillata-Fragmente, darunter eines mit Stempelleiste CONSTA... (von rechts nach links geschrieben)²⁵.

„Wildon“, neolithische Funde²⁶:

„1970, Nr. 44“ Flachbeil aus Amphibol-Plagioklas-Chlorit-Schiefer²⁷, 12,5 x max. 4 cm; Abb. 16.

„1971“ Steinhammer aus Amphibol führendem Gneis oder Amphibolit²⁸; L 14 cm, B 7 cm; Abb. 17.

Bezirk Radkersburg

„Trössing/Gnas“:

Fragment eines alt gebrochenen bronzenen Griffzungenschwertes der späten Bronzezeit oder frühen Urnenfelderkultur (L 11 cm); Typus aufgrund des Erhaltungszustandes nicht genau bestimmbar²⁹; Abb. 18.

Bezirk Voitsberg

„Dietenberg bei Ligist“³⁰:

„1974“, Tonlöffel (9 x 8 cm), neolithisch, wahrscheinlich Lasinja-Kultur; Abb. 19.

23 Das sehr gut den bekannten Funden aus dem vicus von Kalsdorf (vgl. E. Römer-Martijnse, Römerzeitliche Bleietiketten aus Kalsdorf, Stmk., Denkschr. Wien 205, 1990) entsprechende Stück aus der Sammlung Esterl wird von Römer-Martijnse separat publiziert.

24 Mineralbestand Kalifeldspat, Pyroxen, Olivin, +/- Glimmer, RöNr. 13575.

25 Es wird sich am ehesten um einen Rheinzabener Töpfer (Constans oder Constantinus ?) handeln.

26 Vom Burgberg?

27 Mineralbestand Amphibol, Chlorit, Plagioklas, +/- Klinozoisit, RöNr. 13567.

28 Mineralbestand Amphibol, Plagioklas, Chlorit, +/- Glimmer (Biotit ?), RöNr. 13569.

29 Diether Kramer hat freundlicherweise mitgeteilt, daß ihm eine Zugehörigkeit zum bekannten frühurnenfelderzeitlichen Depotfund von Trössing (vgl. mit Lit. Kramer a. O. = Anm. 8, 269) unwahrscheinlich erscheint; jedenfalls steht das Stück aus der Sammlung Esterl als offenbar altes Bruchmetall dem Depotfund zeitlich und räumlich nahe.

30 Wohl von der bekannten Höhensiedlung.

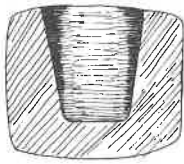


Abb. 20

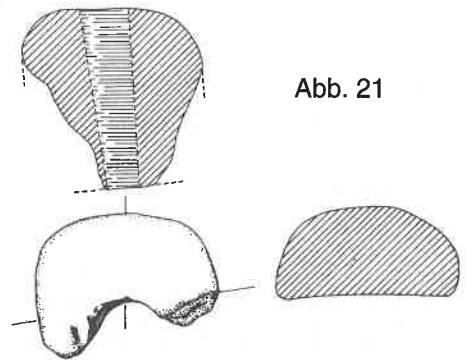
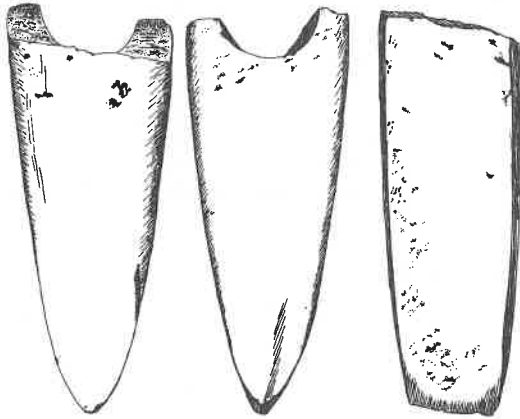


Abb. 21

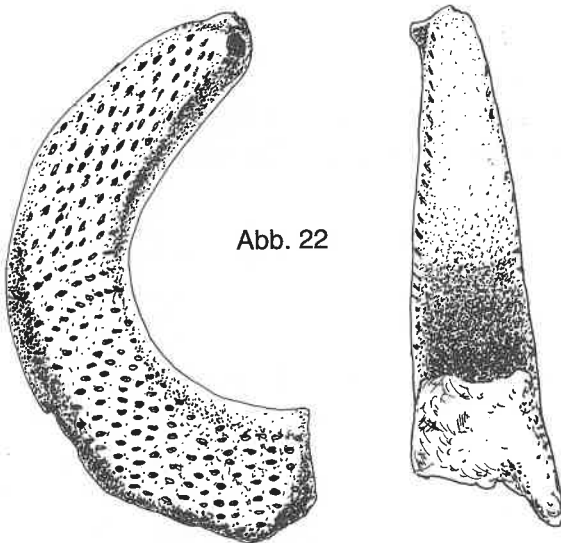
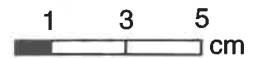


Abb. 22



Bezirk Weiz

„Gersdorf“ an der Feistritz:

„Nr. 87“ Rundnackenaxt aus Serpentin³¹, in der noch nicht fertiggestellten Bohrung gebrochen und danach wohl verworfen, L 10 cm, B 5 cm, neolithisch; Abb. 20.

„Gleisdorf“, prähistorische Funde:

„1972 Fritzschniedacker“, Silexklinge, 4 x 2,2 cm.

„1969“ fragmentierte Rundnackenaxt aus Serpentin³², L 4,5 cm, neolithisch; Abb. 21.

³¹ Mineralbestandteil Antigorit, RöNr. 13576.

³² Mineralbestandteil Antigorit, RöNr. 13556.

„Gleisdorf“, römerzeitliche Funde:

Bandhenkel einer Glasflasche, hellgrün, L 10 cm.

„1953“ italisches Terra Sigillata-Schälchen mit Maskenapplik.

Terra Sigillata-Schälchenfragment mit Ritzung API.

Terra Sigillata-Bodenfragment mit Ritzung VALIIRI (wohl Besitzernamen Valerius).

„Nr. 151“ Terra Sigillata-Schälchen, H 4 cm, Dm. 11 cm.

Miniatur-Dreifußschale (wahrscheinlich Grabfund), H 3,5 cm, Dm. 7 cm.

„1950, Nr. 145“ Lampen-Model³³, 13,5 x 10,5 cm.

„1949“ tönernes Webgewicht, 15 x 7 cm, könnte auch prähistorisch sein.

„Gleisdorf“, mittelalterliche Funde:

„1940, B 253“ Lämpchenschale mit Kreuzkerbe am Mittelknopf, hochmittelalterlich, Dm. 8 cm.

„L“ (Ludersdorf?)³⁴:

offenbar römerzeitliche Grabfunde:

Töpfchen mit Rädchendekor, H 9 cm, Dm. 6,5 cm.

„Nr. 118“ Schälchen, H 3,5 cm, Dm. 10 cm.

„Nr. 154“ Dreifußschale H 8 cm, Dm. 14,5 cm.

„Fötzberg“ bei St. Margarethen an der Raab³⁵:

„1968“ keramischer Spinnwirtel, Dm. 4 cm, wohl prähistorisch.

Bis auf eine Reihe von – auch in der Forschung lange als „Einzelfunde“ betrachteten – Steingeräten scheinen sich die Aufsammlungen (oder Raubgrabungen) Esterls großteils auf bekannte Fundplätze, wie die Waltrahöhle, ost- und (in geringerem Maße) weststeirische Höhensiedlungen und römische Siedlungen konzentriert zu haben, wobei ein Schwerpunkt in der Gegend um Gleisdorf verständlicherweise bemerkbar ist. Die aufgezählten Siedlungsfunde der Sammlung Esterl passen meist gut zu dem aus offiziellen Grabungen und Aufsammlungen stammenden Inventar der jeweiligen Fundstellen, wodurch die Lokalisierungen zumindest an Glaubhaftigkeit gewinnen.

Zur Sammlung bestand ganz offensichtlich ein Inventar oder Katalog, der mit dem Tode des Sammlers wohl verloren gegangen ist und auch schon aufgrund der anscheinend einer gewissen Geheimniskrämerei entsprungenen Abkürzungen und Nummernsysteme nur für den Sammler selbst verständlich gewesen sein dürfte.

So stellt die vorgenommene Aufarbeitung nur einen sehr kleinen und unsicheren Teil der Erkenntnisse dar, die für die Landesgeschichte auch aus den unwissenschaftlich geborgenen Funden noch zu schöpfen gewesen wären. Möge dieses Beispiel wieder eine Anregung sein, vorhandene Sammlungen von Bodenfunden und anderen landesgeschichtlichen Quellen rechtzeitig zu bearbeiten und nach Möglichkeit in eine öffentliche Aufbewahrung überzuführen, wie es bei der Sammlung Esterl nur in ganz geringem Ausmaß möglich war.

33 Dieses wichtige, eine römerzeitliche Lampenproduktion bezeugende Stück wurde inzwischen publiziert: G. Jeschek, in: R. F. Hausmann (Hrsg.), *Römisches Gleisdorf*, 1994, 35 Nr. 5.

34 Die Identifizierung dieser Fundstelle stützt sich auf mündliche Nachrichten über Grabungen Esterls in Ludersdorf, vgl. Akt Bundesdenkmalamt Graz GZ. 15/4/90.

35 Wohl von der bekannten Höhensiedlung.

Die Beziehungen der Orte Maxendorf bei Kirchbach und Albersdorf bei Gleisdorf zur mittelalterlichen Pfarre St. Johann bei Herberstein

von Gottfried Allmer

Um das Jahr 1229 gründete Liutold von Wildon das Augustiner-Chorherrenstift Stainz. Neben dem Ausstattungsgut selbst, das dem Stift bei seiner Gründung übergeben wurde, erhielt es in der Folge wiederholt Schenkungen des Stifters und seiner Familie¹.

In der Urkunde vom 18. Mai 1245² gab Erzbischof Eberhard II. von Salzburg auf Bitte Liutolds von Wildon die Einwilligung, die bis dahin Salzburger Kirche St. Stefan ob Stainz dem Chorherrenstift Stainz abzutreten, wofür der Wildonier das Patronatsrecht über die Pfarrkirche St. Johann bei Herberstein an Salzburg abzutreten hatte. Da aber der Wert der Pfarre St. Johann nicht ganz jenem von St. Stefan entsprach, erhielt Stainz zusätzlich noch die Einkünfte der zur Kirche St. Johann gehörigen Siedlungen Dörfel (OG. St. Johann bei Herberstein) und Maxendorf bei Kirchbach³.

Die Wildonier kamen zwischen 1170 und 1188 in den Besitz der zur Pfarre St. Johann bei Herberstein gehörigen Güter durch Einheirat in die Familie Feistritz-Gutenberg⁴. Wie allerdings die von St. Johann weit entfernte Siedlung Maxendorf zur Pfarre kam, ist nicht ganz sicher. Am ehesten kommt wohl die Übergabe des Dorfes im Zuge der Dotation der aus einer Eigenkirche hervorgegangenen Pfarre St. Johann in Frage, die aber erst zu einer Zeit erfolgt sein muß, als die Wildonier im Besitz St. Johanns waren, also nach 1170. In diesem Jahr wurde erstmals ein Pfarrer zu Feistritz erwähnt, wie die Pfarre St. Johann ursprünglich genannt wurde⁵.

Der Gütertausch von 1245 wird in einer kopiaal überlieferten Urkunde von 1249 abermals erwähnt⁶. Obwohl nun die Salzburger Kirche in nächster Nähe zu St. Johann auch die Pfarre Pischelsdorf besaß, die erst um 1205 von St. Johann abgetrennt worden war⁷, kam es zu keiner Fusion beider Pfarrgebiete.

Schon 55 Tage nach der Übergabe der Pfarre St. Johann von den Wildoniern an Salzburg, wird der neue Pfarrer von St. Johann urkundlich genannt⁸. Es ist Dr. Hermann von Stubenberg, ein Rechtsgelehrter, der im Dienst der Salzburger Kirche stand und mit St. Johann wohl deshalb betraut wurde, da diese Pfarre vor allem der Zehentrechte wegen, die von der Ilz bis zur Feistritz reichten⁹, wirtschaftliches Gewicht besaß.

1 Arnulf Kogler, Die Wildonier und die ersten Anfänge des Augustiner-Chorherrenstiftes Stainz, in: ZHVStmk. IX/1911, S. 138ff.

2 StUB II, 448.

3 Otto Lamprecht, Die Herkunft des Stubenberger Besitzstandes im Grabenlande, in: BlfHk 24/1950, S. 110f.

4 Gottfried Allmer, Die mittelalterliche Pfarre Feistritz-St. Johann und die Gründung der Pfarre Pischelsdorf, in: Titus Lantos, Im Schatten des großen Zeigers. 950 Jahre Pischelsdorf, Pischelsdorf 1993, S. 130ff.

5 StUB I, 518.

6 StUB III, 47.

7 Wie Anm. 4.

8 SUB III, 1069.

9 Vgl. die Zehentregister der Pfarre Pischelsdorf von 1585 und der Pfarre St. Johann von 1570, die gemeinsam genommen, einen großen und geschlossenen Bereich ergeben, den wir als Kernbereich der mittelalterlichen Pfarre Feistritz-St. Johann ansehen.

Noch 1246 war Pfarrer Hermann Leiter der bischöflichen Gerichtsbehörde in Leibnitz¹⁰. Zwischen 1249 und 1275 war er auch Leiter des Spitals am Semmering¹¹ und vielleicht gleichzeitig auch Salzburger Vizedom in Leibnitz¹², wobei das Ende dieser Tätigkeit wohl mit der Ernennung zum Propst der Bartholomäuskirche in Friesach vor 1274 zusammenhängen dürfte¹³. In dieser Eigenschaft starb er am 30. April 1281¹⁴.

Aus diesen Funktionen heraus wird es verständlich, daß Pfarrer Hermann im Jahre 1271 Teile der Einkünfte aus den pfarrlichen Gütern von St. Johann als Seelgerät an das Chorherrenstift Stainz geben konnte¹⁵. Genannt werden in dieser Urkunde Güter zu Rechweinsreut, Elz und Gschwend, sowie Maxendorf bei Kirchbach. Während die Güter zu Elz und Gschwend eindeutig lokalisiert werden können¹⁶ ist es mit Rechweinsreut nicht so, ebenso ist nach dem tatsächlichen Ausmaß der Güter in Maxendorf zu fragen¹⁷.

In der Urkunde von 1245¹⁸ werden erstmals fünf Mark Einkünfte genannt, die von St. Johann an das Stift Stainz kamen. Dies war der Ausgleich für die unterschiedliche Bewertung der Pfarren St. Johann und St. Stefan ob Stainz. Nun aber gelangten 1271 weitere fünf Mark an Stainz und dennoch verblieb noch ein Teil des Dorfes bei St. Johann.

Inzwischen hatte Ortoľ der Aflenzer im Jahre 1326 die Stainzer Anteile an Maxendorf erwerben können und war natürlich interessiert, auch den noch bei St. Johann verbliebenen Anteil an der Siedlung an sich zu bringen¹⁹. Dies gelang im Jahre 1340 im Zuge eines Grundtausches. Der Aflenzer erhielt den Rest von Maxendorf und gab dafür drei Gehöfte der Ortschaft Albersdorf bei Gleisdorf, bis her in seinem Besitz, an die Pfarre St. Johann²⁰.

Aber auch die Aflenzer blieben nur kurze Zeit im Besitz von Maxendorf. Im Jahre 1364 erwarben die Stubenberger das Dorf²¹ und teilten es 1402 der Kaplanei an der Pankrazkapelle auf der Burg Gutenberg bei Weiz zu, wohin Maxendorf bis 1848 dienstbar blieb²².

Maxendorf

Die Größe des Ortes Maxendorf wird aus den landesfürstlichen Marchfutterurbaren ersichtlich, während die in den Urkunden von 1245 und 1271 angeführten fünf Mark keine deutbare Größe in bezug auf die Hubenzahl darstellen.

10 SUB II, 1086.

11 Gerhard Pferschy, Zur Geschichte des Spitals am Semmering während des Interregnums, in: *MIÖG* 78/1970, S. 302ff.

12 Erich Marx, Das Salzburger Vizedomamt Leibnitz, in: *MGSL* 119/1979, S. 1–142.

13 *StUB* IV, 533.

14 *UB* Graz, Codex 281, fol. 5 r, der Handschriftensammlung. Vgl. Hans Zotter, *Recht und Schrift. Katalog zur Ausstellung anlässlich des 25. Rechtshistorikertages in Graz*, Graz 1984, S. 29, Kat. Nr. 5.

15 *StUB* IV, 424.

16 Gottfried Allmer, Die Grundherren im südlichen Kulmgebiet und ihr Besitz, in: Titus Lantos, *Im Schatten des großen Zeigers. 950 Jahre Pischelsdorf*, Pischelsdorf 1993, S. 56f.

17 *StLA*, FK. Nr. 2319. Maxendorf ist der östliche Teil der KG Zerlach.

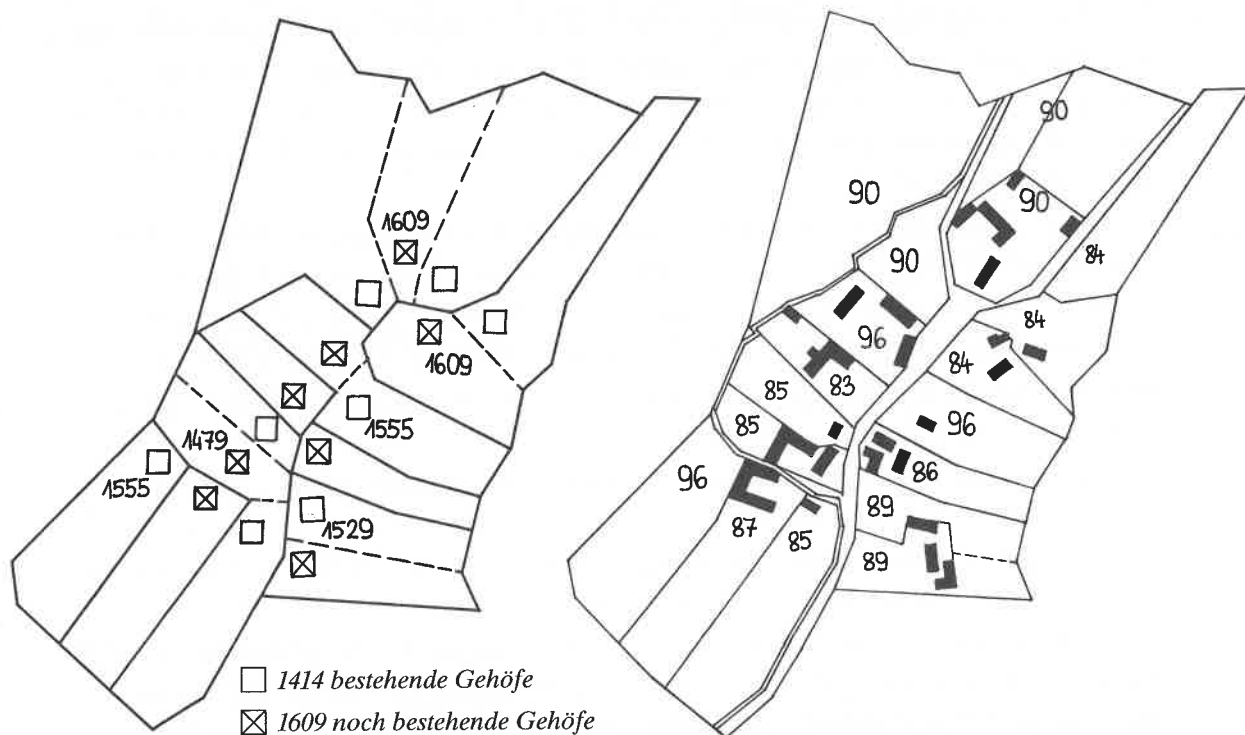
18 *StUB* II, 448.

19 *StLA*, Urk. Nr. 1949.

20 *StLA*, Urk. Nr. 2116a, Orig. im DOZA. Wien.

21 *StLA*, Urk. Nr. 2898a.

22 *StLA*, A. Gutenberg 38/181, Urk. 1402/III/20.



Links: Maxendorf – Siedlungsentwicklung 1414–1609. Die Jahreszahlen zeigen den im Marchfutterurbar ermittelbaren Zeitpunkt der Verödung.
Rechts: Maxendorf – Siedlungszustand 1822 (mit Urbarnummern).

Im Jahre 1268²³ lieferten die Bauern zu Maxendorf zwölf Schaff Marchfutter. Im Folgeurbar von ca. 1390 werden 18 marchfutterpflichtige Bauern genannt, die zusammen 13 Schaff liefern konnten²⁴. Wenn man nun das Durchschnittsmaß von 1,4 Schaff, wie man es aus dem Urbar von 1390 errechnen kann, auf die Liefermenge von 1268 umlegt, kommt man auf nicht ganz 17 bäuerliche Hofeinheiten.

Erst das Marchfutterurbar von 1414 läßt zusammen mit den Folgeurbaren des 15., 16., 17. und 18. Jahrhunderts²⁵ eindeutige Schlüsse auf die Siedlungsentwicklung zu. Im Jahre 1414 waren 14 Bauern, die 15 Gehöfte (Huben) bewirtschafteten. Im Jahr 1479 heißt es, das gesamte Dorf wäre verödet²⁶, wohl eine Folge der Ungarnkriege. Schon im Urbar von 1493 werden nur mehr fünf verödete Huben genannt, weitere acht Gehöfte waren schon wieder aufgebaut²⁷. Von einer Verödung ist 1529 nicht mehr die Rede, das Dorf bestand aus 14 Huben²⁸, davon jedoch zwei in der Hand eines Bauern.

Wieder mußten Veränderungen im Dorfgefüge erfolgt sein, denn 1555 besaß ein Maxendorfer Bauer drei Huben, ein anderer zwei Huben, die übrigen neun Bauern je eine Hube²⁹. Dieser Zustand verstärkt sich im Marchfutterurbar von 1609, wo ein Bauer drei Huben, weitere drei Bauern je zwei

23 Alfons Dopsch, Die landesfürstlichen Urbare der Steiermark aus dem Mittelalter, Wien 1910, S. 155.

24 Ebd., S. 300.

25 StLA, X-421.

26 StLA, Stockurbar 25/65.

27 StLA, Stockurbar 26/67.

28 StLA, Stockurbar 27/68.

29 StLA, Stockurbar 28/69.

Huben und die übrigen vier Bauern je eine Hube besaßen³⁰. Das entspricht bereits jenem Stand, der sodann bis ins 19. Jahrhundert unverändert blieb³¹.

Der Siedlungsrückgang in Maxendorf zwischen 1414 und 1609 beträgt also die Hälfte der Gehöfte, was sich auch kartographisch gut erkennen läßt. Der Franziszeische Kataster zeigt beiderseits der Dorfstraße freie Hofstellen und auch die Fluranalyse bestätigt die Feststellung, denn die Anteile an Ackerlosen auf den einzelnen Rieden entspricht genau der Anzahl der zum Gehöft gehörigen verödeten Hofstellen. Wenngleich im 18. und 19. Jahrhundert die Zahl der Häuser durch Neugründungen im Bereich nördlich und östlich des Dorfes bedeutend erweitert wurde, so sind im unmittelbaren Ortsbereich von Maxendorf auch heute noch die verödeten Hofstellen als Lücken im Siedlungsgefüge erkennbar.

Albersdorf

Das heute zweizeilige Albersdorf entlang der Straße zwischen Weiz und Gleisdorf war in seiner Gründungsanlage einzeilig, mit der Häuserzeile östlich der Straße und anschließenden langgezogenen Hausäckern.

Was Ortolf von Aflenz in diesem Dorf 1340 noch besaß, gelangte in diesem Jahr an die Pfarrkirche St. Johann bei Herberstein³², seit 1281 im Besitz des Deutschen Ritterordens³³. Diese drei Gehöfte blieben aber nicht ständig bei St. Johann, sondern dürften recht bald in fremde Hände gekommen sein. Im Zuge einer Jahrtagsstiftung stellte Georg von Herberstein am 7. März 1384 eine dieser drei Huben in Albersdorf an die Pfarrkirche St. Johann bei Herberstein zurück³⁴. Diese verblieb bis 1652 im Besitz des Deutschen Ritterordens und gelangte sodann mit der Pfarrkirche selbst in das Eigentum der Grafen von Herberstein, wohin die Albersdorfer Hube, zum Amt St. Johann³⁵, bis 1848 dienstbar blieb³⁶.

Die beiden anderen St. Johanner Huben kamen nie mehr an die Kirche zurück, sondern finden sich in der Mitte des 17. Jahrhunderts im Besitz der Stubenberger³⁷. Hier besaß die Stubenberger Teilherrschaft Stubegg aber schon im 16. Jahrhundert vier weitere Huben³⁸, während das übrige Dorf nach Stadl an der Raab dienstbar war³⁹.

Während nun die vier Stubegger Huben zu Albersdorf im Jahre 1553 zum Amt des Wöfl von Getzenpichl gerechnet wurden⁴⁰, scheinen die ehemals St. Johanner Huben in diesem Urbar noch nicht auf. Erst im 17. Jahrhundert wurden sie diesem Amt hinzugefügt und im Subrepartitionsurbar

30 StLA, Stockurbar 29/70.

31 Identifikationsinstrument: Urbar 1590 und 1754 der Herrschaft Gutenberg, StLA, A. Gutenberg Nachtrag 2/5 und 3/12 sowie FK. Nr. 2319.

32 StLA, Urk. Nr. 2161a, Orig. im DOZA. Wien.

33 StUB III, 287. Wenngleich die Schenkung des Salzburger Erzbischofs bereits 1260 die Übergabe der Pfarre St. Johann an den Deutschen Ritterorden vorsah, so geschah dies erst 1281 nach dem Tod Pfarrer Hermanns.

34 StLA, Urk. Nr. 3483. Johann August Kumar, Geschichte der Burg und Familie Herberstein, Wien 1815, S. 115, Nr. 21.

35 StLA, Herbersteinarchiv, Urk. 1652/XII/12, gleichlautendes Stück im DOZA. Wien.

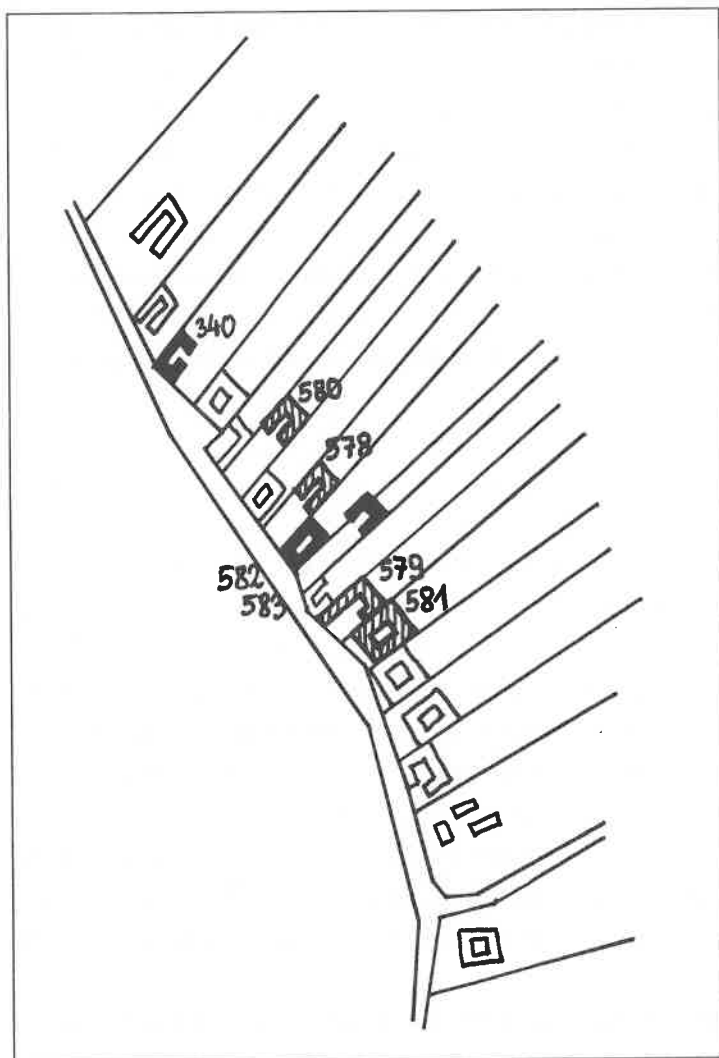
36 Urb. Nr. 340, KG Albersdorf, Bp. 30, EZ. 48, CNr. 3.

37 Erstmals im Urbar von 1657, StLA, A. Gutenberg 18/89.


38 Im Gutenberger Urbar von 1553, StLA, A. Gutenberg N 66/106.


39 StLA, Grundbuchanlegungsakt KG Albersdorf.

40 Wie Anm. 38.



Albersdorf bei Gleisdorf –
Lage der St. Johanner
Kirchenhuben.

 1340 erworben, später
verkauft; Urb. Nr. 340
1384 wieder zurücker-
worben; Urb. Nr. 582
und 583 ab 1657 im
Stubegger Urbar 1657

 Stubenberger Teilherr-
schaft Stubegg 1553

 Herrschaft Stadl

von 1754⁴¹ mit den Urbarnummern 582 und 583 bezeichnet. Auch dieses Stubegger Amt mit den Untertanen in Albersdorf gelangte 1657 an die Herrschaft Herberstein⁴² und blieb bis 1848 dieser Grundherrschaft untertänig.

41 Wie Anm. 31.

42 Urb. Nr. 582, KG Albersdorf, Bp. 23, EZ. 52, CNr. 7. Urb. Nr. 583, KG Albersdorf, Bp 22, EZ. 23, CNr. 10.

Schloß Friedberg im Jahr 1614

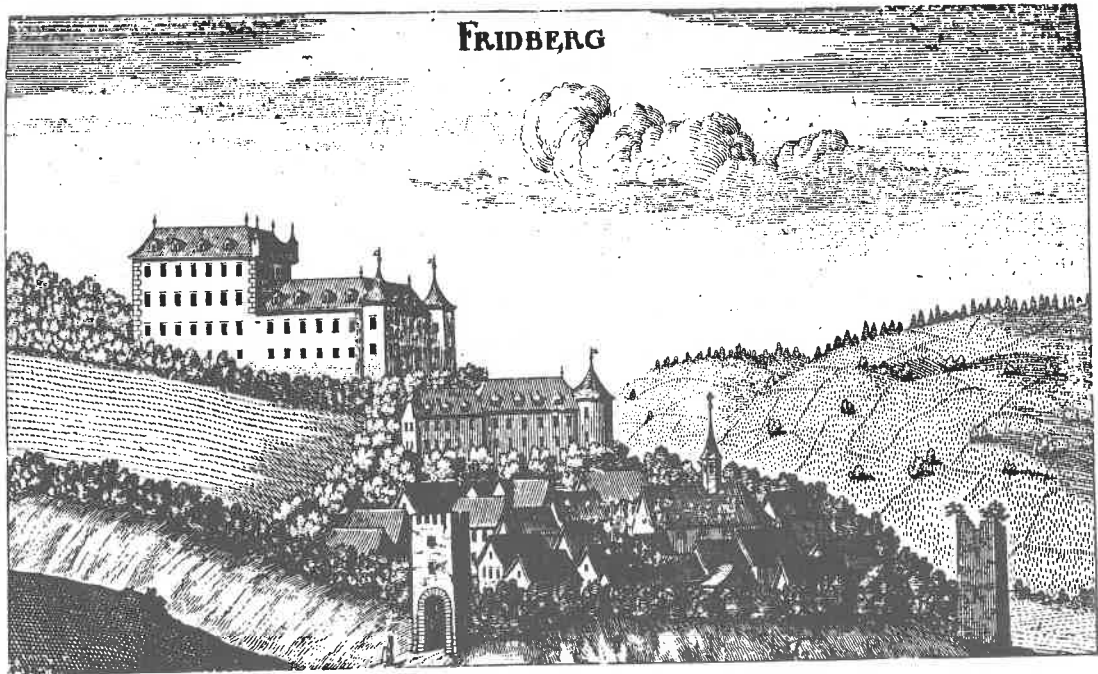
von Ferdinand Hutz

Zur Aufgabe der Korrespondenten der HLK gehört neben der Rettung und Erhaltung diversester Geschichtsdenkmäler und -quellen auch deren Umsetzung in lesbare Forschungsergebnisse für die geschichtsinteressierte Bevölkerung. Nicht selten werden daher Korrespondenten zur Abfassung von Ortsgeschichten herangezogen. In meinem Fall ist es die Stadtgeschichte von Friedberg aus Anlaß des 800-Jahr-Jubiläums im Jahr 1994.

Es mag vielleicht komisch anmuten, daß die Stadt Friedberg, die 1952 ihre 700-Jahr-Feier begangen hat, nur 42 Jahre später bereits ihre 800-Jahr-Feier ansetzt. Wohl war schon damals die Nachricht des Anonymus Leobensis über die Gründung der Stadt Friedberg im Jahr 1194 aus dem Lösegeld des Königs Richard Löwenherz bekannt, denn der damalige Stadthistoriker Adolf Reinbacher schreibt in der Festschrift zur 700-Jahr-Feier: „Die Nachricht des Leobner Chronisten von der Gründung Friedbergs, die zum Jahre 1193 berichtet wird, ist nach allem, was wir bisher wissen, nicht anzuzweifeln.“ Man wollte damals jedoch nicht so lange mit einer Feier zuwarten und nahm die zeitlich erste sich bietende Möglichkeit zu einer Jubiläumsfeier zum Anlaß. Diese bot sich durch die im Stiftsarchiv Vorau überlieferte Urkunde aus dem Jahre 1252, in der nach der älteren Geschichtsschreibung in Unkenntnis des Babenberger Urbars die früheste Nennung von Friedberg als Stadt erhalten geblieben ist, wie wiederum Adolf Reinbacher ausführt: „Die erste Urkunde, die beweist, daß Friedberg als Stadt bestand, wurde im Jahre 1252 vom damaligen Kastellan des Schlosses Friedberg, Conrad, am 27. Februar genannten Jahres ausgestellt. Ein sonst nicht allzu wichtiges Dokument (Schenkungsurkunde an das Stift Vorau) wird dadurch zu einem Fundament unserer Stadtgeschichte. Von diesem Jahr an rechnen wir den 700jährigen Bestand der Stadt.“

In Richtigstellung dieses kleinen historischen Irrtums beauftragte mich der Gemeinderat der Stadt Friedberg vor vier Jahren, für das Jubiläumsjahr 1994 eine wissenschaftlich fundierte Festschrift abzufassen und die Geschichte dieser Stadt umfassend darzustellen. Letzteres ergab sich aus dem umfangreichen Quellenmaterial und so wuchs die Festschrift auf 655 Druckseiten an. Viele neue Erkenntnisse werden darin aufgezeigt, die nicht selten im Gegensatz zur bisherigen Geschichtsschreibung stehen. Dazu ein Beispiel: Wer kennt nicht den schönen Stich in Vischers Schlösserbuch vom Schloß Friedberg? Für die lange Geschichte dieses Schlosses ist eigentlich nur eine einzige nähere Beschreibung bekannt, die in das Jahr 1614 fällt. Für den damals in Erwägung gezogenen Verkauf des Schlosses und der Herrschaft Friedberg wurden nämlich bereits im Jahr 1614 Schätzungen und Gutachten erstellt, die in zweifacher Ausfertigung im Stiftsarchiv Vorau vorliegen und mit 4. April 1614 datiert sind. Dieser „Überschlag yber das Geschloß Frydtberg zuem Verkhauff“ bringt uns die genaueste Beschreibung des Schlosses und seiner näheren Umgebung durch all die Jahrhunderte seines Bestehens, weshalb sie hier ausführlich ausgeführt werden soll. Dies auch deshalb, weil Fritz Posch diesen Überschlag falsch in das Jahr 1716 – also hundert (!) Jahre später datiert – und daraus falsche Schlüsse zieht.

Der von den drei Saurauer Brüdern unterschriebene und mit ihrer Petschaft besiegelte, mit 4. April 1614 zu Hartberg datierte Überschlag beschreibt das Schloß Friedberg folgendermaßen:



Schloß und Stadt Friedberg um 1680 (M. Vischer).

„Das Schloß Friedberg ist doppelt, doch in einer Mauer aneinander. Das Unter- und Oberschloß haben über zehn, teils gar neue, schön zugerichtete Stuben mit dazugehörigen Kammern. Auch sind andere Gewölbe und Gemächer, Keller und Kasten und zwei gewölbte Roßställe in beiden Schlössern vorhanden. Der dritte Roßstall liegt für Gäste und fremde Leute außerhalb des Schlosses. Beide Schlösser sind sehr wehrhaft gerichtet und mit einer eisernen Schlagbrücke, 'Strichtürmen' und Erkern oder Ausladungen unter dem Dach, die das Obergeschoß erhöhen und besonders verwahren, so daß, als die ungarischen Rebellen, 'Dattern' und Türken vor acht Jahren einen Einfall ins Land getan haben, sich viele Leute hinein geflüchtet und gerettet und den Feind von dem nahe davor liegenden Stättl vertrieben haben. Dabei haben sie etliche Pferde und Gefangene erbeutet.“

Fritz Posch gibt aufgrund seiner falschen Datierung für diesen Einfall das Jahr „1708“ an, doch ist in Wirklichkeit der vom Jahr 1605 gemeint.

Es wurde mit großen Kosten erbaut, wird aber trotzdem nur angeschlagen mit	6.000 Gulden
Der dabei liegende Maierhof mit	400 Gulden
Drei nahe am Schloß gelegene nutzbare Teiche („Teuchtlein“) samt einem Rohrbrunnen mit durchlaufendem Wasser und Behälter im Schloß	300 Gulden
Neue zugerichtete Gewürz-, Küchen- und Baumgärten, darinnen ein luftiges Sommerhaus und ein neuer Dörröfen	600 Gulden
Eine neue, erst vor einem Jahr erbaute Mautmühle mit drei Laufern, die über 70 Viertel Getreide im Jahr erträgt, wird ihrer Nutzbarkeit wegen angeschlagen um	1.000 Gulden
Der Burgfried und die Jagd auf Wildschweine, Rehe, Hasen, Füchse, Rebhühner, Finkentenne, Kranabettbühel	600 Gulden
Die drei zehentfreien Hoffelder nahe dem Schloß, von denen zwei in den vergangenen Jahren 1612 und 1613 über 300 Schober verschiedenes	

Getreide erbrachten, das dritte Feld liegt brach	1.500 Gulden
Weiters der notwendige Anbau an Rüben, Kraut, Erbsen, Bohnen, Heiden und dergleichen sowie zwei kleine Stadtfelder mit 30 Schober, wobei jeder Schober durch die großen Garben rund zwei Grazer Viertel ergibt	300 Gulden
Ein Fichten- und Buchenwald mit bereits gewachsenem Bau- und Brennholz	1.000 Gulden
Eine besonders eingezäunte Viehhalt für 12 Zugochsen und 12 Kühe, etliche Pferde, Schweine und Schafe	600 Gulden
Ganz in der Nähe liegende Wiesen mit 80 Fuder Heu und Grummet	1.000 Gulden
Eine vor wenigen Jahren in Ungarn gekaufte Wiese mit rund 26 Fuder Heu	300 Gulden

In einer zweiten, etwas anders formulierten Beschreibung des Schlosses heißt es: „Das Schloß Friedberg, im Viertel Vorau liegend, ist mit seinen neuerbauten Zimmern, Kellern, Kasten, Gewölben und anderen Notdurften genug versehen, weil der größte Teil vor wenigen Jahren gerichtet und erbaut worden ist. Drinnen ist ein durchrinnendes Wasser, ein schöner Röhrenbrunnen und Fischkalter. Ganz nah beim Schloß liegen drei Teiche für Fische und Krebse. Weiters ist noch ein Pferdestall, eine Wagen- und eine Binderhütte, ein neu zugerichteter Gewürz-, Küchen- und Baumgarten, in letzterem ein Dörrofen und ein Sommerhaus. Beim Schloß liegt das Maierhaus samt Ställen und Stadl, die Hoffelder liegen um das Schloß: drei besonders schöne und zwei neu zugerichtete Felder. Auch eine schöne eingefriedete Viehhalt ist dabei, in der nur das Hofvieh seine Weide hat, weiters ein schöner Fichten- und Buchenwald mit etlichen tausend Sagblochen und schön ausgewachsenem Brennholz. All dies liegt unmittelbar um das Schloß herum, ist alles freies Eigen und zehentfrei“ usw.

Nun folgt eine genaue Beschreibung der Herrschaft mit den Abgaben der Untertanen. Zusammen ergab sich jedenfalls für Schloß und Herrschaft Friedberg ein Gesamtschätzwert von 26.115 Gulden.

Es kam damals noch nicht zum Verkauf. Erst 20 Jahre später, 1635, wurde es vom Stift Vorau angekauft.

Die Erarbeitung der Friedberger Stadtgeschichte in den letzten vier Jahren hatte eine Fülle von Beratungen bei zahlreichen Renovierungen historischer Bauten und Denkmäler zur Folge, zog den Neubau bzw. Nachbau eines der drei einst in Friedberg existenten Stadttore nach sich und stärkt das historische Bewußtsein in der Bevölkerung.

Weiterführende Literatur:

Ferdinand Hutz, 800 Jahre Stadt Friedberg, Friedberg 1994, 655 Seiten.

Das Murauer Heimatmuseum

von Renate Brodschild

Die Stadt Murau hatte bisher ihre größte Bedeutung im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Sie verdankte diese Stellung der günstigen Verkehrslage am Schnittpunkt alter Handelsstraßen. Eisenverarbeitung, Handel und Gewerbe waren damals die Grundlagen für eine gedeihliche wirtschaftliche Entwicklung. Tiefgreifende Veränderungen in Wirtschaft und Gesellschaft im 18. und 19. Jahrhundert ließen jedoch Murau in eine verkehrsmäßige Randlage geraten und die einstige Bedeutung verlieren. Unter diesen Voraussetzungen blieb aber vieles länger bewahrt als anderswo, sei es das mittelalterliche Stadtbild, seien es bürgerliche oder bäuerliche Geräte und Gebrauchsgegenstände oder auch kirchliche und weltliche Bräuche im Jahrlauf.

Es ist das Verdienst des Apothekers Mag. Ernst Gasteiger, das historische Murau anlässlich des Jubiläums „650 Jahre Stadt Murau“ wieder erweckt zu haben. Nachdem er schon nach dem Ersten Weltkrieg begonnen hatte, den Fremdenverkehr mit verschiedensten Neuerungen – vor allem aber durch die Förderung des Wintersports – zu beleben, gründete er 1950 das Murauer Heimatmuseum und schuf damit den Grundstein für eine wahre Fundgrube an Sammelstücken aus der Vergangenheit Muraus. Zuvor hatte bereits 1926 der damalige Stadtamtsdirektor Friedrich Zelburg den ersten Versuch einer Museumsgründung unternommen. Von seinen Bemühungen überdauerte jedoch nur der Inhalt einer einzigen Vitrine am Dachboden des Rathauses die Zeit bis zur Neugründung durch Gasteiger.

Das neue Heimatmuseum erregte auch in der Bevölkerung so viel Interesse, daß aus Stadt und Umgebung immer wieder Sammelstücke beigelegt wurden. Darüber hinaus trug Mag. Gasteiger mit bewundernswertem ideellen und auch materiellen Einsatz kulturgeschichtlich wertvolles Material aus allen Bereichen des täglichen Lebens aus Murau und dem umliegenden Lebensraum gewissenhaft zusammen und erweiterte damit seine Sammlung. Da die Stadtgemeinde geeignete Räume nicht zur Verfügung stellen konnte, füllten die Exponate bald zwei Stockwerke seines eigenen Hauses, und selbst Treppen, Vorhaus und Dachboden wurden mit der Zeit einbezogen. Bereits damals zählten zur Sammlung vor- und frühgeschichtliche Funde, Gegenstände aus dem Zunft- und Handwerkswesen, Werkzeuge aus Hammerwerken, Feuerlöschgeräte, Wintersportgeräte, Musikinstrumente, Noten, Bücher, Trachten, sakrale Geräte, Kunstgegenstände, medizinische Utensilien sowie Gegenstände des täglichen Gebrauchs.

Im Jahr 1952 unterstellte Gasteiger seine Sammlung dem Joanneum in Graz zur wissenschaftlichen Betreuung, und 1954 erfolgte die feierliche Eröffnung des Heimatmuseums. Im steirischen Gedenkjahr 1959 kam ein weiterer Raum mit bäuerlichen Arbeitsgeräten aus dem ganzen Bezirk hinzu. Schließlich schenkte Mag. Gasteiger im Jahre 1963 seine Sammlung der Stadtgemeinde Murau, ergänzte und betreute sie aber weiterhin in ihrer bisherigen Heimstätte.

Ein Jahr nach dem Tode Gasteigers übersiedelte das Museum im Jahre 1970 in das sogenannte „Egghardthaus“ in der Anna-Neumannstraße, wo es unter der Aufsicht von Frau Dr. Gertrud Smola vom Landesmuseum neu eingerichtet und im Jahr darauf wieder eröffnet wurde. Die Leitung

übernahm Gymnasialprofessor Mag. Horst Nather, unterstützt von dem verdienstvollen Volkskundler OSR Karl Stöffelmayr.

Bereits 1975 erfolgte die nächste Übersiedlung, diesmal in das ehemalige Kapuzinerkloster, wo das Museum bis heute untergebracht ist. Nach verschiedenen Umbauarbeiten konnten 1977 hier wieder Führungen aufgenommen werden. Prof. Nather übergab die Leitung aus gesundheitlichen Gründen 1992 an mich, steht aber für Führungen weiterhin zur Verfügung.

Die neue Heimstätte, das Kapuzinerkloster, wurde von Graf Georg Ludwig zu Schwarzenberg zusammen mit der Kirche in den Jahren 1645–48 errichtet. Das Klostergebäude ist an der SW-Ecke mit der Kirche verbunden und steht heute im Eigentum der Stadtgemeinde. Es ist ein einfacher vierflügeliger Bau mit Kreuzgang und Brunnen im Hof. Die Museumsräume befinden sich im südlichen und östlichen Flügel ebenerdig und im Obergeschoß.



Ehemaliges Murauer Kapuzinerkloster – heute Heimatmuseum.

Seit dem Tode Mag. Gasteigers wurde die Sammlung ständig ergänzt und erweitert. Neben den wertvollen volks- und heimatkundlichen Gegenständen gibt es auch einige aufschlußreiche Briefe und Schriften im Original, die als zeitgeschichtliche Dokumente einen Eindruck von der Lebensweise und von den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit geben.

Dem Museum stehen drei Räume im Erdgeschoß und sechs Räume im Obergeschoß zur Verfügung. Außerdem sind noch einzelne Exponate in den Gängen sowie verschiedene Archivalien und Druckwerke in einem schmalen Verbindungstrakt untergebracht.

Unter den rund 3.500 Exponaten finden sich etliche besonders seltene und wertvolle Gegenstände, von denen im folgenden nur einige herausgegriffen werden.

Einzigartig in der Steiermark ist ein tragbares, zweitüriges Holzkästchen aus dem 17. Jahrhundert. Es handelt sich um eine sogenannte Bettlerkirche, vor der für Almosen Andachten abgehalten wurden. Im Schrein befinden sich eine geschnitzte Muttergottes und ein Kruzifix aus Messing.

Besondere Aufmerksamkeit verdient eine Getreidefegemühle oder „Wind'n“ mit der Jahreszahl 1726. Es ist dies eines der ältesten Geräte dieser Art. Die erste Nachricht über die Verwendung einer „Wind'n“ findet sich im Jahre 1692 und stammt aus Murau. Im selben Raum, dem ehemaligen

Refektorium, bezeugen noch einige Ackergeräte die mühevollen Arbeit in dieser Zeit, aber auch, mit welchem Erfindungsreichtum man versuchte, sich arbeitstechnische Erleichterungen zu verschaffen.



Heimatmuseum Murau. Schaufensterpuppe, Anfang 19. Jh.; Rennschlitten aus der ehemaligen bischöflich-freisingischen Herrschaft Rotenfels bei Oberwölz.

Von den vielen bäuerlichen Möbeln ist eine Eckstollentruhe aus dem 1. Viertel des 17. Jahrhunderts als Besonderheit hervorzuheben. Dazu gibt es noch eine umfangreiche Sammlung von Wäשמangeln, Schubladkästen, Wandschränken und Vorratstruhen.

Auch eine der wenigen noch erhaltenen Säuerbutten konnte für das Heimatmuseum erworben werden. Sie und ein Traggeschirr für Maultiere erinnern an die Zeit, in der noch Säumer mit ihren Lasten über den Sölkpaß zogen.

Von dem berühmten Biedermeiermaler Ignaz Raffalt, der einige Jahre in Murau lebte und zahlreiche Portraits von angesehenen Bürgern schuf, befinden sich zwei Gemälde im Heimatmuseum.

In der reichhaltigen Münz- und Geldsammlung gibt es Notgeld, das in Murau in den schweren Jahren nach dem Ersten Weltkrieg gedruckt worden ist.

Ein seltenes Stück ist die Bettlergeige, eine Dreh- oder Radleier, die besonders kunstfertig ausgeführt ist. Eine auf dem Rücken tragbare Drehorgel mit Holzpfeifen kann mit Hilfe einer verstellbaren Walze zehn verschiedene Musikstücke wiedergeben.

Zwei Ladenschlangen mit interessanten Kaufmannssymbolen erinnern an die einstigen Krämerläden. Sie dienten zum Aufhängen der Waren in den Gewölben.

Hand- und Fußfesseln, ein Halseisen, ein Prangergürtel sowie ein Brenneisen stammen vom Stadt- und Landgericht Murau und veranschaulichen den Strafvollzug in früheren Jahrhunderten.

Eine Kostbarkeit ist auch die schmiedeeiserne Urkundentruhe mit zentralem Schloß für acht Verriegelungen, kunstvoll verziert mit Blumen und Blättern. Im selben Raum wie diese befinden sich noch eine reichhaltige Schlüsselsammlung und ein Uhrwerk aus dem alten Rathaus.

Zu den Raritäten zählt auch die älteste Feuerspritze aus Murau aus der Zeit um etwa 1780. Ein Rennschlitten aus dem Schloß Rothenfels und ein Gasselschlitten, beide aus dem 13. Jahrhundert mit kunstvollen Verzierungen, vermitteln noch einen Eindruck von den früheren Freizeitvergügungen im Winter.



Heimatmuseum Murau. Bäuerliches Gerät.

Schließlich gibt es aus der Murauer Stadtgeschichte auch das Murauer Stadtsiegel aus der Zeit nach 1278 sowie den Siegelstock mit dem Stadtwappen, das Kaiser Friedrich III. im Dezember 1490 verliehen hat.

Die vor allem volkskundlich überaus wertvolle Sammlung findet nicht nur bei interessierten Besuchern, sondern auch bei Fachleuten immer wieder Bewunderung und Anerkennung. Leider entsprechen die Räumlichkeiten nicht mehr ganz den zeitgemäßen Anforderungen und eine Erweiterung sowie Renovierung und Umgestaltung wären wünschenswert. Damit könnte das Heimatmuseum eine seiner Bedeutung entsprechende stärkere Anziehungskraft auf einen größeren Besucherkreis ausüben.

100 Jahre Pfarre Heiligengeist bei Leutschach

Bericht über eine grenzüberschreitende Aktivität

von Gert Christian

In der Bergkirche Sveti Duh – Heiligengeist, knapp an der Staatsgrenze zu Slowenien, südlich von Leutschach gelegen, feierten am 4. Oktober 1992 etwa 600 Steirer aus der slowenischen Stajerska und der österreichischen Steiermark mit dem Marburger Weihbischof Dr. Josef Smej das 100-Jahr-Jubiläum der Pfarrerhebung¹.

Heute gehört Sv. Duh zur Pfarre Selnica/Zellnitz an der Drau und ist seit 1959 nicht mehr Pfarrkirche².

Die Kirche liegt in 906 Metern Seehöhe auf einem Bergsporn, slowenisch ostrem vrhu genannt, was dem Sprachgebrauch der Gegend entsprechend, als „Scharfenegg“ zu übersetzen wäre, wofür sich aber in vertrauter Gemischtsprachigkeit in den letzten zwei Jahrhunderten der Begriff „Osterberg“ eingebürgert hat. Die Kirche war gleich nach ihrer Fertigstellung im Jahre 1679 ein beliebtes Wallfahrtsziel im Bergland zwischen Drau und Pößnitz und bis zur Pfarrerhebung eine Lokalie, die dem Pfarrer von Leutschach unterstand³. Die Bauherren waren die Stubenberger, die auf der Burg Schmirnberg, damals eine der größten Burganlagen des Landes, saßen⁴. Sie stifteten 1667 auch den Großteil des Bauplatzes. Ein kleineres Stück rund um die Kirche, auf dem hauptsächlich die 1693 fertiggestellte Ringmauer und die im selben Jahr fertiggestellte Augustinuskapelle errichtet wurde, stammte aus dem Grundbesitz des Stiftes St. Paul im Lavanttal.

Die Konsekration der Heiligen-Geist-Kirche erfolgte am 7. Juli 1709 durch den Seckauer Fürstbischof Franz Anton Graf von Wagensberg. Dieser wies ihr als Gedächtnistag den siebenten Sonntag nach Pfingsten zu. Papst Clemens XIII. ließ dort im Jahre 1768 eine Hl.-Geist-Bruderschaft errichten und erhob die Kirche zur Wallfahrtskirche.

Zu Fuß benötigt man von Zellnitz an der Drau bzw. von Leutschach etwa drei Stunden bis Heiligengeist. Der Platz liegt sehr hoch über den Tälern und man genießt einen herrlichen Rundblick in die Grazer Bucht nach Norden und über das Hügelnd des Poßruck bis zum Bacherndgebirge im Süden. Diese exponierte Stelle war sicher seit jeher ein besonderer Anziehungspunkt.

Auch in den bewegten Jahrzehnten um 1600 herrschte auf diesem Platz reges religiöses Treiben. Die Sekte der „Springer und Werfer“, besonders stark in den Windischen Büheln, am Poßruck und am Remschnigg bis zur Soboth auftretend, hatte auch den „Osterberg“ als Kultplatz gewählt⁵. Aus den Berichten der Gegenreformatorischen Kommissionen erfahren wir viele Einzelheiten auch über diesen Platz. 1606 wird eine Springerkapelle am Osterberg erwähnt⁶, zusammen mit jener in der Soboth. Es

1 Pfarrerhebung 4.10.1892. Kirchl. Verordnungsblatt für die Seckauer Diözese 1892 Nr. 50.

2 Viljem Pangerl, Die Pfarre Heiligengeist am Osterberg nach dem Ersten Weltkrieg, in: Sv. Duh na Ostrem vrhu / Hl. Geist am Osterberg – Kirche ohne Grenze. Festschrift zum 100jährigen Jubiläum der Pfarrerhebung; slowenisch und deutsch. hrsg. v. Gert Christian, Graz 1992.

3 Josef Riegler, Von der Wallfahrtskirche zur Pfarre Hl. Geist, in: wie Anm. 2.

4 Josef Riegler, Schmirnberg. Beiträge zur Geschichte der Burg, der Herrschaft und ihrer Untertanen, in: wie Anm. 2.

5 Joze Mlinaric, Die Sekte der Springer zu Heiligengeist am Osterberg, in: wie Anm. 2.

6 Jakob Rosolenz (Martin Brenner), Gründlicher Gegenbericht, Grätz 1606.

heißt hier, daß der Kommandeur der Truppe, welche im Dezember des Jahres 1599 die Kommission begleitete, „ein Springer – Kirchen auf einem gar hohen berg bei Leitschach inn Brandt gesteckt ..., bei welcher die verzauberten Springer sich veberwerffens und Gaucklens gebraucht haben“. Es wird auch berichtet, daß die Kapelle schon länger stand und die Ausstattung derselben, vor der Zerstörung, der Pfarrkirche in Leitschach übergeben wurde.

Bischof Martin Brenner, bekannt als der Ketzerhammer, war ein konsequenter Verfolger aller Häresien. In langen Berichten argumentierte er gegen sie und unternahm alle ihm zur Verfügung stehenden Mittel, um diese auszurotten. Von der Springerstätte am Osterberg liest man in einem dieser Berichte, daß ihr Gründer ein Schneider aus Leitschach gewesen sei, welcher mit seinem Trug bei den leichtgläubigen Menschen erreicht hätte, daß auf dem Berg eine Kapelle errichtet werden konnte. Angeblich sollte er auf dem großen ebenen Bergfelsen einen Zaun errichtet und darauf Kerzen angezündet haben. Nachher rief er Leute zu diesen „Wunderlichtern“, um sie zu überzeugen, daß an diesem Ort ein Heiligtum zu errichten sei.

Obwohl 1599/1600 die Kapelle am Osterberg zerstört wurde, stand dort im Jahre 1618 wiederum eine Kapelle. Ein Patent Kaiser Ferdinands II. gibt Kunde⁷, daß „auf ainem hohen berg in der pfarr Leitschach und Zellniz, Schmirenbergischen Landtgerichts“ und an anderen Orten die „springer und werffler“ wiederum ihre Kapellen aufgebaut hätten, wohin sehr viele Leute aus Kärnten und aus anderen Gegenden an den Sonntagen vor dem Neumond zusammenkämen und ihre gottlosen Taten verrichteten. Nachher begäben sie sich in die nahen Wälder und frönten leiblichen Genüssen.

Im Patent wird daher angeordnet, nach den Springern zu suchen, sie zu verhaften, zu verhören und ins Gefängnis zu werfen. Auch die Helfer und jene, die Mitgliedern der Sekte Unterkunft böten, seien zu verhaften. Kirchen und Kapellen seien unverzüglich zu entfernen und an ihrer Stelle sollten Galgen aufgestellt werden, wo alle, die nach der Verlautbarung des Patentes noch als Springer aufträten, den anderen zur Mahnung gehenkt werden müßten.

Es läßt sich nicht nachweisen, ob die Kapelle am Osterberg nach dem Jahre 1618 zerstört wurde. Sollte das der Fall gewesen sein, dann mußte sie spätestens im Jahre 1622 wiederum aufgebaut gewesen sein. Damals erging seitens des Kaisers an das Kloster St. Paul ein Schreiben⁸, in dem von den Mitgliedern der Sekte auf den Höhen des Remschnigg berichtet wird, die sich auf den Boden werfen und behaupten, daß Engel mit ihnen sprächen. Sie hätten mit ihrer Täuschung viele Leute gewonnen, die ihnen Fleisch, Brot und andere Nahrung gäben. Sie hielten sich in der Steiermark im Amt Wurmat und Walz bei einer Kapelle aus Holz auf. Der Landesfürst befahl, die Kapelle sofort in Brand zu stecken und die Sektierer an dem anstelle der Kapelle zu errichtenden Galgen hinzurichten.

Daß damit die Kapelle zu Heiligengeist am Osterberg gemeint war, steht außer Zweifel, da sich die Gegenden Walz und Wurmat unter diesem Berg befinden.

Nach 1622 wird die Sekte der Springer im Zusammenhang mit dem Osterberg nicht mehr erwähnt. Durch die Androhung der Todesstrafe, möglicherweise auch durch Exempel, scheint die Häresie in dieser Gegend beendet worden zu sein.

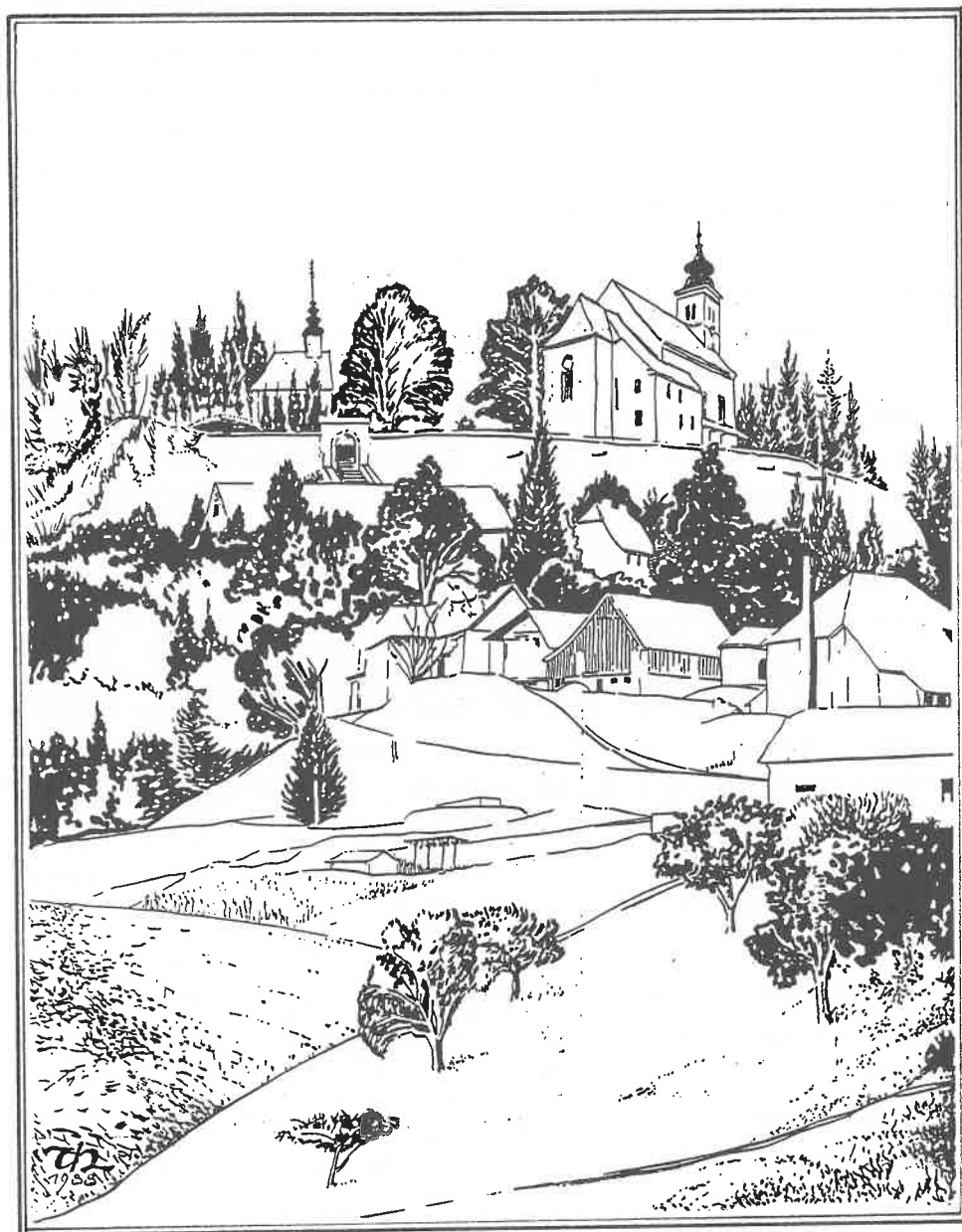
Der Überlieferung nach, die aber nicht belegbar ist, stand vor der Reformationszeit auf dem heutigen Kirchplatz eine Kapelle des hl. Primus⁹, die aber abgekommen sein soll. 1667 berichtet der Pfar-

7 Patent Kaiser Ferdinands II., Preßburg 26. Mai 1618. Pokrajinski arhiv Maribor.

8 Patent Kaiser Ferdinands II., Graz 15. Sept. 1622. Der Aufmerksame 1816, 41.

9 Eduard Staudinger, Der Grenzraum des Remschnigg und des Poßruck im Mittelalter, in: wie Anm. 2.

rer von Leutschach¹⁰, daß immer wieder Menschen in großer Zahl auf den Osterberg strömten, so daß bald ein „sauberes großes Kreuz, genugsam qualifiziert ad sacrificium missae celebrandum“ aufgebaut worden sei. Es seien Meßopfer gefeiert worden, bis aus einem im Jahre 1667 nicht mehr bekannten Grund der Ort vom Salzburger Erzpriester „interdiciert“ worden sei. Trotz des Verbotes kamen weiterhin viele Leute auf den Berg, man zählte jährlich 2.000 bis 4.000 Menschen die ansehnliche Opfertgaben brachten und Gottes Segen für die Ernte erbat. Um 1665 war die Bezeichnung „bey dem heilligen Geist“ schon seit „undenklichen Jahren“ in Gebrauch. Auch von der Leutschacher



Heiligengeist am Osterberg (Tusche-Feder-Zeichnung, G. Christian, 1988).

10 DA, Hl. Geist bei Leutschach, Kirchensachen. Bericht des Pfarres von Leutschach aus dem Jahr 1667. Siehe auch Anm. 3.

Pfarrkirche aus waren damals schon seit langem Wallfahrten hinauf nach Hl. Geist üblich¹¹. Innerhalb des Jahrzehntes von 1660 bis 1670 erwirkte die Bürgerschaft und der Pfarrer von Leutschach, sowie die auf Schmirnberg sitzenden Stubenberger vom Seckauer Bischof die Errichtung einer „schenen, zierlichen Filial Capellen“.

Auffallend ist, daß Kirchen und Kapellen im deutsch-slowenischen Sprachgrenzraum, an deren Stelle Springer – Wiederläufer – bzw. Stifterkapellen nachweisbar sind, dem Hl. Geist geweiht waren bzw. noch geweiht sind, und obwohl in den Quellen nirgends ein Anhaltspunkt für Sühnekirchen oder Wiedergutmachungsaktionen faßbar werden, wird dennoch der Volkswille in diese Richtung deutbar sein.

Heute ist die Kirche Sv. Duh – Hl. Geist am Osterberg zum Träger einer neuen Symbolik geworden. Durch die ungebrochene Hoffnung der Bevölkerung, an der Jahrzehnte lang hermetisch geschlossenen Grenze, wurden staatsübergreifende Gesten in Richtung gemeinsamer Vergangenheit und Gegenwart gesetzt und nun auch schon seit 1990 wieder mit tausenden grenzüberschreitenden Wallfahrern praktiziert.

Die Heiligengeistkirche, die Antoniuskapelle, die große Ringmauer rund um das Bergplateau und die kapellenartigen Bildstöcke wurden unter Aufsicht des Denkmalamtes und des bischöflichen Bauamtes Maribor/Marburg renoviert und restauriert, so daß der Zerfallsprozeß wirksam gestoppt werden konnte. Motor und Mentor der Renovierung war der Leibnitzer Bezirkshauptmann Hofrat Dr. Johann Seiler. Namhafte finanzielle und ideelle Unterstützung leistete auch der Bezirk Leibnitz durch Materialgaben, Bausteinaktionen und durch die Herausgabe der zweisprachigen Festschrift Sv. Duh na Ostrem vrhu – Hl. Geist am Osterberg; Cerkev ne pozna meja – Kirche ohne Grenze, die von mir gestaltet, redigiert und herausgegeben wurde.

Das Buch wurde nach seiner ersten Präsentation am 18. September 1992 an der Theologischen Fakultät der Universität Maribor vom slowenischen Fernsehen als wegweisendes und zukunftsgerichtetes Publikationsereignis hingestellt, v. a. wegen seiner durchgehenden Zweisprachigkeit. In Graz erfolgte die Präsentation in kleinem Rahmen am 23. September im Lesesaal der Landesbibliothek.

In der unmittelbaren Umgebung der Kirche Sv. Duh hat sich in den letzten Jahren seit der Unabhängigkeit Sloweniens einiges geändert. Die kleine Grenzkaserne in der Ortschaft Duh na Ostrem vrhu steht derzeit leer. Die MG-Stellung am Dach des slowenischen Schulhauses ist abgetragen worden. Der militärische Beobachtungsposten am Kirchturm ist z.Z. aufgegeben. Die Zollwachstelle ist für österreichische und slowenische Staatsbürger mit Paß bzw. Grenzübertrittsschein während der täglichen Öffnungszeiten ungehindert passierbar. Die Gastwirtschaft im ehemaligen Kulturhaus wird privat geführt. Der aufmerksame Besucher findet hinter der Kapelle neben dem Gasthaus, vermutlich schon seit Jahrzehnten hier lehnd, den glaslosen Rahmen des einstigen Schaukastens des deutsch-völkischen Kulturvereines, als anschauliches Demonstrationsstück des wechselvollen Schicksales dieses Grenzortes.

11 Vgl. Anm. 3, mit genaueren Quellenangaben.

Die Pfarrmatriken der Pfarre Arzberg

von Gertrud Neurath

Matriken nennt man Aufzeichnungen über Geburt, Taufe, Hochzeit und Tod, also über einschneidende Veränderungen im menschlichen Leben. In unserer Pfarre gibt es zusätzlich zu Taufbuch, Trauungsbuch und Totenbuch noch Firmbuch (von 1895 bis heute) und Beichtzettelverzeichnis. Das Wort Matriken stammt aus einem kaiserlichen Hofdekret von 1722.

Schon im 14. Jahrhundert ergingen mehrfach Vorschriften zur Führung von Matriken. In Frankreich gibt es eine Pfarre mit Kirchenbüchern ab 1305, in der Friaul eine solche ab 1379 und in der Schweiz eine ab 1481, aber das sind seltene Ausnahmen. Die älteste in Österreich ist die Pfarre St. Stephan in Wien ab 1542. – Leider ist 1945 einiges an österreichischen Matrikenbüchern verlorengegangen.

Die verpflichtende Einführung von Matriken geht auf das Konzil von Trient (1545–1563) zurück, in welchem die Anlage von Kirchenbüchern befohlen wurde. Es dauerte aber teilweise viele Jahrzehnte, bis diese Verfügung bis zu uns durchgedrungen war und auch durchgeführt wurde, denn die Matriken unserer Gegend beginnen: Semriach 1640, Weiz 1642, St. Radegund 1664, Gutenberg 1642, Fladnitz an der Teichalm 1631, Passail 1641 und zuletzt Arzberg 1687.

Seit etwa 230 n. Chr. ist mit der Taufe die Namensgebung verbunden.

Schon unsere frühesten ersten Matriken enthielten ziemlich genaue Angaben, welche in den Jahrhunderten nachher noch erweitert wurden.

1. Taufbuch: den Tag der Geburt und den der Taufe, den Namen des Kindes, den der Eltern (Mutter), deren Beruf und Wohnort, Name des Paten und den des Taufpriesters. Bei uns werden diese Angaben seit eh und je in dafür vorgesehene Tabellen eingetragen. Das war nicht überall der Fall. Aus meiner eigenen Familie erhielt ich aus Franken die Abschrift einer Taufeintragung: *„Am 4. Februar im Jahre des Herrn 1641 erschien der Au-Müller Georg Schrenck von Eyb bei Ansbach, welcher sein und seiner Eheliebsten Katharina, einer geborenen Schwarzpeckhin, beider 7tes Kind, sein erstes Töchterlein, auch Katharina benannt, hat taufen lassen. Das Mägdlein aus der Taufe ghebt hat Magdalena Schwarzpeckhin, des Rezatmüllers Ehefrau.“*

Im Laufe der Jahrhunderte kamen noch verschiedene Angaben, etwa Religion und Eheschließung der Eltern hinzu, ebenso der Name der Hebamme und die Angaben, ob geprüft oder ungeprüft. Häufig decken sich Geburtstag und Tauftag, denn in früheren Zeiten hoher Säuglingssterblichkeit wurde sofort nach der Geburt getauft.

2. Das Trauungsbuch enthielt Angaben über den Hochzeitstag, über Braut und Bräutigam, Namen der Eltern und Wohnort der Brautleute, später auch deren Religion, Namen und Beruf der Beistände (Trauzeugen) und des Traupriesters. Gegenwärtig werden auch die Großeltern der Brautleute angeführt, sicher zur großen Freude der Genealogen künftiger Tage.

3. Die meisten Schwankungen in Bezug auf den Umfang der Aufzeichnungen gibt es im Totenbuch, das heute gar nicht mehr von allen Pfarren geführt wird. Ich halte es aber trotzdem für notwendig, ergänzend zum Standesamt kirchliche Aufzeichnungen zu machen, denn Sterbeort (etwa Krankenhaus) und Begräbnisort (der heimatliche Friedhof) decken sich immer seltener. In Totenbüchern

des 17. Jahrhunderts fand ich gelegentlich sonderbare Eintragungen, etwa: „Gestorben ist ein alter Mann, an Entkräftung“ oder „Gestorben ist ein Mensch, Kathl genannt, in Kindesnöthen“.

Das Firmbuch war eine Einrichtung des zu Ende gehenden 19. Jahrhunderts und wird heute nicht mehr in allen Pfarren geführt. Die erfolgte Firmung wird aber im Taufbuch vermerkt. Es enthielt Angaben über Firmling, Eltern und Paten.

Das Beichtzettelverzeichnis (ab 1857) ist in unserer Pfarre noch erhalten. Der Vorgang sah folgendermaßen aus: der Priester gab, als Bestätigung der abgelegten Osterbeichte, dem Beichtenden einen Zettel mit Text, Ort und Jahreszahl. Der Hausvater (Bauer) sammelte die Beichtzettel ein und legte sie dem Pfarrer zu Pfingsten, am Ende der Osterzeit, vor. Der schrieb in das Beichtzettelverzeichnis, ein Buch mit passenden Tabellen: am Hofe (im Haushalt) des NN leben mehrere Personen. Zuerst gab es einige Angaben über Vulgarnamen, Grundherrschaft vor 1848, Besitzer, Ortschaft und Hausnummer ab 1770. Diese Angaben, die von Jahr zu Jahr geändert werden konnten, sind dadurch eine wichtige Quelle der Hofgeschichte. Dann folgte eine Aufschlüsselung der Personen: Männer, Frauen, Firmlinge, Kinder und Dodlige (Kretins). Da wurden in den Rubriken jährlich die Zahlen eingetragen, am Rand die Summe der Bewohner. Dieses Verzeichnis ist eine Fundgrube für Genealogen und Heimatforscher.



Osterbeichtzettel der Pfarren Passail
(1875) und Arzberg (1885).



Die Matriken stellen die wichtigste Quelle für den Familienforscher dar, haben sie doch den Wert öffentlicher Urkunden. Dies gilt bis zur Einführung der Standesämter: in Frankreich 1792, in England 1936, in Deutschland 1876, in Österreich 1. Jänner 1939. In der Ostmark wurden von März 1938 bis 1939 alle Geburten, Trauungen und Todesfälle in den damaligen Bezirkshauptmannschaften, Kreisämter genannt, schriftlich festgehalten. Nach diesem Zeitpunkt übernahmen die Standesämter die Beurkundungen und die kirchlichen Matriken sanken zur Bedeutungslosigkeit der Bestätigung des Empfanges von Sakramenten herab. In Österreich wurden die Standesämter nach 1945 beibehalten. – Welche Verwirrung die Kapitel Standesamt und Kirche stiften können, habe ich in meiner eigenen Familie erlebt. Mein röm.-kath. Großvater Univ.-Prof. DDr. Wilhelm Neurath (1840–1901) mußte meine evangelische Großmutter Gertrud Kaempfert (geb. in Tilsit/Ostprien 1847, † 1914) dreimal ehelichen, ehe sie seine Frau war: in Deutschland, nach dem Gesetz von 1876 standesamtlich, in Tilsit

evangelisch und in Wien katholisch, daß sie nach allen weltlichen und kirchlichen Gesetzen verehelicht waren.

Die Matriken der Pfarren beurkunden nicht nur Geburt, Heirat und Tod, zusätzlich Paten, Trauzeugen und andere Angaben, sie dienen gleichzeitig als bevölkerungsgeschichtliche Quelle, etwa für Zu- und Abwanderung, für die Ausbreitung tödlich verlaufender Epidemien und auch für die moralische Einstellung der Menschen einer Epoche, so etwa die Häufigkeit unehelicher Geburten. So fand ich in einer Pfarre westlich von Wolfsberg im Lavanttal ein eigenes Taufbuch „*Verhurt geboren*“ für uneheliche Kinder.

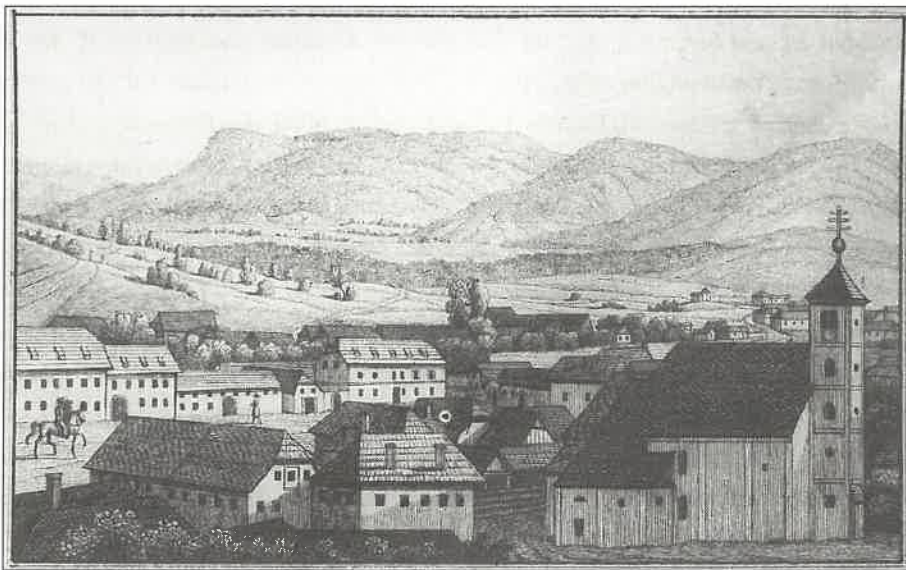
Der Zugang zu Kirchenbüchern und der Umgang mit ihnen ist keinesfalls leicht. Der Genealoge muß über einige sprachliche, rechtliche, kalendarische (etwa an Stelle des Datums der Tag der heiligen Dorothea für 6. Februar usw.), kulturgeschichtliche und paläographische Kenntnisse verfügen, wobei es leicht Irrtümer geben kann.

Da ist das mühevoll Entziffern der Schrift vergangener Jahrhunderte, oft schleuderhaft, mit Gänsefederkiel und blasser Tinte auf schlechtem Papier geschrieben, mit Resten von Streusand zwischen den Blättern, dann Fachausdrücke und Berufe vergangener Zeiten, dazu die oft zu geringen Angaben, besonders einige Jahrzehnte vor und nach 1800, bei Trauungen nur Name und Alter der beiden Brautleute, nicht die Geburtsdaten und vor allem nicht die Geburtsorte beider, ebenso keine Herkunftsangaben in den Totenbüchern.

Zuerst muß der Genealoge erforschen, wo bestimmte Kirchenbücher lagern, nicht immer im betreffenden Pfarrhof, oft in Archiven und Sammlungen. So kann man z.B. Auskunft über Matrikenfälle aus den deutschen Ostgebieten, ebenso aber auch aus anderen Staaten und Erdteilen im „Genealogic Center“ in Salt Lake City, der Hauptstadt des Staates Utah in den USA erhalten (Genealogical Society, 1075 Main Street, Salt Lake City, Utah, 84111 USA). Diese Stadt ist das „Rom“ der Mormonen, einer christlichen Sekte. Für diese ist Genealogie ein Teil des Auftrages ihrer Konfession, denn sie beziehen das Leben vor der Geburt und nach dem Tod in die Gesamtheit „Leben“ ein und haben die Verpflichtung, für die ihnen bekannten Ahnen zu beten. – Die zurückweichenden Deutschen ließen 1943/44 alle Matriken der deutschen Ostgebiete auf Mikrofilm aufnehmen. Östlich von Berlin lebte eine Gruppe von Mormonen. Kopiert wurden nicht nur Unterlagen in Pfarr- und Standesämtern, sondern auch Titelseiten von Familienbibeln, Heiratsregister, Soldatenlisten, Erbregister, Einleitungen von Leichenpredigten (weil diese vor Jahrhunderten Angaben über drei Generationen enthielten) usw. Diese Sammlung kam 1945 an die Amerikaner, welche sie in die USA brachten und in den Salzstollen von Salt Lake City lagerten. Dort liegen die amtlichen Daten von über einer Milliarde Matrikenfällen auf Millionen Rollen. Ich selbst habe auf meine schriftliche Anfrage in deutscher Sprache Kopien über Taufen, Trauungen und Todesfälle meiner evangelischen Ahnen in Ostpreußen erhalten. – Ganz leicht ist Genealogie nur, wenn die Kirchenbücher bereits gedruckt sind, etwa für den europäischen Adel, für etliche Pfarren in Franken usw., aber das sind leider sehr seltene Ausnahmen.

Die Pfarre Arzberg im Bezirk Weiz liegt am Nordhang des Schöckels, südlich vom 5 km entfernten Passail, am Eingang zur Raabklamm in einer Seehöhe von 576 m. Sie ist rund 15 km² groß und zählt 587 Einwohner. Um die letzte Jahrhundertwende betrug die Einwohnerzahl etwa 860, damals gab es noch etwas Bergbau (silberhältige Bleiglätte) und einen Sensenhammer, etwa 40 Sensenschmiede samt Familien. Außerdem lebten bis etwa 1830 Familienmitglieder und Angestellte der Grafen von Stubenberg auf der Burg Stubegg. Diese ist längst Ruine, nur der 1541 als ruinös erwähnte

Maierhof ist noch vorhanden, diente bis 1987 als Volksschule und beherbergt nun das vor 33 Jahren gegründete Heimatmuseum. Die Grafen von Stubenberg hatten auch das Patronatsrecht über die Pfarre von Arzberg und die Nachbarpfarren Fladnitz an der Teichalm und Passail. Die vorwiegend kleinbäuerliche Bevölkerung mit durchwegs deutschen Schreibnamen erhielt durch die Jahrhunderte Zuzug von Knappen, meist aus Krain/Slowenien, Tirol, Kärnten, Böhmen und Ungarn, dazu ab 1870 Sensenschmiede vielfach aus dem steirischen Oberland und aus Oberösterreich. Die Knappenfamilien scheinen gänzlich abgewandert, von den Sensenschmieden lebt hier nur mehr eine Familie. Ebenso gibt es niemanden mehr von der Familie und von den Angestellten der Stubenberger. Verehelichungen der ortsansässigen Bevölkerung mit Knappen und Sensenschmieden sind nicht nachweisbar. – Eine Kirche ist 1242 erwähnt, im 16. und 17. Jahrhundert war der Ort zeitweise Pfarre. Das Aufhören der beiden Betriebe nach dem Ersten Weltkrieg, der Verfall der Burg Stubegg, dazu Höhenflucht, Landflucht und Kinderarmut haben die Bevölkerungszahl schrumpfen lassen.



Der Markt Passail um 1830 (A. J. Wonsiedler).

Taufen, Trauungen und Todesfälle wurden von 1632 bis 1687, dem Beginn der eigenen Matriken, als die Pfarre Arzberg vom 6 km entfernten Fladnitz an der Teichalm zum 5 km entfernten Passail „*verwächstelt*“ wurde, wie es in der betreffenden Urkunde heißt, in Fladnitz eingetragen. Für diesen Zeitraum habe ich vor Jahrzehnten alle Matrikenfälle herausgeschrieben, welche Arzberg betreffen. Von 1687 bis heute sind alle Matrikenfälle in der eigenen Pfarre eingetragen. Vor Jahrzehnten habe ich, in etwa 20 Wintern Arbeitszeit, alle Matrikenfälle verkartet. Der erste Band (ein beinahe quadratisches, dunkles Buch von etwa 20 cm Seitenlänge und rund 6 cm Dicke) enthält alle drei Matrikenfälle in einem einzigen Band. Die erste Seite, in lateinischer Sprache, beinhaltet auch ein Chronogramm, welches aufgelöst die Zahl 1687 ergibt. Der ganze Text lautet:

Buch I der Taufen, Todesfälle und Heiraten in der Filialkirche St. Jakob in Arzberg, angefangen im nächsten Jahre nach der vollzogenen Herauslösung dieser Filiale aus der Pfarre St. Nikolaus in Fladnitz und der übernommenen Sorgepflicht vom Kuraten von Passail dem verehrten Diener im Herrn Mathias Ignatius Zusser frommen Gedenkens, welcher durch 34 Jahre diese Pfarre aufmerk-

sam verwaltete und schließlich 1701 am 19. Juli gottergeben im Herrn gestorben ist und am folgenden 21. des Monats beim Altar der seligen Jungfrau Maria bestattet wurde. Diesem und den einzelnen Mitarbeitern seines Weinberges auf Erden vergelte Gott für die große Mühe mit langewährendem Lohne gegeben in den übernatürlichen Gefilden. So bittet demütig der unten gefertigte zweite Nachfolger Pfarrer Laurentius Plazer.

Es scheint mir überhaupt, daß dieser erste Band auf die Privatinitiative eines Arzbergers zurückzuführen ist, wie die erste Eintragung des dritten Teiles (Sterbebuch) besagt. Dieser Text hat mich in seiner Tragik stets seltsam berührt. So muß es auch dem damaligen Schreiber dieser beiden Seiten ergangen sein, da er diesem Toten zwei Seiten widmet, während sonst drei Tote auf einer Seite eingetragen sind:

Sepultus est: 24. Janarius 1687

Gestorben ist der Wol Ehrsame Hannß Ferstl (A 31) seßhaft gewest in Artzberg welcher vil Jahr lang der Pfarrkirchen daselbst als christlicher Vater und Kürchenpropst ganz getreulich und aufrichtig vorgestanden ist und hat der gedachten Pfarrkirchen St Jacob verschafft 20 fl, der Würdigen Bruderschaft Marien Verkündigung allda 10 fl, der Pfarrkirchen zu Passail 3 fl, der löbl. Corporis Christi Bruderschaft daselbsten ingleichen 3 fl und auf St. Anna am Lindenberg 3 fl. – Dies ist gleichwollen Höchst verwunderlich das dieser fromer Kirchen Probst als der bey den Gottes Hauß an neuen Gebäu sowollen der Kirchen als Thurn, Gloggen, Orgl, Altar in Bestreidung ferner Ornamenten und anderes viel und Guthes gethann hat, auch sich in vielferg treuherzig Bemüht, das nunmehr ein städer geistlicher auf alle Sonntag zu einer Errichtung des Hl. Gottes–Dienst gehalten wird und Besonderes auch dises neue nuzbare Einschreibbuch bestraiden hat helfen aufrichten gleich der erste Verstorbene zum Einschreiben sein müssen. Die Gehaimbnus ist Gott bekannt, der ihm auf seiner Treu gelaisteten Kirchen Dienst halber gnädig und Barmherzig sein wohle.

Die Matriken umfassen insgesamt 12 Bände, dazu kämen noch, falls man diese dazuzählen will, Firmbuch und Beichtzettelverzeichnis. Ein Großteil der Matriken ist vom Schulmeister, nicht vom Priester geschrieben.

Interessant sind einige Berufe in den ersten Bänden, die zur kleinbäuerlichen Bevölkerung in krassem Widerspruch stehen: 1687 Hufschmied an der Hofschmiede – 1690 Angesagter Seggauischer Amtmann – 1688 abgedankter Soldat – 1694 Herr Simon Lechner, Praefectus zu Stubegg – 1696 der älteste Pfarrmann – 1701 im Dienste bei Ihre Exzellenz, Herr von Stubenberg auf Stubegg – 1720 ein Spitaler in Artzberg – 1716 Gschloßjäger – 1690 ein gemain Brandtschmid – 1716 ain Soldad aus dem Gener. Trup Regiment zu Greiffenburg in Karnthen – 1718 Schuelmaister zu Praitenau – 1719 Schaffner zu Stubögg – 1719 Schmölzer in Artzberg – 1720 Trittmüllner zu Stubegg – 1722 Huetmann beym Perkwerk – 1723 Purckfridsdiener – 1724 Hofschaffner der Hochadeligen Herrschaft zu Stubegg – 1799 Herr Bernhad Bayernheimer, herrschaftlicher Oberjäger zu Stubegg – 1800 Jacob Millner, Schmelzmaister – 1723 geweste Beschließerin – 1800 Wundarzt zu Stubegg – 1719 der Edel und Kunstreiche Schmied Jacob Königaicher – 1834 Taufe einer Jüdin, Rosina Strauß.

Ich stieß auch auf die erste Einteilung von Hausnummern von 1770 sowie auf die neue von 1930. Etwa 50 Häuser sind genannt, die nicht mehr existent und nur schwer zu lokalisieren sind.

Zur Verkartung der Matriken der gesamten Pfarre habe ich nach einem mir geeignet vorkommenden System gearbeitet. Es wurde jeweils nicht die gesamte Matrikeneintragung bearbeitet, sondern nur eine gekürzte Form, so etwa:

Taufbuch: Name des Kindes, Jahr der Geburt, Name der Eltern (Mutter), Beruf und Adresse der Eltern, allenfalls Pate;

Traungsbuch: Name der Brautleute, Jahr der Eheschließung, Herkunft, Trauzeugen;

Totenbuch: Name des Toten, Geburtsjahr (Alter), Beruf, Wohnort.

Gearbeitet habe ich auf DIN A4, 5 mm Karo (es entstand im Laufe der Jahre ein Stoß von etwa 10 cm Höhe). Die Arbeit ist alphabetisch geordnet, zweiseitig (leider!) beschrieben, jeder Name auf einer (oder mehreren) Seiten, bei selten vorkommenden Namen mehrere auf einer Seite, jeden Namen in sich chronologisch. Ein einziger Name, nämlich Griebichler, nach der 1341 erstmals genannten Ortschaft Grillbichl bei Weiz, reicht mit etwa 150 Nennungen durch von 1687 bis zur Gegenwart.

Ich verwendete eigene Abkürzungen, etwa B (Bauer), K. (Keuschler), Iw (Inwohner), AK (Artzknapp), SSch (Sensenschmied), P (Pate), Z (Zeuge) und Abkürzungen für die Namen der Ortschaften unserer Pfarre. Die „Heraldisch–Genealogische Gesellschaft Adler, Wien 1010, Haarhof 4a“ brachte 1961, Heft 17/18, 5. Band, Seite 229 das Verzeichnis sämtlicher Namen heraus, jeweils etwa „Rauchenberger 1687–1791, 145 (Nennungen)“, im Ganzen sind es etwa 700 Familiennamen mit weit über 20.000 Einzeleintragungen.

Heute ist nur dieses, mehr als 300 Jahre umfassende Nachschlagewerk einziger Nachweis für die Genealogie einer ganzen Pfarre.

Möglich war diese Arbeit der Verkartung für einen einzigen Menschen als Arbeitskraft nur, weil anscheinend mein Arbeitssystem gut, die Arbeitszeit lang und die Pfarre klein und überschaubar war.

Quellen:

„Mormonen“ Brockhaus, 14 Bände, 1953, Band M. — Stand des Bistums Seckau, Fünfte Vereinsgabe des Katholischen Preßvereins in der Diözese Seckau, Graz 1902. — Heimathefte des Passailer Kes-sels, Druckerei Alois Schodl, Weiz 1959–1971. — Pfarrchronik Arzberg, handschriftlich ab 1964. — Lexikon für Theologie und Kirche, Herder 1962. — Eckhart Henning – Christel Wegeleben, Kirchen-bücher, Genealogische Informationen, Band 23, Verlag Degener, Neustadt/Aisch. — Benno Roth, Seckauer Bistumsurbar 1295, Abtei Seckau, 1937, Heft 6. — Hanns Jäger–Sunstenau, Matrikenwesen in Österreich, Sonderabdruck „Adler“, Wien, Oktober 1948. — Schulchronik Arzberg, handschriftlich ab 1873. — Gemeindechronik Arzberg, handschriftlich ab 1986. — Alfred Webinger, Ortsnamen im Weizer Bergland, Weiz 1957.

Kirchen in Eibiswald

von Werner Tscherne

In Eibiswald, dem am Fuße des Radlpasses gelegenen weststeirischen Markort, gibt es neben der Pfarrkirche die Kreuzkapelle und die Schloßkapelle. War die Schloßkapelle stets nur Kapelle, so ist die Kreuzkapelle der Überrest einer Kirche, der Kirche zum Heiligen Kreuz. Von jeher stellte sich die Frage, welche der beiden Kirchen, die heutige Pfarrkirche oder die einstige Kreuzkirche, die ursprüngliche Pfarrkirche gewesen sei.

Oft wurde auf die mündliche Überlieferung verwiesen, nach der anfangs die Kreuzkirche als Pfarrkirche gedient habe und die unter dieser Kirche liegende Kreuzwiese der erste Friedhof des Ortes gewesen sei. Dieser Überlieferung folgt auch ein Bericht des Eibiswalder Pfarrers Karl Gottinger (Pfarrer in Eibiswald 1831 bis 1843) „Über die Entstehung des Namens Eibiswald und den Standpunkt der gegenwärtigen und vorigen Pfarrkirche“¹. In diesem aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts stammenden Bericht übernimmt Pfarrer Gottinger die mündliche Überlieferung und bekräftigt sie durch den Hinweis, daß es links und rechts von der Kreuzkapelle Äcker gebe, die zur Pfarre und zur Kirchengült gehört hätten, woraus zu schließen sei, daß sich hier auch einst die Pfarrkirche befunden hätte. Die Ansicht, die Kreuzkirche sei ursprünglich Pfarrkirche gewesen, findet sich auch in der Chronik, die der weststeirische Arzt und Dichter Hans Kloepfer, der aus Eibiswald stammte, über diesen Ort verfaßt hat².

Die geographische Lage der Kreuzkapelle beziehungsweise ihres Vorläuferbaues, der Kreuzkirche, scheint diese Annahme zu bestätigen. Der aus dem Norden, von der Kobaldhöhe kommende Besucher erblickt Eibiswald in einem stufenartigen Aufbau³. Die untere Stufe bildet der von der heutigen Pfarrkirche beherrschte Untere Platz, die mittlere trägt die Häuserzeilen des eigentlichen Marktes und auf der oberen thront das alte, heute mit jungem Leben erfüllte Schloß. Zweifelsohne stellen die auf der mittleren Stufe stehenden Bürgerhäuser den Kern des alten Marktes dar. Auf eben dieser Stufe liegt auch die Kreuzkapelle.

Alles scheint – zumindest auf den ersten Blick – zusammenzupassen. Eine genauere Betrachtung weckt aber Zweifel. Beginnen wir mit der mündlichen Überlieferung, von der es noch eine weitere Sage gibt⁴. Nach ihr hat man vor alten Zeiten zunächst versucht, auf dem oberhalb des Marktes gelegenen Turmbauerkogel einen Kirchenbau zu errichten. Doch was die Werkleute tagsüber schufen, riß des Nachts der Teufel immer wieder ein. Da spannte man zwei junge, noch ungelernete Stiere ins Joch und ließ sie blindlings talwärts stürmen. Als sie müde und matt geworden waren, verfangen sie sich mit den Hörnern in einen wilden Dornbusch und hielten an. An dieser Stelle begann man die Kirche zu bauen. Beim Roden fand man ein Muttergottesbild, weshalb die Kirche den Namen „Maria im

1 StLA, Hs. 672. „Über die Entstehung des Namens Eibiswald und den Standpunkt der gegenwärtigen und vorigen Pfarrkirche“ von Pfarrer Karl Gottinger (1832–1843).

2 Hans Kloepfer, Eibiswald. Geschichte eines Marktes, ²1967, S. 190ff. und 201ff.

3 Vergleiche dazu Werner Tscherne, Das Paradies der Steiermark. Ein Bild–Text–Band über den Bezirk Deutschlandsberg, 1991, S. 31ff.

4 Isabella Wippel, Scharbock, Trud und Wilde Jagd. Sagen aus dem Südweststeirischen Grenzland, 1986, S. 94 „Gründungssage der Kirche Eibiswald“.

Dorn" (Maria in spinis) erhielt. Diese Überlieferung, in der sich die Erinnerung an die Aufgabe des Turmbauerkogels mit dem Namen „Maria im Dorn“ vermischt, steht im grundsätzlichen Widerspruch zur Aussage der oben angeführten Überlieferung. Sie stellt den ersten Bericht in Frage. Vor allem aber nennt sie als erste Kirche und Pfarrkirche von Eibiswald nicht die Kreuzkirche sondern die jetzige Pfarrkirche „Maria im Dorn“.

Ein weiterer Einwand ergibt sich aus der Lage der beiden Kirchen. Der alte Markt war beiderseits, im Osten wie im Westen, durch Tore begrenzt. In den Urbaren wird deutlich zwischen den Häusern im Markt und jenen außerhalb des oberen und unteren Tores unterschieden. Beide Kirchen lagen außerhalb der Tore und ihre Entfernung zu den Toren betrug etwa dieselbe Distanz. Die Kreuzkirche lag jedoch von der Saggau aus gesehen auf einer Anhöhe und, wie dies noch der Vischer-Stich aus dem ausgehenden 17. Jahrhundert deutlich zeigt, außerhalb des geschlossenen Baubestandes allein und isoliert. Die Pfarrkirche hingegen steht einigermaßen geschützt in einer Senke, durch die, vom Radlpaß kommend, ein alter Verkehrsweg führte, wo sich bald Bürgerhäuser und Wirtshäuser ansiedelten und der eine besondere Bedeutung zukam. „Filiālis Ecclesia ad sanctam crucem extra oppido“, wird die Kreuzkirche in dem Visitationsprotokoll des Bischof Jakob Eberlein aus dem Jahre 1617 genannt. Auch der Hinweis auf die umliegenden Grundstücke verliert an Gewicht, wenn in dem angeführten Visitationsprotokoll bemerkt wird, die Kirche sei mit einigen Äckern aus dem Besitz der Herren von Eibiswald ausgestattet.

Noch gewichtigere Einwände sprechen gegen die Annahme, die Kreuzkirche sei die erste Pfarrkirche von Eibiswald gewesen. Die erste urkundliche Nennung einer Kirche in Eibiswald stammt aus dem Jahre 1170. Hier ist von einer „ecclesia sanctae Mariae sub confinio montis Raedellach“, von einer Marienkirche unter der Grenze des Radlberges die Rede. Schon diese erste urkundliche Erwähnung bezieht sich daher auf die heutige Pfarrkirche und es ist so gut wie unwahrscheinlich, daß man ein Patrozinium gewechselt, übertragen oder durch ein neues, das des heiligen Kreuzes, ersetzt habe. Wichtig ist auch der älteste Bericht, den wir über den Bauzustand der Kreuzkirche vor ihrem Neubau besitzen. 1672 schreibt Wolf Max Freiherr von Eibiswald, die Kreuzkirche sei aus großem Alter ganz baufällig geworden, weil sie meistens aus Holzwerk bestanden habe⁵. Während Teile des Steinbaues der Pfarrkirche bis in die Romanik, also Jahrhunderte weiter zurückreichen, ist bei der Kreuzkirche am Ende des 17. Jahrhunderts noch von einem vorwiegenden Holzbau die Rede. Dieser Holzbau wurde erst 1672 durch einen Steinbau, der von „Grund auf neu“ aufgeführt wurde und dessen Pläne sich erhalten haben, ersetzt. Im Jahre 1676 schrieb der damalige Eibiswalder Pfarrer Antonio Ruggerio „Ecclesia sancta Crucis recenta a fundamentis redificata“. Wenn darauf verwiesen wurde, die Kreuzkirche sei auf der Ansicht in Vischers berühmtem Schösserbuch als stattlicher Bau dargestellt mit einem Zwiebelturm und einer Kapelle an der Epistelseite, so gibt dieses Bild bereits den Neubau der Kirche wieder, von dem wir ausreichend Kunde besitzen. Die älteste Abbildung der Pfarrkirche selbst stammt allerdings erst aus dem Jahre 1714.

Mit diesen Ausführungen sind keineswegs alle Fragen geklärt. Es bleibt offen, wann und zu welchem Zweck der erste Bau der Kreuzkirche aufgeführt wurde. Darüber können Vermutungen angestellt werden, die allerdings nicht zu belegen sind. War es ein besonderer Vorfall, war es eine fromme Stiftung, ist es unter Umständen sogar eine alte, weit zurückreichende Spur einer frühen Christianisie-

5 Diözesanarchiv Graz, Eibiswald, Filiationkirche Heiliges Kreuz bei Eibiswald.

rung? Festzuhalten ist, daß die erste Nennung einer Kirche in Eibiswald sich auf die heutige Pfarrkirche bezieht, auch wenn die nächste urkundliche Nennung erst 1375, also über zweihundert Jahre später erfolgt. Allerdings ist dies auch ein Beweis dafür, wie wenig Nachrichten aus diesem Zeitraum wir besitzen und in welchem Maße man auf spekulative Überlegungen angewiesen ist.

Das Gebäude der Pfarrkirche weist auf das hohe Alter hin. Älteste Bauteile am Turm und an der Apsis sind der Frühgotik, wenn nicht der Romanik zuzuschreiben. 1965 fand man beim Umbau des Kellers eines Hauses, das in der Nähe der Pfarrkirche steht, eine gotische Fensterrippe aus gebranntem Ton und 1967 wurde bei Renovierungsarbeiten in der Kirche selbst auf der Evangelienseite ein gotischer Torbogen freigelegt. Auch stieß man beim Abnehmen des Verputzes bei zwei verschiedenen Schichten auf gotische Fresken. Kunsthistoriker schreiben die Aposteldarstellungen auf der unteren Verputzschicht der Mitte des 13. Jahrhunderts, die Passionsszenen auf der oberen Verputzschicht hingegen der Zeit um 1400 zu⁶. Beide Datierungen sind auch historisch aufschlußreich. Im Laufe des 13. Jahrhunderts wurden die Anlagen am Turmbauerkogel aufgegeben und damals oder etwas früher erfolgte vermutlich die Verlagerung des Schwerpunktes der Verwaltung und des militärischen Schutzes in die Gegend des heutigen Schlosses Eibiswald⁷. Zugleich wurde 1170 ein neuer religiöser Mittelpunkt mit dem Bau einer Kirche geschaffen, aus der die heutige Pfarrkirche hervorging.

Wie rasch die Überlieferung mit einer Begründung für einen Kirchenbau zur Hand ist, zeigt ein Bericht aus dem Jahre 1796⁸. Damals war die von Wolf Max von Eibiswald erbaute Kreuzkirche völlig verfallen. Gräfin Anna Maria von Herberstein, eine geborene Schrottenbach, die auf Burgstall und Eibiswald ihre Jugendjahre verbracht hatte, ließ aus den „Bruchstücken“ der verfallenen Kapelle eine neue Kapelle aufführen, die etwa der Apsis der früheren Kirche entspricht. Der Volksmund meinte damals, man habe vor 120 Jahren die Kirche gebaut, weil „in dieser Gebirgsgegend eine vom Vieh auf die Menschen sich erstreckende Seuche“ gewütet habe. Die Kirche sei an der Stelle errichtet worden, „wo an Sonn- und Feiertagen ein Priester der Pfarre Eibiswald die Messe las und die Gebirgsbewohner herbeiströmten“. Die Erinnerung daran, daß dort schon früher eine Kirche bestanden hatte, war geschwunden; die Ahnung, daß es sich um eine alte religiöse Stätte handelte, war geblieben.

Eine andere Frage ist noch zu klären. In der Sage vom Turmbauerkogel ist von der Kirche „Maria im Dornach“ die Rede. In der Urkunde von 1170 heißt es hingegen allein „Sancta Maria“. Auch in den folgenden urkundlichen Erwähnungen wird niemals von der Maria in Dornen oder der schmerzreichen Mutter Gottes gesprochen. Das Visitationsprotokoll des Jahres 1617 nennt im Gegenteil die Kirche „ecclesia beatae virginis Mariae“⁹. Die Bezeichnung „Maria in spinis“ oder „Maria in Dornen“ erscheint zum ersten Male 1678, als sich Zechpröbste und Pfarrer an den Fürstbischof von Lavant wenden, um die Erlaubnis zum barocken Umbau der Kirche zu erhalten¹⁰. Anscheinend ver-

6 Anhang zu Kloepfers „Eibiswald“, verfaßt von Rudolf Schneebacher, S. 62f.; Dehio „Steiermark“, 1982, S. 82.

7 Walter Modrijan, Das mittelalterliche Siedlungs- und Befestigungssystem auf dem Turmbauerkogel I und II mit einem Grabungsbericht von Fritz Felgenhauer, in: Siedlung, Macht und Wirtschaft, Festschrift Fritz Posch, hrsg. von Gerhard Pfersch (= Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchivs 12), 1981, S. 81ff.

8 Diözesanarchiv Graz, Eibiswald, Filialkirche Heiliges Kreuz bei Eibiswald.

9 Visitationsprotokoll des Bischof Jakob I. Eberlein, Diözesanarchiv Graz.

10 Schreiben des Pfarrers und der Zechpröbste Hans Eder und Peter Pönhardt an den Fürstbischof; Diözesanarchiv Graz, Eibiswald, Kirchensachen.

bindet die Sage vom Turmbauerkogel den Umzug vom Hügel in das Tal, der im Mittelalter stattfand, mit der religiösen Umwidmung, die erst am Ende der Türkenzeit erfolgte. Bezeichnend erscheint ein Parallelvorgang, der aus Preding berichtet wird. Dort erzählt die Sage von einem Muttergottesbild, das von den Türken verschleppt und dann in einem Dornesträuch wieder aufgefunden wurde. Das Patrozinium der Pfarrkirche in Preding wurde gleichfalls zu „Maria in den Dornen“ umgedeutet.

Verschiedenes hat zur Umwandlung des Patroziniums der Pfarrkirche Eibiswald beigetragen. Der nachhaltige Eindruck, den die Türkeneinfälle hinterließen, das umfassende Wirken der Gegenreformation und schließlich die Welle der barocken Frömmigkeit, die auch die Bevölkerung der Steiermark erfaßte, haben dabei eine Rolle gespielt. Bei der Kirche „Maria im Dornach“ fanden sich zahlreiche Wallfahrer ein. Eine besondere Bedeutung erlangte dabei die Darstellung einer Pieta, die auf einem Seitenalter aufgestellt war. Sie stammt aus der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts, wurde aber barock überschnitzt und mehrmals neu gefaßt. Im Jahre 1762 wurde sie, wie der Eibiswalder Pfarrer Anton Ziegler berichtet¹¹, „auf heftiges Drängung des Pfarrvolkes“ auf den Hauptaltar übertragen „und zu ihren Ehren ein neuer Altar, wozu die Pfarrgemeinde vieles beigetragen“, errichtet. Diesem neuen Hochaltar mußte damals der vom Eibiswalder Bildhauer Bartlmä Bluemberger gefertigte Hochaltar weichen. Die Pfarrkirche in Eibiswald wurde aber nunmehr Kirche „zur schmerzhaften Muttergottes“ genannt oder zur „schmerzhaften Muttergottes Maria, der gnadenreichen Trösterin der Betrübten“, wie es auf einem aus jener Zeit stammenden Andachtsbild zu lesen ist. Damit stand das Patrozinium der Pfarrkirche Eibiswald endgültig fest.

¹¹ Bericht des Pfarrers Ziegler an den Fürstbischof vom 27. Februar 1789, Diözesanarchiv Graz, Eibiswald, Kirchensachen.

Erste Ballon–Alpenüberquerung von Salzburg in das Ortsgebiet Weißkirchen/Allersdorf*

von Heinrich G. Scherngell

In den Jahren 1890/91 zählte Leutnant Hinterstoisser zu den ersten „Militäraeronauten“ Österreich–Ungarns. Wir haben Aufzeichnungen von einer Ballonfahrt am 25. Juli 1890, an der Leutnant Hinterstoisser bereits teilnahm.

Die Beobachtungen aus dem Ballon verfolgten militärische Ziele, so beschreibt der „K. und k. Militär aeronautische Curs“ vom 25. Juli 1890: „Wir steigen bis auf 1.200 m und auch aus dieser Höhe haben wir dasselbe Bild der ca. 10 km entfernten Batterie ... zählen wir die Geschütze und Fuhrwerke einer zu dem Schießplatze marschierenden Batterie, jeder einzelne Soldat, jeder Reiter ist erkennbar.“

Im Bericht der 5. Fahrt, am 6. Juni 1891, wird Leutnant Franz Hinterstoisser als Führer des Ballon „Vater Radetzky“ genannt. Aus dem „K. und k. militär aeronautischen Curs“: „... Die Erde verschwindet im Nebelmeer, das Ende der Schleifleine ist nicht mehr sichtbar; plötzlich wird es über uns hell, der Ballon ist auf 1.400 m gestiegen und hat so die 400 m starken Wolken durchdrungen. Um diese Zeit – 6h abends, hat eine Sonnenfinsternis stattgehabt, die wir jedoch nicht beobachten... der Ballon bleibt bei 1.400 m Höhe im Gleichwichte. 200 m unter uns war das wogende Wolkenmeer, über uns klarer Himmel und Sonnenschein. Wir suchen den Schatten des Ballons und siehe vor uns in den Wolken, einer Fata Morgana gleich, schwebt der „Vater Radetzky“ in natürlicher Größe mit solch einer Deutlichkeit, dass wir die Stricke und Taue ja jede Bewegung unserer Hände wahrnehmen können... Um 7h 15' sehen wir – 800 m hohe – schwarze Wolken vor und hinter uns. Aus den Ufern getretene Bäche und niedergedrückte Getreidefelder belehren uns, dass hier ein Gewitter nieder gegangen und wir hören hier den ersten Donnerschlag. Um 7h 17' beginnt es zu regnen, um 7h 22'... der Ballon ist 750 m hoch und im langsamen fallen... das Unwetter hatte Ballon und Theilnehmer arg hergenommen... Zurückgelegter Weg = 123 Kilometer.“

In einem weiteren Bericht (6. Fahrt): „Um 7h 20' – 860 m hoch, kreuzen wir die Staatsbahnlinie... können deutlich unsere forteilende Vorwärtsbewegung vergleichend an einem vor uns parallel fahrenden Personenzug constatieren. Wenige Minuten waren vergangen, so ist der Zug eingeholt und bald zurück geblieben, bis er ganz dem Auge entscheidet.“

Aus diesen Berichten ersieht man die Pionierleistungen in der damaligen Luftfahrt, mit mangelnden Informationen und einfachen Mitteln.

Schließlich kam es zur ersten Alpenüberquerung mit dem Ballon „Meteor“. Nach einer vierstündigen Luftfahrt von Salzburg in das Ortsgebiet Weißkirchen/Allersdorf, wo der Ballonführer Hauptmann Hinterstoisser und sein Begleiter Erzherzog Leopold Salvator am 16. April 1902 landeten. Leider fehlt uns für diese Fahrt der aeronautische Bericht. Ein Gedenkstein, erneuert von Herrn Elius Frewein, erinnert an diese historische Luftfahrt und die Landung in dieser Liegenschaft.

* Für die Quellen zu diesem Bericht danke ich Herrn Leutnant Peter Hartmann vom Fliegerhorst „Hinterstoisser“ in Zeltweg und Herrn Univ.-Doz. Dr. Manfred Rauchensteiner vom Heeresgeschichtlichen Museum (Militärwissenschaftliches Institut) in Wien.

Bei der Errichtung des nahe gelegenen Fliegerhorstes in Zeltweg, im Jahre 1937 wurde dieses großen Pioniers und Begründers der militärischen Luftfahrt in Österreich gedacht und ihm durch die Namensgebung des Fliegerhorstes „Hinterstoisser“ ein bleibendes Denkmal gesetzt.

Franz Hinterstoisser, Sohn eines Försters und Bruder des bekannten Mediziners und Militärarztes Joseph Hinterstoisser, wurde am 28. April 1863 in Aigen bei Salzburg geboren und meldete sich freiwillig zur Pioniertruppe. 1890/91 zählte Leutnant Hinterstoisser zu den aus 65 Bewerbern ausgewählten acht ersten Militäraeronauten Österreich-Ungarns im ersten Militäraeronautischen Kurs in Viktor Silberers Aeronautischer Anstalt im Prater. Mit 1. Mai 1892 zum Oberleutnant befördert, vom Kriegsministerium beauftragt, das Militärluftschiffwesen und die Organisation des militäraeronautischen Dienstes in Berlin und München zu studieren, um danach an den Vorarbeiten für die im Jahr darauf zu gründende „Militär-Aeronautische Anstalt“ im Wiener Arsenal mitzuwirken. Nach der Aufstellung von Festungs-Ballon-Abteilungen wurden unter seinem Kommando auch Feld-Ballon-Abteilungen gebildet. 1901 gründete er mit Viktor Silberer den Wiener Aero Club, war dessen erster Vizepräsident und Mitveranstalter der ersten Flugmeetings in Österreich. Erst im Jahre 1907 wurde Hauptmann Hinterstoisser auf Antrag des damaligen Chefs des Generalstabes, FML Conrad von Hötzendorf, wieder Kommandant der Militär-Aeronautischen Anstalt. Das Ende der Militärballons begann sich aber bereits abzuzeichnen. Zwar wurden bis 1914 noch einige Luftschiffe (Lenkballons) im K. und K. Heer eingeführt, aber das Motorflugwesen hatte seinen Siegeszug bereits angetreten.

Hinterstoisser, am 1. Mai 1912 zum Major befördert, seit 1910 auch der internationalen Kommission für Aeronautik angehörend, trat am 1. November 1913 in den Ruhestand, wurde aber für die Dauer des Krieges reaktiviert. Am 14. Juli 1921 erhielt der u.a. mit dem Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens und mehreren ausländischen Orden ausgezeichnete Flugpionier den Titel eines Oberst a.D. zuerkannt. Franz Hinterstoisser starb am 6. März 1933 in Wien.

Gedenkstein in Erinnerung an die erste Ballon-Alpenüberquerung durch Erzherzog Leopold Salvator und Hauptmann Hinterstoisser an der Einfahrt zum Fliegerhorst Hinterstoisser (Zeltweg).



Tätigkeiten: An drei Häusern unseres Ortes konnten Tafeln angebracht werden, die sowohl auf das Alter dieser Siedlung an der Kreuzung der Römerwege als auch über die Besiedlung und Tätigkeit in diesem Raum hinweisen:

1369 „Korndruschhof“, einer der ältesten Weiler des Ortes

15. Jahrhundert „Schwabenhof“, ab dem 16. Jahrhundert „Reisenhof“

15. Jahrhundert „Eisenhof“, eines der ältesten Häuser des Ortes.

Zur Zeit planen wir die Rettung einer vom Verfall bedrohten Renaissance-Wegkapelle.

Umweltprobleme in alter Zeit

von Gertrud Neurath

Wir heutigen neigen dazu, Umweltfragen als Erfindung des zu Ende gehenden 20. Jahrhunderts anzusehen. Aber schon Jahrhunderte vorher hatten sich Menschen mit den Themen Trinkwasser, Abwässer, Müllbeseitigung, Lärmbelästigung, Luftreinhaltung usw. auseinandersetzen.

In alten Schriften finden sich immer wieder Angaben über eine Reihe hoher Geldstrafen, mit denen die damaligen Märkte und Städte Umweltsünder bestrafte.

Die Menschen vergangener Jahrhunderte waren sich bewußt, daß schlechte Luft und vor allem schlechtes Wasser krank machen konnte. Aber sie richteten sich nur selten danach, in der heute auch noch üblichen Meinung: „Wird schon nicht mich treffen.“

Große Probleme bereitete die **T r i n k w a s s e r v e r s o r g u n g**. Im alten Rom gab es schon Wasserleitungen. Von weit her, über hohe Brücken und mächtige Anlagen aus Stein leitete man das Trinkwasser in die Stadt. Solche Aquädukte haben Jahrhunderte überdauert und sind teilweise noch erhalten.

Besser hatten es manchmal die Bauern: lag eine Quelle oberhalb des Hofes, leitete man das Trinkwasser in Holzrohren zum Hof, oft sogar ins Haus. Versiegte aber die Quelle bei anhaltender Trockenheit, mußte man mit den Ochsen „Wasser führen“, für Stall und Haushalt Trinkwasser in großen Holzfässern heranbringen. Wo es möglich war, trieb man das Großvieh zu einer noch kostbaren Naß spendenden Quelle, „Wasserbrunn“ genannt, ins Tal. Hausfrauen, welche Wasser in kleinen Mengen heranschleppen mußten, waren keine Seltenheit. In Städten und Märkten sind relativ früh öffentliche Platzbrunnen nachweisbar. Es handelte sich entweder um in Rohren herzugeleitetes Quellwasser oder um Schöpfbrunnen mit Grundwasser. Das Wasser wurde da und dort in Holzrohren hergeleitet, vom Trog aus führten Holzrohre in die einzelnen Haushalte. Gab es wenig Wasser, so verstopfte wohl der oder jener nachts den Zufluß zum Nachbarn, um selber mehr Wasser zu haben. Daß dies nicht immer friedlich zur Kenntnis genommen wurde, ist wohl selbstverständlich.

In ganz Mitteleuropa bekannt ist die Wiener Hochquellwasserleitung. Noch in der Monarchie errichtet, sammelt sie klares Quellwasser von Schneeberg und Ötscher in Niederösterreich und vom Hochschwab in der Steiermark, um es in riesigen Rohren, ebenfalls über hohe Aquädukte, in die Donaustadt zu leiten.

Vielfach gab es Ziehbrunnen in Höfen und Häusern, auf Plätzen und Straßen. Die Gefahr der Verunreinigung des Brunnwassers war groß und die Strafen dafür dementsprechend hoch. Ziehbrunnen haben sich im Burgenland als Fremdenverkehrsattraktion erhalten.

In Burghöfen gab es vielfach Zisternen, in denen Regenwasser gesammelt wurde. Denn in Belagerungszeiten war die Wasserversorgung einer Burg mit ein Teil einer Überlebenschance.

Abhängig von der Wasserversorgung waren nicht nur Stall und Haushalt. Breiten Raum bei den häufigen Bränden in den vielen Holzbauten nahm das Löschwasser ein, das im Brandfalle mittels einer langen Kette hilfreicher Hände in Ledereimern vom Bach herangeschafft werden mußte.

Sicher ist, daß die Brunnen vergangener Zeiten keine Chemieprobleme, etwa wegen Kunstdünger, hatten. Aber die Abortgruben lagen oft in Brunnennähe und Abwässer sowie andere Schmutzwässer rannen zurück in den Brunnen.

Es war verboten, Wäsche, Schuhe und Windeln am offenen Brunnen zu waschen. Zum Schwemmen der Wäsche gab es „Schwabbrucken“ an den Bächen und Fludern am Ortsrand.

Zur Anlage neuer und zur Reinigung und Erhaltung bereits bestehender Brunnen mußten die Benutzer, die Anrainer, auch einen finanziellen Beitrag leisten. Also schon damals gab es eine Art Wasserzins.

Auch die Verunreinigung der Flüsse wurde bestraft. Es war verboten, Abbruchmaterial, Steine, tote Tiere und „Unflat“ in die Flüsse zu werfen. Gerber und Schuster durften Häute und Leder nur an bestimmten Stellen und dies nur am unteren Ende der Ortschaften in den Fluß hängen, um Geruchsbelästigungen zu vermeiden.

In manchen größeren Orten leitete man kleine Gerinne durch die Stadt, um Abfälle auf diese Art wegzuschaffen. Die „Bächle“ in Freiburg im Breisgau sind weitem bekannt.

Daß unsere Vorfahren in Bezug auf Sauberkeit sehr großzügig waren, ist bekannt. Trotzdem hatte jeder Markt sein Badhäusl. Man traf sich, Männlein und Weiblein gemischt, zum Bad in Holzbottichen. Der dort meist lockere Betrieb scheint selbst für uns Menschen des zu Ende gehenden 20. Jahrhunderts äußerst freizügig. Der „Bader“ besorgte nicht nur die Reinigung des Körpers, er behandelte auch Hautkrankheiten und Wunden, schnitt den Männern Bart und Kopfhaare und nahm den Kampf gegen Ungeziefer wie etwa Kopfläuse, Filzläuse, Krätzen usw. auf. Bader war ein Gewerbe wie andere auch und in Zünften zusammengefaßt wie andere Gewerbe. – Größere Bauernhöfe hatten ihre Badstuben, meist im Zusammenhang mit der Brechelhütte. – In manchen Zeiten wieder galt die Körperpflege mit dem Wasser als ungesund. Der menschliche Körper kam im Laufe seines Lebens zweimal damit in Berührung: nach der Geburt und nach dem Tod.

Uns sind Seife, Zahnbürste, Waschpulver usw. eine Selbstverständlichkeit. Aber die Römer kannten trotz hoher Zivilisation die Seife noch nicht. Sie rieben die Haut mit Öl ein, dieses löste den Schmutz und mit eigenen Schabeisen aus Metall entfernte man das verschmutzte Öl von der Haut. Vornehme Damen badeten in Eselsmilch.

A b w ä s s e r leitete man meist in Bäche oder Flüsse, bei Niedrigwasser infolge Trockenheit oder Frost auch sehr problematisch, weil vieles liegen blieb und daraus Geruchsbelästigungen entstanden.

Da Straßen und Plätze nicht mit S t r a ß e n p f l a s t e r versehen waren – Asphalt ist eine Erfindung des ausgehenden 19. Jahrhunderts – versank man, besonders bei Tauwetter oder in Regenzeiten, mehr als knöcheltief im Straßenkot. Deshalb war es durch Jahrhunderte Sitte, daß jeder Schuh nicht nur einen Absatz unter der Ferse sondern noch einen zweiten unter dem Vorfuß hatte, um das Versinken im Straßenkot zu verhindern. Für besonders tiefen Morast gab es auch anschnallbare Holzschuhe, ebenso mit zwei Absätzen. War es gar arg, dann legte man wohl auch Bretter und Pfosten, um nicht im Kot zu versinken, denn es kam vor, daß Fußgänger und sogar Reiter im Straßenschmutz stecken blieben und herausgezogen werden mußten. Gepflasterte Straßen gab es nur stellenweise in Städten; Pflasterer war ein sehr angesehenes und gut bezahltes Gewerbe. War aber hoher Besuch, etwa von Seite der Kirche oder des Landesherrn zu erwarten, so setzte ein gewaltiges Großreinemachen ein, um einen guten Eindruck zu hinterlassen.

Viele Verordnungen sind uns über die Müllbeseitigung bekannt. Es war nämlich Brauch, daß man Dünger, altes Bettstroh, Kehricht, Abfälle aller Art und sogar tote Tiere einfach auf die Straße warf.

In manchen Städten hob man von den Bürgern ein „Dreckgeld“ ein, das entsprach der heutigen Gebühr für die Müllabfuhr. – Daß fast jeder Bürger innerhalb der Märkte Schweine hielt, war eine Selbstverständlichkeit. Ihre Zahl war aber aufgrund einer Anordnung der Obrigkeit auf zehn beschränkt. Zusätzlich trugen auch Pferde und Rinder zur Verschmutzung der Straßen bei.

Es war verboten, das „heimliche Gemach“ in den Bach zu leiten, die Bader durften keinen Unflat hineingießen und die Gerinne nicht verunreinigen. Obwohl man übergroßes Vertrauen in die reinigende Kraft des Wassers hatte. War etwa das Bachwasser trübe, so sagte man: „Über sieben Stein ist es wieder rein.“

Abortgruben durften, wohl wegen der Geruchsbelästigung, nur während der Winterzeit und nur nachts entleert werden. Meist war man nicht zimperlich: die Verdauungsprodukte des ganzen Marktes wurden zur Winterszeit in den Fluß geschüttet oder auf die Felder gebracht, anderswo nicht anders. – Es war verboten, den Inhalt der Nachtgeschirre auf die Straße zu schütten. – Die Geruchsbelästigung durch die sich im vorigen Jahrhundert entwickelnde Industrie blieb lange Zeit unbeachtet. Erst nach und nach gab es Proteste gegen Rauch und Gestank der Fabriken. Im Kampf gegen den Geruch der menschlichen Ausscheidungen, wie ihn viele Jahrhunderte zu führen hatten, blieb die Menschheit mit WC und Kanalisation Sieger, aber der Kampf gegen die Geruchsbelästigung der Industrie ist noch lange nicht ausgestanden.

Allmählich begannen sich die Anrainer gegen den Lärm aus den Werkstätten zur Wehr zu setzen, weshalb man „laute Gewerbe“ wie etwa Faßbinder, Schmiede, Schlosser, Nagelschmiede usw. an den Rand der Ortschaften ansiedelte. Teilweise geschah dies auch wegen der Feuergefahr, denn bei den großteils aus Holz errichteten und mit Stroh oder Schindeln gedeckten Gebäuden war ein Brand eine Katastrophe. Wenig Schutz gegen das Übergreifen des Feuers gaben die „Reichen, im Burgenland auch Schluichten“ genannt, bis zu einem halben Meter breite Streifen zwischen den Gebäuden, gegen die Straße hin abgemauert. Solche gibt es noch in Passail und an vielen anderen Orten. Sogenannte Feuermauern sind jüngeren Datums.

Äußerst schwierig gestaltete sich die Angelegenheit Holz und Wald. Manche Gewerbe brauchten große Mengen an Brennmaterial und da Naturkohle, nämlich Braunkohle und Steinkohle unbekannt waren, verwendeten Schmiede, Schlosser und ähnliche Betriebe große Mengen an Holzkohle, was wieder ganze Wälder verschlang. Die Holzkohle wurde in sogenannten Meilern erzeugt. – Vor Jahrhunderten gab es Gesetze, welche Steinmauern bei Häusern verlangten, um Holz zu sparen, wohl auch wegen der Feuergefahr. Große Kirchen und vor allem die Dachstühle der großen Dome verschlangen ganze Wälder. Sicher, der Wald wuchs wieder nach, aber das dauerte einige Zeit.

Eine Art Umweltproblem stellte auch die Bestattung der Toten dar. Dies war besonders in Seuchenjahren, die es ja sehr häufig gab, ein großes Problem. Allerorts war es üblich, die Toten um die Kirche zu bestatten, wie es heute nur mehr selten üblich ist.

Sogar am Stefansplatz in Wien war es so, und viele Gebeine vom Stefansfriedhof liegen noch tief unter dem Asphalt, ungestört vom Straßenlärm. – Wegen Platzmangels mußten von Zeit zu Zeit die Skelette der früher Bestatteten aus den Gräbern genommen werden, um neuen Toten Platz zu machen.

Diese Gebeine sammelte man in Karnern (Beinhäuser). Solche gab es in jedem Kirchhof. Der bekannteste Karner Mitteleuropas ist wohl jener von Hallstatt in Oberösterreich.

Aus sanitären Gründen, eben wegen der Seuchen (Pest, Cholera, Typhus, Rote Ruhr usw.) wurden die meisten Kirchhöfe stillgelegt und außerhalb der Ortschaften neue Friedhöfe gegründet. Vielfach war auch die zunehmende Bevölkerung daran schuld.

Die Pest war die verbreitetste Volksseuche des Mittelalters. Manchmal erlosch sie, kam aber immer wieder. Sie wurde durch die Flöhe der Ratten übertragen. Für die Pestjahre des 14. Jahrhunderts werden Millionen Tote genannt. Sie führte zum Aussterben ganzer Landschaften. Noch 1910 trat diese Krankheit in Asien auf. Sie soll sich am einzelnen Menschen durch Niesen angekündigt haben. Seither sagt man: „Gesundheit“ oder „Helf Gott“, weil nur Gott gegen diese Krankheit helfen konnte. Menschliche Hilfe erhoffte man sich von Heilkräutern (Bibernelle = Pimpinell, Wacholder = Kranebeer) und von eigenen Pestärzten: diese gingen in langen, schwarzen Kleidern einher. Auf dem Kopf ein schwarzer Hut, vor dem Gesicht eine weiße Larve mit einer langen Nase. Dieser Schnabel war mit Kräutern gefüllt, welche eine Infektion des Arztes verhindern sollten. Die langen Spitzen der weißen Handschuhe waren mit Werch (Watte war noch unbekannt) ausgestopft, auch, um direkte Berührung mit den Kranken zu vermeiden. – Nach dem Erlöschen der Pest entstanden allerorts Gedenksäulen und Kapellen.

Um 1830 wütete die Cholera in Mitteleuropa. Jede Gemeinde war angehalten, eigene Spitäler zur Aufnahme Kranker bereitzuhalten.

Die Rote Ruhr, wegen der blutigen Durchfälle so bezeichnet, breitete sich unter den schlechten hygienischen Bedingungen vergangener Jahrhunderte oftmals rasch aus.

Die großen Seuchen vergangener Jahrhunderte sind längst ausgestorben. Aber immer noch gibt es viel menschliches Leid durch Krankheit, Unfall und zu frühen Tod.

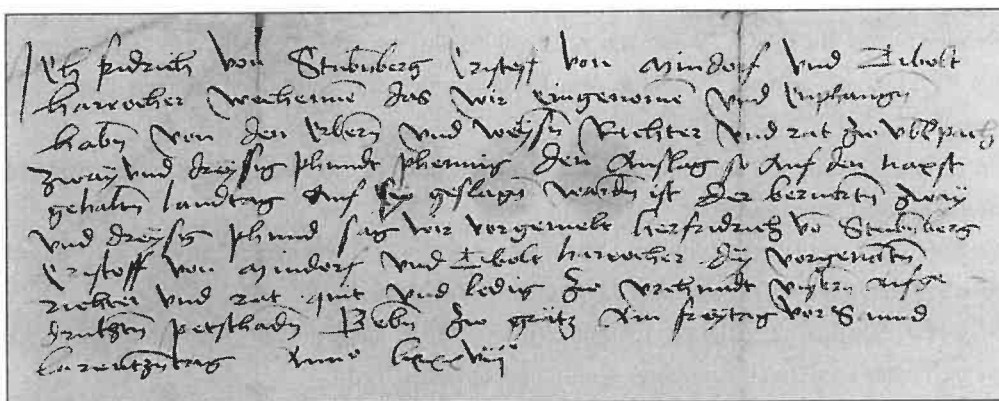
Eine Zahlungsquittung für den Markt Übelbach aus dem Jahre 1488

von Erich Vaculik

Bei der Einrichtung des historischen Archivs der Marktgemeinde Übelbach konnte ich ein Schriftstück finden, bei welchem es sich um den derzeit ältesten vorhandenen Beleg im Besitz des Gemeindeamtes handelt.

Dieses Papier von der Größe 12,5 x 21,5 cm trägt auf der einen Seite drei schwer zu identifizierende Siegel. Lediglich eines davon trägt die deutlich lesbaren Buchstaben F V S, welche aufgrund des umseitigen Textes mit „Friedrich von Stubenberg“ gedeutet werden können.

Die Textseite des Dokumentes ist mit folgender Schrift bedeckt:



„Ich fridrich von Stubenberg, chrystoff von Mindorf und tibolt Harracher bechenen das wir ein-
genommen und emphanen haben von den erbaren und weisen Richter und rat zu Ublpach zway und
dreysig phund phennig den Anslag so auf den next gehalten landtag auf sye geslagen worden ist der
berürten zway und dreisig phund sagen wir vorgemelt fridrich von Stubenberg chrystoff von Mindorf
und tibolt harracher diy vorgemelt Richter und rat quit und ledig zu Urkund unserer aufgetrukten
petschaden geben zu grätz am Freytag vor sand Lawrenzitag Anno (1)488.“

Auskunft über die Entstehung dieser Abgabepflicht geben Seuffert und Kogler in dem Werk „Die ältesten steirischen Landtagsakten 1396–1519“¹. Kaiser Friedrich III., ehemals V. als Herzog von Innerösterreich mit der Residenz in Graz, seit 1440 zum deutschen König gewählt, war durch einen Krieg mit dem König von Ungarn in arger Bedrängnis. Er mußte 1485 Wien räumen und nach Linz ausweichen.

1487 wurde die Oststeiermark mit Hartberg und Vorau gebrandschatzt. Seit 1480 ist Radkersburg in ungarischer Hand. Die erwartete militärische Hilfe der Reichsfürsten bleibt aus. Der Kaiser muß sich einen Waffenstillstand von König Matthias Corvinus für die Jahre 1488 und 1489 erkaufen. Nun laden Friedrich von Stubenberg als Kämmerer und Balthasar Tannhauser als Rat und Verweser der

1 Die ältesten steirischen Landtagsakten 1396–1519, Teil II (1452–1493) bearbeitet von Burkhard Seuffert und Gottfriede Kogler, Stiasny Verlag G.M.B.H., Graz-Wien.

Hauptmannschaft in Steyr und andere Adelige im Auftrag des Kaisers den Landtag für das Frühjahr 1488 nach Graz zu einer Sitzung ein. An diesem erweiterten Landtag nehmen auch Botschafter aus Kärnten und Krain teil. Man beschließt am 14. Mai 1488 die Einhebung einer Sondersteuer, ebenso wie dies auch in Kärnten am 24. Mai und in Oberösterreich am 4. Oktober dieses Jahres geschieht.

Aus den aufgebrachten Mitteln werden an König Matthias Corvinus von Ungarn 9.000 Dukaten für die Einhaltung eines Waffenstillstandes bis in das Jahr 1489 bezahlt.

Im Steuerbeschluß des Landtages sind die Hebesätze für die verschiedenen Personen und Objekte festgelegt. Eine Reihe von steirischen Ministerialen und geistlichen Herren sind als Einheber der Abgaben im Landtagsprotokoll aufgezählt. Unter den Exekutoren befinden sich auch die in der Übelbacher Quittung Genannten, nämlich der Kämmerer Friedrich von Stubenberg, der Rat und Verweser Christoff von Mindorf sowie Tibolt Harracher, als Diener benannt. Das Siegel des Stubenbergers kann deutlich identifiziert werden, die beiden unleserlichen sind sicherlich den beiden anderen Personen zuzuordnen.

Seuffert und Kogler zitieren auch eine Quittung fast wörtlich gleichen Inhalts, die für Aussee geschrieben wurde. Interessant ist der Vergleich der Vorschreibung („Anslag“) für diesen Markt (50 Pfund Pfennig) mit der Höhe der eingehobenen Steuer für Übelbach (30 Pfund Pfennig). Da man Aussee auf Grund des Betriebes der Salinen als reiche Ansiedlung einstufen muß, so ist die Annahme berechtigt, daß der Silberbergbauort und damals landesfürstliche Markt Übelbach zu den „mitleidenden Städten und Märkten in Steiermark“ gezählt haben muß und ebenfalls wohlhabend war.

Man kann aus dieser Annahme einen weiteren Rückschluß ziehen. Wenn der Bergbau zu Ende des 15. Jahrhunderts in Übelbach noch blühte, so ist der Zeitpunkt der Schließung der Silbergruben aus konjunkturellen Gründen für die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts anzunehmen. Der Preisdruck durch den Import von billigem amerikanischen Beutesilber hat, wie so auch anderorts, wahrscheinlich dazu beigetragen.

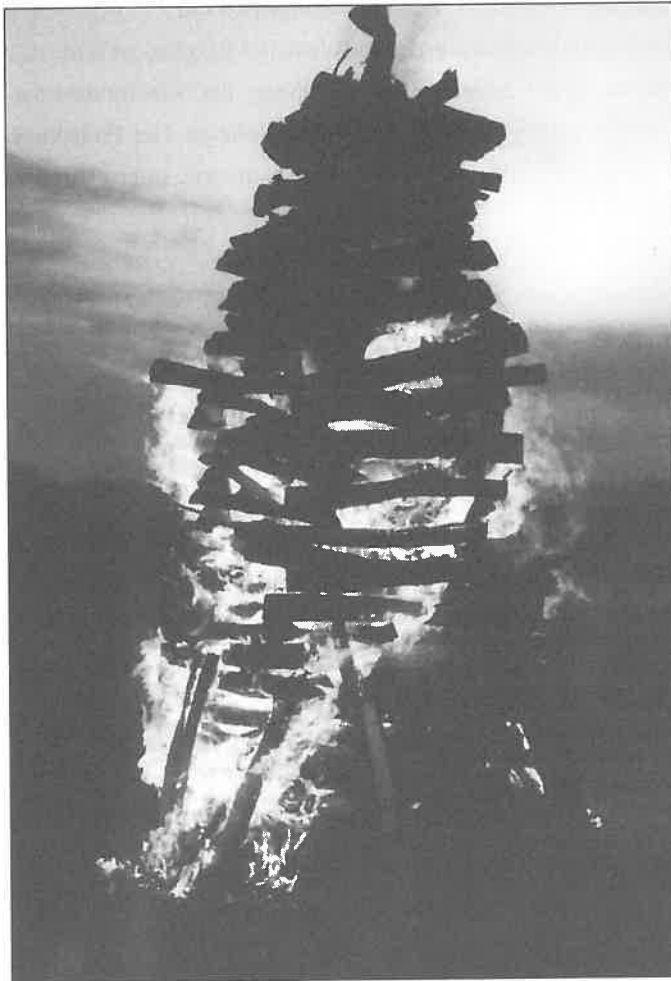
Höhenfeuer am Abend des Christi–Himmelfahrts–Tages 1992 im Bezirk Feldbach

von Rudolf Grasmug

Diese Freudenfeuer machten darauf aufmerksam, welche Rolle und Leistungen die föderativen Kräfte Österreichs im allgemeinen und die Steiermark im speziellen im Laufe der 800 Jahre für den gesamten Staat erbracht haben.

Im Bezirk Feldbach fand ich bei der Vorbereitung der Höhenfeuer die Unterstützung des Bürgermeisters der Stadt Feldbach, Fritz Luttenberger. Er gab mir die Möglichkeit, den Gemeinderat von Feldbach über die historischen Hintergründe zu informieren. Die Bevölkerung wurde durch eine Ausendung der Stadtgemeinde auf das Ereignis aufmerksam gemacht. In der 5. ordentlichen Gemeinderatssitzung am 1. Juni 1992 konnte Bürgermeister Luttenberger berichten, daß auf dem Feldbacher Kalvarienberg wie in anderen Teilen der Steiermark aus diesem Anlaß ein Höhenfeuer entzündet wurde.

Der Sprecher der Bürgermeister des Bezirkes Feldbach, der Bürgermeister von Auersbach Ing. Josef Ober, regte bei seinen Bürgermeisterkollegen an, am Vorabend der Festsitzung im Steiermär-



kischen Landtag, dem 28. Mai 1992, auf Vorschlag der Historischen Landeskommission durch Freudenfeuer auf das Ereignis aufmerksam zu machen. Die Gemeinden Aug–Radisch, Feldbach, Jagerberg, Merkendorf, Pertlstein und Raning kamen diesem Aufruf nach. Dafür sei daher den Bürgermeistern Johann Prisching, Fritz Luttenberger, Johann Groß, Friedrich Fassold, Johann Zach und Johann Rauch herzlich gedankt. Als eine besonders gut gelungene Veranstaltung sei das Freudenfeuer von Jagerberg hervorgehoben, das von der Kolping–Jugend mit der Gemeinde veranstaltet wurde.

Höhenfeuer in Jagerberg.

Gestaltung und Denkmalpflege

Bildungsproblematik der Gegenwart an berufsbildenden, mittleren und höheren Schulen, abgestimmt auf die Berufssparte der Handwerker im Bereich „Farbe“, z. B. der Maler und Anstreicher – Vergolder und Staffierer sowie Schilderhersteller

von Ferdinand Fladischer

Nach dem heutigen Kulturverständnis sind Gestaltung und Denkmalpflege absolute Gegenpole. Die Gestalter und die Denkmalpfleger sind, eine ausgeprägte Berufsauffassung vorausgesetzt, Antipoden, die sich gegenseitig fordern und ergänzen, aber auch ausschließen oder gar bekämpfen.

Beiden Aspekten in einer Lektion gerecht zu werden hieße, eine Mitte finden, die leicht zum Mittelmaß werden kann.

Wenn ich hier bewußt provokativ argumentiere, dann deshalb, weil ich der Meinung bin, daß es höchste Zeit wird, daß wir unsere gegenwärtige Ausbildungs- und Berufssituation etwas akzentuierter diskutieren, als in der Vergangenheit, damit wir gezwungen werden, neue Wege zu finden.

Als mich neuerlich ein junger spezialisierter Maler und Anstreicher mit Matura um Rat für seinen weiteren Berufsweg bat, fragte ich ihn, was er denn so im Auge habe? Seine Antwort: „Ich weiß nicht, soll ich auf die Akademie der bildenden Künste gehen und Kunsterziehung studieren, oder Restaurator werden?“ Ich antwortete ihm: „Wenn Du beides für möglich hältst, dann bist Du heute wahrscheinlich für keine der beiden Richtungen geeignet.“ „Kunst kann man nicht ausbilden“, sagte neuerlich in einem Interview der Präsident der Akademie in München. „Kunst, Kreativität und Schöpfung ordnen sich nicht ein und unter, sondern setzen sich über Normen hinweg“.

Vom Restaurator, sei es dem handwerklich oder akademisch ausgebildeten, wird dagegen heute keine Gestaltungsfähigkeit gefordert, sondern absolute Zurücknahme der eigenen Kreativität. Mein junger Maler und Anstreicher schwankte deshalb zwischen den beiden Polen, weil er ja eigentlich die Kunst machen möchte, die wir heute als Denkmal pflegen. Aber vergangene Kunst neu zu machen, ist kein Kunstschaffen und am Denkmal darf er es nicht als Restaurator und Denkmalpfleger.

In dieser Problematik steckt auch unsere Weiterbildung in der mittleren und höheren Berufsausbildung. Wir sind in einer Zeit des Nur-Bewahrens zu wenig kreativ, um uns über das Denkmal hinwegsetzen zu können und wir sind als Handwerker zuviel Gestalter, um nicht auch am Denkmal Spuren unseres Gestaltungswillens erkennbar werden zu lassen.

Solang es uns nicht gelingt, klare Wege zu finden und beiden Richtungen voll gerecht zu werden, bleibt uns diese Problematik der Weiterbildung.

Architektur – Maßstab für Gestaltung

Vom Beginn der Wohn- und Kultkultur an, war die Architektur eines der bestimmenden ersten Zeugnisse einer Epoche und damit die Lehrmeisterin für alle angewandte Kunst und für das Handwerk. Maßstab für die Weiterbildung im Handwerk ist deshalb auch heute noch die Architektur und Kunstgeschichte.



Abb. 1: Klosteranlage Pernegg (NÖ), Prälaturkapelle, romanisches Bauwerk mit harmonischem Stuckzierat, 2. Viertel 17. Jahrhundert.

In und mit der Architektur entwickeln sich Lebensformen, Einrichtungen, angewandte Gestaltungen und Geschmacksrichtungen (Abb. 1).

Im Museum of Modern Art in New York hat der Architekt Philip Johnson die neue Architekturrichtung vorgestellt „De Constructivismus oder Post-Moderne“ wird sie genannt. Ein widersprüchlicher Begriff, denn „De“ heißt ja wieder gegen, also gegen die Konstruktion. Ein namhafter Journalist in der Presse dazu: „Stark vereinfacht besagen die Strömungen, daß absolute Wahrheiten nicht mehr existieren, daß eine Vielfalt von Möglichkeiten mit und nebeneinander bestehen. Bezogen auf die Architektur bedeutet das, daß die traditionellen Tugenden der Stabilität und der Harmonie der Ordnung und der Einheit nicht mehr unbedingt als sinnvoll angesehen werden.“

„Anything goes“ – alles geht – ist das Schlagwort und ich frage mich manchmal, ob nicht eine allgemeine Feigheit vor einem klaren Bekenntnis oder auch eine resignierende Unfähigkeit hinter solchen Gestaltungsevangelien stehen (Abb. 2). Auch in den berufsbildenden mittleren und höheren Schulen setzt sich diese Meinung immer mehr durch, daß alles machbar ist, und insofern ist auch alles gut, was gemacht wird.

Maßstäbe werden abgelehnt, der einzige Maßstab ist die uneingeschränkte Machbarkeit der Lehrer (Pädagogen) mit einem gestalterischen Gewissen, ist er unverbesserlicher Traditionalist und wird zum Konservator des eigenen Denkmals.

Es lebe der Konflikt

„Wir können der Atombombe nicht die dorische Säulenordnung entgegensetzen, das wäre trivial“, meinte, die heutige Problematik treffend formuliert, ein namhafter Wiener Architekt.



*Abb. 2: Kunsthaus Müzzuslag.
Es lebe der Konflikt!*

Das ist die gegenwärtige Welt, in der unser Nachwuchs aufwächst: Es lebe der Konflikt, es lebe die Disharmonie, es lebe die Zerstörung der Tradition, eine Tradition, die wir paradoxerweise lieben, aber nur als Denkmal, nicht als lebendigen Bezugspunkt in einem aufstrebenden, aufbauenden Leben.

Blättern wir in der Kunst- und Baugeschichte Europas, dann stellen wir fest, daß der Gestaltungswille immer abhängig war, von der gesellschaftlichen Entwicklung.

Der Humanismus bescherte uns die Renaissance, der Dreißigjährige Krieg, den gewaltsamen sich durchsetzenden Barock, die Aufklärung brachte die Denkmalpflege, das Tausendjährige Reich, einen bombastischen Realismus. Das Wirtschaftswunder brachte uns den konformistischen Siedlungsbau, und der Wertekonsum und die Wertezerstörung der jüngsten Vergangenheit brachte uns das museale Denken und den Bewahrungstrieb, aber auch das nostalgische unkritische Einigeln, inmitten rustikaler Ausdrucksformen, wie Landhausputz, Lederhosenarchitektur, sandgestrahlten Balken und irdenem Geschirr.

Die gegenwärtige Situation, psychologisch durchaus verständlich, führt uns in eine zwiespältige Welt, eine Welt, die ohne weiteres als schizophoren bezeichnet werden kann. Der Fernseher in der bemalten Bauernruhe, der Kühlschrank hinter Brandmalerei versteckt und die Alarmanlage hinter der Mariazeller Mutter Gottes. Außen die Sonnenuhr in nostalgischer Form und innen den Digitalradiowecker. Auf ein Schlagwort gebracht: Unser heutiges Normalleben wird gekennzeichnet vom Computer im Bauernkasten. Und in diesem Leben wächst unser beruflicher Nachwuchs auf.

Er ist vertraut mit allen elektronischen Neuerungen, selbstbewußt in konsumativem Anspruch gegenüber dem Markt, der alle Bedürfnisse befriedigen kann.

Unsicherheiten aber bestehen im Wertebewußtsein, inmitten einer zerstörten Umwelt und einer funktionierenden Wegwerfgesellschaft. Unser Berufsnachwuchs ist hilflos gegenüber abstrakten Wertbegriffen, wie Ästhetik, Schönheit, Harmonie, formale Bescheidenheit, Achtung vor der Umgebung, Selbstbeschränkung innerhalb der persönlichen Grenzen und Verantwortung für die Nachwelt.

Das alles kann nicht gelernt werden, wenn die Sache es nicht fordert und unsere gegenwärtige Welt erfordert andere Werte. Werte, die oft diametral unseren Gestaltungswerten gegenüberstehen. Zu allen Zeiten wurde das weitergegeben und vervollkommen, was den Menschen ein Bedürfnis war. Sind die Bedürfnisse nicht da, hilft auch kein noch so gutes Lehrprogramm bzw. Curriculum. Es wird nicht angenommen, weil es nicht verwertbar ist.

So kommen die Schüler und Studenten in unsere berufsbildenden mittleren und höheren Schulen, mit Begierde zu lernen, begierig nach Können und Wissen, begierig nach verwertbaren fertigen Rezepten. Sie sind enttäuscht, weil die Schule die bereits gemachten Erfahrungen nicht durch eine Illusion ersetzen kann, die weder der Schüler, Student noch der spätere „Kunde“ annehmen kann. Deshalb ist eine der heutigen Aufgaben in den berufsbildenden mittleren und höheren Schulen, die farbigen und formalen Aggressionen zurückzunehmen und zu steuern. Wir können aus all den genannten Gründen keine Ziele anbieten, die gleichzusetzen wären mit dem Malerstatus vergangener Jahrhunderte. Er gab den Malern die Fähigkeit, die Bedürfnisse seiner Zeit wie z. B. das barocke Leben, die klassizistische Klarheit, den jugendstilhaften Optimismus oder die rokokohafte Leichtlebigkeit in Illusionen optisch umzusetzen.

Wir bilden heute aus, in einem Niemandsland gestalterischer Forderungen.

Vielleicht ist aus diesem Grund der Denkmalschutzgedanke gerade in unserer Berufssparte und in unseren berufsbildenden mittleren und höheren Schulen aufgegriffen worden.



Abb. 3: Thronsessel nach der Restaurierung, Hofburg, derzeit Palais Augarten, Wien.

Wenn wir uns als schaffende Professionisten der Berufspalette „Farbe“, Maler und Anstreicher, Vergolder und Staffierer u.a.m. in der Gegenwart nicht mehr beweisen können, dann versuchen wir es in der Vergangenheit, in der Welt, die noch eine Welt des Handwerkers war (Abb. 3).

Doch die Rückbesinnung auf die alte Technologie in alten Formen, hat nur zu einem Teil mit der Denkmalpflege zu tun und ist vor allem kein Ersatz für eine kreative Weiterentwicklung unserer Handwerksjugend.

Von der sterbenden Mundart

von Helmut Frizberg

Obwohl die steirische Mundart in grundlegenden Werken festgehalten wurde, soll die Bedeutung einiger Wörter nicht in Vergessenheit geraten. Diese stammen überwiegend aus dem Wildoner¹ Bereich, in dem wegen seiner verkehrsmäßigen Erschließung, der Nähe zur Landeshauptstadt und einer schon im vorigen Jahrhundert durch Zuwanderung wechselnden Bevölkerung keine so einheitliche Mundart bestehen konnte, wie in abgelegenen in sich geschlossenen Gebieten der Steiermark.

Während die nahe Berührung mit anderen deutschen Stämmen im Zweiten Weltkrieg, die folgende Zuwanderung Heimatvertriebener, das Pendlerwesen und die Freizeitgestaltung in aller Welt die räumlich begrenzte Mundart verwischte, haben Rundfunk und Fernsehen deren Ende gebracht.

Alle krampfhaften Versuche, vergangene Mundarten wiederzubeleben oder gar eine nie dagewesene gesamtösterreichische Mundart zu erfinden, müssen schon daran scheitern, daß sie sich an größerräumige Massen wenden und aus einem Gemisch von verflossenen ländlichen Mundarten mit der Sprache großstädtischer Unterschichten gebildet werden. Auch die an kleinere Kreise gerichtete Mundartdichtung hat mit echter Mundart kaum noch zu tun².

Abinehma	Ausbeuter
aft	nachher (Wortstamm wie After)
Altschneida	im Alter kastrierter (verschnittener) Eber
ana	einer
Andutsch	Dummkopf
Anzügl	Gebäudeanbau
arschlings	rückwärts
auffa	herauf
auffi	hinauf ³
außa	heraus
außi	hinaus
Bai(n)vögl	Bienen
Bauwoaz	Weizen
blaht	dick (aufgebläht)
Bockerlfräs	Zornfraisen
Bsuff	Säufer („Alkoholkranker“)
dakemman	umkommen

1 Wildon, mit Betonung der zweiten Silbe mundartlich „Wüldaun“. Aus der Obersteiermark stammt der nur in meiner Kindheit am Ende der Monarchie und am Anfang der Republik gehörte fragende Ausruf „hau“ wie englisch „how“. Meiner Eltern damalige Köchin Apollonia („Pioni“) Bischof aus der Umgebung von Oberwölz sagte „hau“, wenn sie erstaunt war.

2 Zum Unterschied von Heimatdichtern, die o statt a schreiben, wird hier das in der steirischen Mundart an o anklingende a als a geschrieben. Zur Unterscheidung wurde seinerzeit das reine a entweder ae bzw. ä geschrieben, z.B. Graz/Graez/Grätz, oder ai, z.B. Kaser/Kaiser (Käsemacher), auch Graz/Graiz, oder ah, z.B. Ahle oder Doppellaut aa, z.B. Waage.

3 Zu den hin-Wörtern paßt die Aufforderung „geh!“ und zu den her-Wörtern die Aufforderung „komm!“.

Dambfinga	Daumen
däi	diese
dotzi	dortig
Edl	Erle
eina	herein
eini	hinein
Empa	Eimer
enten	drüben
Feichtn	Fichte
ferten	im Vorjahr
Fotzn	Mund, Ohrfeige
Fraln	Fräulein
Fürhapp	unbebauter Ackerrand zum Pflugwenden
gach	jäh
Gaischütz	Brotzusteller
gängan	gehen
Gattehosn	Männer-Unterhosen
(i) göi	(ich) gehe
gengan	gehen
goschert	vielredend
Grassig	Reisig
Großkopfeta	überheblicher Funktionär
Gstaudach	Gestrüpp
Haidn	Buchweizen
Hal(t)ermandl ⁴	Rammbock
Halbpölza	Halbgebildeter
Haxn	Fuß
hiaz	jetzt
hinteri	nach hinten
Hittrach ⁵	Arsen (Hüttenrauch)
hoffentlich ⁶	wahrscheinlich
Kaas	Käse
Kandl	Kanne
kemman	kommen
keusch ⁷	knapp
kickerzn	stottern

4 Der Rammbock zum Einschlagen von Piloten hatte acht Griffe für vier Arbeiter, die den schweren Rammbock mit beiden Händen im Takt heben und fallen lassen mußten. Hierbei wurde gesungen: „Ihrer achte müe'n (müssen) sein, um an (einen) Saubärn zu schnei'n (schneiden), zwa (zwei) vorn und zwa hind'n (hinten), zwa schnei'n und zwa bind'n, ihrer achte müe'n sein, um an Saubärn zu schnei'n.“

5 Manche Pferdeknechte gaben ihren Pferden regelmäßig Arsen, wodurch die Pferde feuriger wurden, und nahmen selbst auch Arsen.

6 Die Redensart „hoffentlich wird er bald sterben“ bedeutet daher keine Hoffnung auf baldigen Tod.

7 Keusche ist die Bezeichnung für Wohnhäuser von Kleinlandwirten, deren Grundbesitz nicht zum Lebensunterhalt reicht.

kimm	komme
Kloarstangan	Klauenstange (Werkzeug)
kluag	sparsam
Korn	Roggen
Kuchlmensch	Küchenmagd
Kukuruz–Harpfen	sehr schmaler, hoher Lattenbau zum Lufttrocknen von Mais am Kolben
Kupfa	Koffer
Lahm	Lehm
Langwieden	Holzstange (Weide) zum Niederbinden von Heu am Heuwagen
Langwiedngrenz	Grenze in der Mitte eines Weges
Mais	Jungwald
Malta	Mörtel
Mannsbild	Mann
(das) Mensch	liederliches Weib
Menscha	Weiber
Menscherl	Mädchen
(die) Nebene	Nebenfrau
Ohrwaschl	Ohrmuschel
Pfari	Pfarrer
Pfingstlotter ⁸	Spottfigur aus ausgestopften Männerkleidern
Pleampl	Blödian
Radltruhn	Schubkarren (Radtruhe)
Raita	Sieb
raitn	sieben
riglsam	regsam, fleißig
rigolln	Weingarten neu anlegen (regulieren)
Roan	Rain, Grenze
Roanschinda	ein Nachbar, der über die Grenze anbaut
Saubär ⁹	Eber
Saumensch	Schweinemagd
Sauschneida ¹⁰	Tierkastrierer
scheangln	schielen
Schneida ¹¹	Kastrierter (Verschnittener)
schneiteln	entasten
Schnitz	kastrierter Hengst (Wallach)

8 Diese wurden zu Pfingsten auf Bäumen vor den Fenstern von Mädchen, die für „locker“ gehalten wurden, gehängt.

9 Wenn jemand krumme Furchen zog, krumme Wege baute oder dgl. hieß es „wia a Saubär soacht“ (wie der Eber Harn läßt).

10 Die „Sauschneida“ stammten fast ausschließlich aus dem Land Salzburg und trugen als Zeichen eine lange Feder am Hut, die „Sauschneiderfeder“.

11 In diesem Sinn wurden erfolglose Jäger oder erfolglose Kartenspieler Schneider genannt. Der Ausspruch „i bin auß'm Schneida“ bedeutete demnach „ich bin nicht erfolglos“. Der angebliche Ausspruch des Kaisers Franz Joseph nach dem Tod des Kronprinzen Rudolf „er ist gestorben wie ein Schneider“ entstammte daher der Jägersprache und hatte mit dem Kleidermacher nichts zu tun.

Schuach	Schuh
Seicherl	Schwächling
Sensge	Sense
Speisgatta ¹²	Kommunionbank
Sumpf	sehr nasse Wiese
Troad	Getreide
uma	herüber
umalahnl	herumlungern
umatum	rundherum
Umatumdodl	überall eingesetzter Arbeiter
umi	hinüber
vira	hervor
vir	nach vorne
Wampata	Dicker
Weinzerl	Winzer
Weibsbild	Weib
Weißfeichtn	Tanne
Woaz (auch Kukuruz)	Mais
Wuzl	Bausch
zach	zäh
zitzerlweis	kleinweis
zügl	züchten
zuwa	herzu
zuwi	hinzu
Zuzl	Lutsch
zwa	zwei

Mehrzahl:

das Bett	die Betta (wie das Brett, die Bretter)
der Bam (Baum)	die Bama
die Egge	die Eggnan
die Tasche	die Taschnan
der Lotter	die Lötta
der Hund	die Hind
das Leut	die Leut'(e)

Die Frau eines Mannes namens Bertl wurde „die Bertlin“, sein Sohn „der Bertlische“ und seine Tochter „die Bertlische“ genannt.

12 Vor dem II. Vatikanischen Konzil waren in den meisten Kirchen vor dem Hochaltar Absperrungen, über die den knieenden Gläubigen die Hostie in den Mund gereicht wurde.

Notizen zur steirischen Mundart

von Annedore Dedekind

Viele relativ kurze Begriffe der steirischen Mundart lassen sich nur annähernd ins Hochdeutsche übertragen und bedürfen oft einer längeren Definition. So können veränderte Auslautvokale einen völlig anderen Sinn ergeben:

zuwi – zu etwas oder zu jemandem hin

zuwa – zu etwas oder zu jemandem her

umi – zu etwas oder zu jemandem hinüber

uma – zu etwas oder zu jemandem herüber,

aber auch auf regionale Besonderheiten hinweisen.

Die Wochentage hießen früher allgemein im Gebiet von Fohnsdorf:

Monti, Irti, Mitti, Pfinsti, Freiti, Samsti und Sunti,

dagegen im Gebiet von (Ober-)Wölz:

Monta, Eachta, Mita, Pfingsta, Freita, Samsta und Sunnta.

Ortsnamen werden häufig im jeweiligen örtlichen Dialekt gefärbt ausgesprochen (z. B. Fohnsdorf–Fauntschdorf), gelegentlich aber auch stark verändert (z. B. Dietersdorf, ein Ortsteil von Fohnsdorf – früher immer Giataschdorf).

In den letzten Jahrzehnten gehen mundartliche Eigenheiten zunehmend verloren und werden z.T. von der jüngeren Generation auch nicht mehr verstanden. Auch im ländlichen Bereich hört man statt „Griaßdi“, „Griaßenk“ oder „-sgod“ (Grüßgott) sehr oft „Hallo“ oder statt „Pfiati“ oder „Pfiatenk“ auch schon „tschüß“.

Einzelne Begriffe:

gshreams (zuwi oder zuwa bzw. umi oder uma) = schräg oder auf Umwegen (her oder hin...)

eiwendi oder eiwenti = innerlich

sölm = damals

neta = Verneinung im Sinn von nicht (besonders im Gebiet von Judenburg)

Migatschn = Stachelbeeren, stammt ursprünglich aus Kärnten/Gebiet von Fohnsdorf und am linken Murufer muraufwärts

Grumbirn = Erdäpfel, stammt aus dem Slowenischen/Südsteiermark

Woaz = Kukuruz = Mais

Woazdodl = ein Maiskolben, der (fast) ohne Körner geblieben ist/Südsteiermark

Radlbock = Scheibtruhe/oberes Murtal

Lampadäin = Stallaterne/südliche Weststeiermark = Eßwaren als Geschenk, früher meist in ein Tuch eingebunden

Maueil = Mond/südliche Weststeiermark, vor 50 Jahren noch oft zu hören

(Holz)kliabm = Holzscheite spalten

roglat(werden) = in Bewegung (geraten)

bleangazn = blinken, blinzeln

speanzln = verstohlen hin- oder nachschauen

Spleanzn = Spreu(abfall) von Getreide
 tscheantschn = schimpfend kritisieren
 die Tscheantschen = eine ständig nörgelnde Frau (der Begriff wird nie männlich verwendet)
 glunzn = kränkeln
 die Glunzn = eine ständig kränkelnde Frau (der Begriff wird nie männlich verwendet)
 die Funzn = ein unangenehmes Weibsbild
 der Sechta = wörtlich: Seiher, für einen Mann, der sich nicht durchsetzen kann (wird nie weiblich verwendet)
 der Dodl = Dummkopf, Kretin
 die Dudl = dumme Frau
 o'g'haust = heruntergekommen (wörtlich: abgehaust)
 o'ghaut = gerissen
 (es wird einem) entrisch = man beginnt sich zu fürchten bzw. sich nicht wohl zu fühlen
 dëibi(sein) = ohne ersichtlichen Grund (z. B. wegen Alokohlgenuß) leicht benommen oder schwindlig sein/Oststeiermark, besonders um Fürstenfeld
 schichti(sein) = ärgerlich(sein), auch auf eine Person böse sein
 griabi = unruhig, aber auch im positiven Sinn: geschäftig, rührig
 es geht oan da Schiach an = man beginnt sich zu fürchten, oder: es erfaßt einen Entsetzen
 laß di net hoaßn = laß dich nicht (zum Essen oder zum Trinken) zu lange nötigen/Weststeiermark, besonders Gebiet von Stainz
 gagazn = hüsteln
 soachn = urinieren/mehr in der Ost- und Weststeiermark gebräuchlich
 brunzn = urinieren/mehr in der Obersteiermark gebräuchlich
 der Herzwurm soacht auffa = Sodbrennen/Oststeiermark, öfter im Gebiet von Fürstenfeld gehört
 ziagn = schwer atmen
 tschinkat = gebrechlich, infolge Alters schon etwas verkrüppelt
 die Gfrea = Frostbeulen
 in Wigl-Wogl sein = unentschlossen oder wankelmütig sein, kann aber auch bedeuten, daß man sich abwechselnd gut oder schlecht fühlt
 notig = geizig, mißgünstig
 an Gned ham = in Eile sein, nie Zeit haben
 ätschapirn = davonlaufen
 die Blia = eigentlich die Blüte, im übertragenen Sinn auch ein Hautausschlag (das Kind ist bei Masern „vuller Blia“)

Zur Geschichte des Piaristenklosters in Gleisdorf 1747–1824

von Robert F. Hausmann

Schon während des Neubaues der Gleisdorfer Marienkirche¹ (ab 1744) bemühte sich der Grundherr der Herrschaft Freiberg², den Wiener Kardinal Sigismund Carl Graf von Kollonitsch (1676–1751), der zugleich auch Vogtherr der Kirche war, zu bewegen, in dem ihm unterstehenden Markt Gleisdorf dem Orden der Piaristen ein Kloster zu errichten, um in seinem Alter „*noch etwas dem Allmächtigen Gottgefälliges und der bedrängten Welt nützliches zu bewerkstelligen*“³. So wurde in den Jahren 1745–47 bei der Kirche ein Kloster erbaut und mit dieser verbunden.

Dieses neuerrichtete und ursprünglich wesentlich größer geplante Kloster übergab Kardinal Kollonitsch⁴ im Mai 1747 zehn Geistlichen des Piaristenordens, um in der Steiermark, „*alwo die Nutzbarkeit dieses Heil-Ordens noch unbekannt*“ war, diesen einzuführen und vorzustellen⁵. Tatsächlich aber wohnten schon seit dem Beginn des 18. Jh.s auf dem nahen Schloß Freiberg Piaristen, die dort wahrscheinlich ihren Lebensabend verbrachten und den Kindern der näheren Bauernhäuser Unterricht erteilten. Bis 1747 verstarben auf Freiberg 13 Patres⁶.

Die übergeordnete Aufgabe des Piaristenordens war und ist die Erziehung und Unterrichtung der Jugend. Der Gründer des Ordens, Joseph von Calasanza, dessen Fest am 27. August gefeiert wird, wurde um 1556/57 in Peralta de la Sal in Spanien geboren, studierte Theologie und Philosophie und errichtete im September 1597 im Pfarrhaus von S. Dorotea in Trastevere in Rom die erste Knaben-volksschule Europas. Seine Mitarbeiter schloß er unter der „Genossenschaft regulierter Kleriker der frommen Schule“ zusammen.

Im Jahre 1621 wurde der Orden der Piaristen von Papst Gregor XV. zum religiösen Orden erhoben. Als 4. Gelübde hatten die Angehörigen dieses Ordens sich der Jugenderziehung zu verpflichten. Bald schon breitete sich der Orden aus und Joseph wurde unter dem Namen „Joseph von der Mutter Gottes“ Ordensgeneral.

Durch Intrigen seitens einiger Ordensbrüder wurde der Orden 1646 von Papst Urban VIII. zu einer einfachen Vereinigung erniedrigt, jedoch 1656 durch Papst Alexander VII. wieder zur Kongregation erhoben und 1669 von Papst Clemens IX. mit den ehemaligen Rechten versehen. Nun fand der Orden vor allem in Italien, Böhmen, Mähren, Ungarn, Polen, Spanien, Deutschland und in Österreich Verbreitung.

-
- 1 Zur Geschichte der Kirche siehe jüngst: Robert F. Hausmann, Geschichte der Kirche Mariä Reinigung, in: Orgelweihe in der Marienkirche Gleisdorf. Festschrift, 1994, S. 7–16.
 - 2 Zur Geschichte der Herrschaft siehe: Robert F. Hausmann, Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung der Herrschaft Freiberg bis zur Errichtung der Fideikommißherrschaft im Jahre 1664. Mit besonderer Berücksichtigung des Marktes Gleisdorf, phil. Diss., Graz 1981.
 - 3 Steiermärkisches Landesarchiv (StLA), Graz, Geistliche Stiftungsakten, Fasz. 50.
 - 4 Schon rund 110 Jahre hatte ein Vorfahre des Kardinals, Ott Gottfried Frh. von Kollonitsch in Leibnitz das noch heute bestehende Kapuzinerkloster gestiftet. Vgl. dazu: Robert F. Hausmann, Die Anfänge des Kapuzinerklosters in Leibnitz, in: Leibnitz. 75 Jahre Stadt (hrsg. von Gert Christian), 1988, S. 95f.
 - 5 Zum Piaristenorden siehe: M. Buchberger, Lexikon für Theologie und Kirche, Freiburg 1960, Bd. 5, Sp. 1125 und Bd. 8 (1963), Sp. 490f. — 1948 – ein Jahr der Gedenktage des Piaristenordens, Wien 1948, S. 35ff.
 - 6 Aufzeichnungen des Gleisdorfer Kaplans Josef Radl (in Privatbesitz).

Hundert Jahre nach dem Tod Josephs († 25. 8. 1648) erfolgte die Seligsprechung, im Jahre 1767 die Heiligsprechung. Als die Blütezeit des Ordens darf wohl die 2. Hälfte des 18. Jh.s betrachtet werden. Danach erfolgte ein stetiger Abfall, dies wohl vernehmlich deshalb, da revolutionäre Ereignisse in zunehmendem Maße den europäischen Kontinent erschütterten. Nach der Auflösung zahlreicher Ordenshäuser und einer inneren Zersplitterung, erfolgte 1904 durch Papst Pius X. wieder eine Einigung („Wiederherstellung der hierarchischen Ordnung“).

Das Jahr der Erbauung der alten Kirche Mariä Reinigung ist nicht gesichert⁷. Es ist aber mit Sicherheit anzunehmen, daß sie bereits im 15. Jh. gestanden hat. Dafür spricht vor allem die Gnadenstatue Mariä Reinigung, die nach 1470 entstanden sein dürfte. Vor dieser wurde in der Kirche ein „Altar-Blätlein“, ebenfalls mit der Darstellung Mariä Reinigung, verehrt⁸.

Während der Visitation des Fürstbischofs Jakob I. Eberlein in Gleisdorf vom 1. bis 3. Juli 1628 wurden in der Kirche ein Altar konsekriert und zwei Glocken geweiht⁹. Ob man in diesem Zusammenhang an einen Neubau oder Ausbau einer schon bestehenden kleinen Kirche denken kann, ist ungewiß. Auf den Blättern seiner Steiermarkkarte¹⁰ stellte am Beginn des 17. Jh.s Johannes Clobucciarich auch den Markt Gleisdorf dar. Die Skizze läßt das Bestehen einer zweiten Kirche erkennen.

Angeschlossen an die Kirche war ein Spital, das von der Herrschaft Freiberg unterhalten wurde und für verarmte Untertanen bestimmt war. Über beide, sowohl Kirche als auch Spital, hatte die Herrschaft Freiberg die Stift- und Vogtherrschaft.

Aus einem Urbar des Jahres 1662 geht hervor, daß 1661 neun Personen in diesem Haus Platz fanden¹¹. Sie erhielten wöchentlich einen Laib Brot und ein Pfund Fleisch, alle Monate 2 Mäßl Mehl, 1 Mäßl Bohnen und 1 Mäßl Gries. Für den täglichen Tisch mußte ein Spitalsgarten hinter dem Gebäude die nötige Nahrung liefern.

Interessant ist eine Spitalsordnung aus dem Jahre 1700, die einigen Aufschluß über die Gewohnheiten und Pflichten der Insassen des Spitals gibt¹². In dieser Zeit war das Spital für „5 Männer und 5 Weiber“ bestimmt, die täglich die heilige Messe besuchen mußten und einen Rosenkranz zu beten hatten. Für die Ordnung in den Zimmern hatten die „10 verarmten Untertanen“ selbst zu sorgen. Alle zwei Jahre bekamen die „Spittaler“ neue, blaue Kleidung und andere Bekleidungsstücke zugewiesen. Für das Essen stand jedem täglich ein Betrag von 6 Kreuzern zu.

Besondere Bedeutung für die Marienkirche erlangte der aus Biberach in Schwaben stammende Pfarrer Johannes Haller, der über 17 Jahre lang der Gleisdorfer Pfarre vorstand und ein glühender Verehrer der Gottesmutter war. Vor seinem Tod im Jahre 1664, vermachte er testamentarisch 12.700 Gulden den verschiedensten kirchlichen Einrichtungen¹³.

7 Die in älteren regionalgeschichtlichen Publikationen genannte Jahreszahl 1457 kann nicht belegt werden. Es ist aber wahrscheinlich, daß die Kirche um die Mitte des 15. Jh.s nach längeren Pestperioden errichtet wurde. Dies läßt sich vielleicht auch auf Grund des Patroziniums „Mariä Reinigung“ vermuten.

8 StLA, Handschrift 511. — Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch, Wien 1956, Bd. 4., Sp. 136.

9 Tagebuch des Bischofs im Diözesanarchiv Graz (DA).

10 Original im StLA.

11 StLA, Staatsbuchhaltung, Fasz. 58.

12 Franz Arnfelder, Gleisdorf in alter und neuer Zeit, Graz 1928, S. 75ff.

13 Siehe Robert F. Hausmann, Zur Geschichte der Pfarre, in: R. F. Hausmann und S. Rosenberger, Gleisdorf 1229–1979, 1979, S. 214f.



Ehemaliges Piaristenkloster in Gleisdorf mit Marienkirche, Ostseite, 1976.



Ehemaliges Piaristenkloster in Gleisdorf mit Marienkirche, Westseite, 1976.

Mit einem Teil des Kapitals wurde die Marienkirche neu erbaut oder doch zumindest erneuert. So wurden am 8. Dezember 1666 „*zuerbauung der khlein khürchen bey unser lieben Frauen Rainigung*“ ein Kapital von 2.000 Gulden Bargeld und Schuldbriefe in der Höhe von 2.431 Gulden gestiftet. Am 11. März 1667 bestätigte Gottfried Graf von Kollonitsch als Vogtherr der Kirche den Erhalt von weiteren 500 Gulden für die Errichtung eines Altars in der Marienkirche¹⁴.



Das Wappen des Kardinals Sigismund Carl Graf von Kollonitsch¹⁵ finden wir unter dem Dreiecksgiebel der Marienkirche, über der Gnadenstatue „*Mariä Reinigung*“ am Hochaltar, an der Westfassade des ehemaligen Spitalsgebäudes und auf der Casula des Kollonitsch'schen Prunkornates.

Das Kollonitsch-Wappen besteht aus einem dreimal gespaltenen und einmal geteilten Schild mit einem viergeteilten Herzschild. Dieser zeigt auf rotem Grund einen aufspringenden, natürlichen Wolf nach rechts (1,4) und ein Rad (2,3). Der Hauptschild zeigt ein Tatzenkreuz (1), einen mit drei Lindenblättern versehenen Schrägrechtsbalken (2,8), einen silbernen Dreikantkristall (oder Pyramide) auf Gold (3), den aufspringenden, natürlichen Panther nach rechts (4,6), einen Schild mit Schildhaupt (5) und eine silberne Fischgräte auf Gold (7). Über dem Wappen prangt der schwarze Kardinalshut mit den Kardinalsbeizeichen.

In einem Schreiben Pfarrer Wallneffers an den Bischof liest man: „*Und ich es auch in dem hochfürstlichen Archivo zu befinden weis, daß diese Spitall Kkirchen tempore Maximiliani Gandolphi weillam Pischoffen zu Seggau ex bonis relictis pr. Joannis Haller gewesten Pfarrern zu Gleistorff circa Annum 1670 ... erbauet worden seye ...*“¹⁶. In einem anderen Brief aus dieser Zeit liest man, daß nach Pfarrer Haller die Marienkirche „*umb einen merkhlichen theill vergrössert und erbauet, auch inwendig mit einem schönen Hochaltar ist gezieret worden*“.

Erst Anfang der 1740er-Jahre stellte eine Beschaub Kommission unter dem erzbischöflichen und kaiserlichen Maurermeister Matthias Gerl schließlich die Baufälligkeit der Kirche fest¹⁷. Erst nach einer längeren Planungsphase, während der verschiedene bauliche Möglichkeiten diskutiert wurden, begann man 1743 Teile der alten Kirche abzutragen. Diese war mit dem Altar nach Osten gerichtet. Bei den Renovierungsarbeiten im Jahre 1975 konnten noch Reste der alten Grundmauern gefunden werden.

Im Dezember 1744 schrieb Pfarrer Anton Xaver Wallneffer an Kardinal Kollonitsch, daß am 3. Adventsonntag das „*Gnadenbildt auß der alten nur mehr halbentheill stehenden Hochfürstlichen Spitall-Kirchen*“ in die „*schon halbentheill zierlich erbauten undt verförttigten neuen Kkirchen*“

14 DA, Gleisdorf, Filiationkirche Mariä Reinigung.

15 J. Siebmacher, Großes und allgemeines Wappenbuch, Nürnberg 1909, Bd. 4, 4, Abt. 1, S. 238f. (Tafel 119. 120). — Josef Kraßler, Steirischer Wappenschlüssel (= Veröffentlichungen des StLA), Graz 1968, Bd. 6, Register.

16 DA, Gleisdorf, Kirchensachen, Brief vom 14. 5. 1745.

17 DA, Gleisdorf, Filiationkirche Mariä Reinigung.

übertragen wurde. Bald darauf wurde der noch „*stehende halbe Theill der alten Kirche abgebrochen*“¹⁸.

Im Sommer 1745 wurde die Kirche vom Kardinal selbst mit „*großer Feyerlichkeit geweiht*“. Endgültig fertiggestellt wurde der Kirchenbau allerdings erst im Jahre 1747.

Die Ausführung des Sakralbaues lag in den Händen von Matthias Gerl¹⁹. Er arbeitete vor allem in Wien und Niederösterreich. So erbaute er u.a. das Langhaus der Pfarrkirche von Ober-St. Veit, die Pfarrkirche von Oberlaa, den Seitenflügel des Palais Damian, die Fronttürme von Korneuburg und führte an der Piaristenkirche Maria Treu im VIII. Wiener Gemeindebezirk in den Jahren 1751–53 die Schlußarbeiten durch.

Gerl präsentierte mit diesem Sakralbau für die Oststeiermark eine gänzlich neue Kirchenbauweise und beendete damit die Zeit der gleichmäßigen Jochaufteilung. Hier versuchte der Baumeister, das Mitteljoch mehr als doppelt so groß wie die anschließenden schmalen Rechteckjoch zu realisieren und überwölbte diesen annähernd quadratischen Zentralraum mit einer flachen Ovalekuppel. Wenn auch die Kirche noch eindeutig eine Längsrichtung aufweist, so erkennt man die Intention Gerls, der hier mit diesem Typus eine Verschmelzung von Lang- und Zentralraum versuchte.

Pfarrer Wallneffer schien über die Ankunft der Patres nicht sehr erfreut, da die Einkünfte der Gleisdorfer Kirche ohnehin gering, nun durch die Übernahme der Marienkirche noch geringer wurden. Die Stipendien der Kirche beliefen sich jährlich auf immerhin etwa 100 Taler. Auch war Wallneffer erbost darüber, daß es nicht möglich war, bei der Marienkirche eine Kaplanei einzurichten. Dieser Wunsch wurde mit der Begründung abgelehnt, daß eine Kaplanei „*besonders bey einen Gnadenorth zu beförderung der Andacht nur mehr verhinderlich alß gedeylich sey*“. Wallneffer war überzeugt, daß kein Pfarrer mehr in Gleisdorf „*fürghlich leben können werde*“. Der sieben Seiten umfassende Beschwerdebrief an Kardinal Kollonitsch war wohl etwas zu scharf formuliert, da Wallneffer deswegen von Bischof Leopold III. gerügt wurde („*Die imperdinate Redensarth wider den Cardinale möchten lhme verwißsen werden*“)²⁰.

Laut Stiftungsurkunde vom 30. März 1747²¹ übergab Kardinal Kollonitsch den Piaristen die „*neuerbaute und eingerichtete ansonst alte Spital-Kirche samt dem Gnadenbild Maria-Reinigung*“, das Kloster, das Spital und den der Kirche zugehörigen Friedhof, der jedoch schon Anfang Oktober 1747 aufgelassen wurde, da man für die klösterliche Küche einen Hausgarten benötigte. Weiters erhielten sie einen beim Spital gelegenen Garten und einen Meierhof in Frankenberg mit Grundstücken im Ausmaß von rund 56 Joch. „*Zu ihrer jährlichen Unterhaltung*“ wurde ihnen ein Kapital von

18 Ebenda.

19 Den archivalischen Nachweis führte Günther Brucher, Die Entwicklung barocker Kirchenfassaden in der Steiermark (II. Teil), in: Jahrbuch des kunsthistorischen Instituts der Universität Graz, Graz 1971, S. 79–81, nachdem schon Rochus Kohlbach, Steirische Baumeister. Tausendundein Werkmann, Graz 1961, den Bau nach einem aufgefundenen Briefkonzept im Grazer Diözesanarchiv Gerl zugeschrieben hatte. Bis dahin nahm man als Baumeister der Gleisdorfer Marienkirche Joseph Hueber an (Walter Koschatzky, Leben, Werk und Stil des Barockbaumeisters Joseph Hueber, phil. Diss., Graz 1951).

20 DA, Gleisdorf, Filialkirche Mariä Reinigung.

21 StLA, Handschrift XII/1, Fundationes Collegii & Ecclesiae Scholarum Piarum ad B. M. V. Purific. Gleistorfii in Stiria ab Anno Dni 1747. — Provinzarchiv des Piaristenordens in Wien, Fasz. 1 (Scripta Fundationem Gleisdorfensem concernentia). — Text der Stiftungsurkunde ediert bei Marian, Geschichte der ganzen österr., weltlichen und klösterlich klerisey..., Wien 1784, 3. Teil, Bd. 6., S. 391ff. — Stiftungsbestätigung in StLA, Archiv Freiberg Sch. 17, Hft. 35.

20.000 Gulden zugedacht, wovon sie von den anfallenden Zinsen die Lebensmittel und Bedarfsartikel, „wie auch die weltliche Bedienung herbeischaffen sollen“.

Dafür verlangte der Kardinal, daß jeden Mittwoch für ihn eine Messe gelesen und an jedem Sterbetag ein Requiem gehalten werden sollte. Von den Zinsen des in Obligationen angelegten Stiftungskapitals sollte allmählich auch eine Bibliothek angeschafft werden. Für das Schloß Freiberg bestimmte er einen Ordensgeistlichen der Piaristen, der als Hofkaplan im Schloß wohnen und wöchentlich vier Messen lesen sollte. Des weiteren war dieser auch verpflichtet, die Kinder der näheren Umgebung zu unterrichten.

Wesentlich aber war auch der Wunsch des Kardinals, die „uralte Andacht zu dasigen Gnadenbild“ aufrecht zu erhalten und durch Beichte und Predigt alles daranzusetzen, was den regionalen Ruf der Gnadenmutter Mariä Reinigung „gedeylich seyn mag“²². Wahrscheinlich hatte Sigismund von Kollonitsch eine Belebung der Wallfahrt ins Auge gefaßt, denn mit den Piaristen brachte er Geistliche nach Gleisdorf, die geradezu prädestiniert waren, die Marienwallfahrt zu propagieren und zu beleben. Und schon in den ersten Wochen nach ihrer Ankunft begannen die Patres die mündlich überlieferten Gebetserhörungen aufzuzeichnen und priesen die Kirche als Gnadenstätte.

Schon die alte Kirche – „Spitalskirche“ genannt – war ein vielbesuchter Wallfahrtsort. Ein uns heute erhaltenes Mirakelbuch²³ vermerkt bereits im Jahre 1656 die ersten Gebetserhörungen in dieser Kirche. Aber erst mit dem Eintreffen der Piaristenpatres im Jahre 1747 stieg die Zahl der Wallfahrten und auch der „Wunder“.

Schon im ersten Jahr (1747) ereigneten sich 8 Wunder, in den folgenden sukzessive mehr. Und obwohl die Patres die Wunder laufend von der Kanzel verkündeten, kam eine erhoffte überregionale Wallfahrt nicht zustande. Zu viele Marienwallfahrtsorte in der Oststeiermark²⁴ hatten das gleiche Bestreben wie die Gleisdorfer Piaristen.

Insgesamt ereigneten sich bis 1775 595 Wunder, davon betrafen die überwiegende Mehrzahl Krankheiten aller Art, 78 Unfälle, 24 bäuerliche Angelegenheiten, 7 Kinder, die tot geboren wieder zum Leben erweckt wurden, 5 Unwetter und Feuer sowie mehrere psychische Erkrankungen²⁵. Die Heilungen wurden durch Auflegen des Schleiers der Gnadenstatue, durch Andachtsbilder oder durch Gelübde erwirkt. Das Mirakelbuch hebt besonders hervor, daß in Gleisdorf noch Heilungen stattfanden, wo in Maria-Trost, am Weizberg, in Maria-Sumereinkirchen und Alt-Ötting nicht mehr geholfen wurde.

Gegenüberliegende Seite: Grundrißplan des Klosters und der Marienkirche anlässlich der geplanten „Adaptierung zu einem geistlichen Corections-Haus“ im Jahre 1827²⁶.

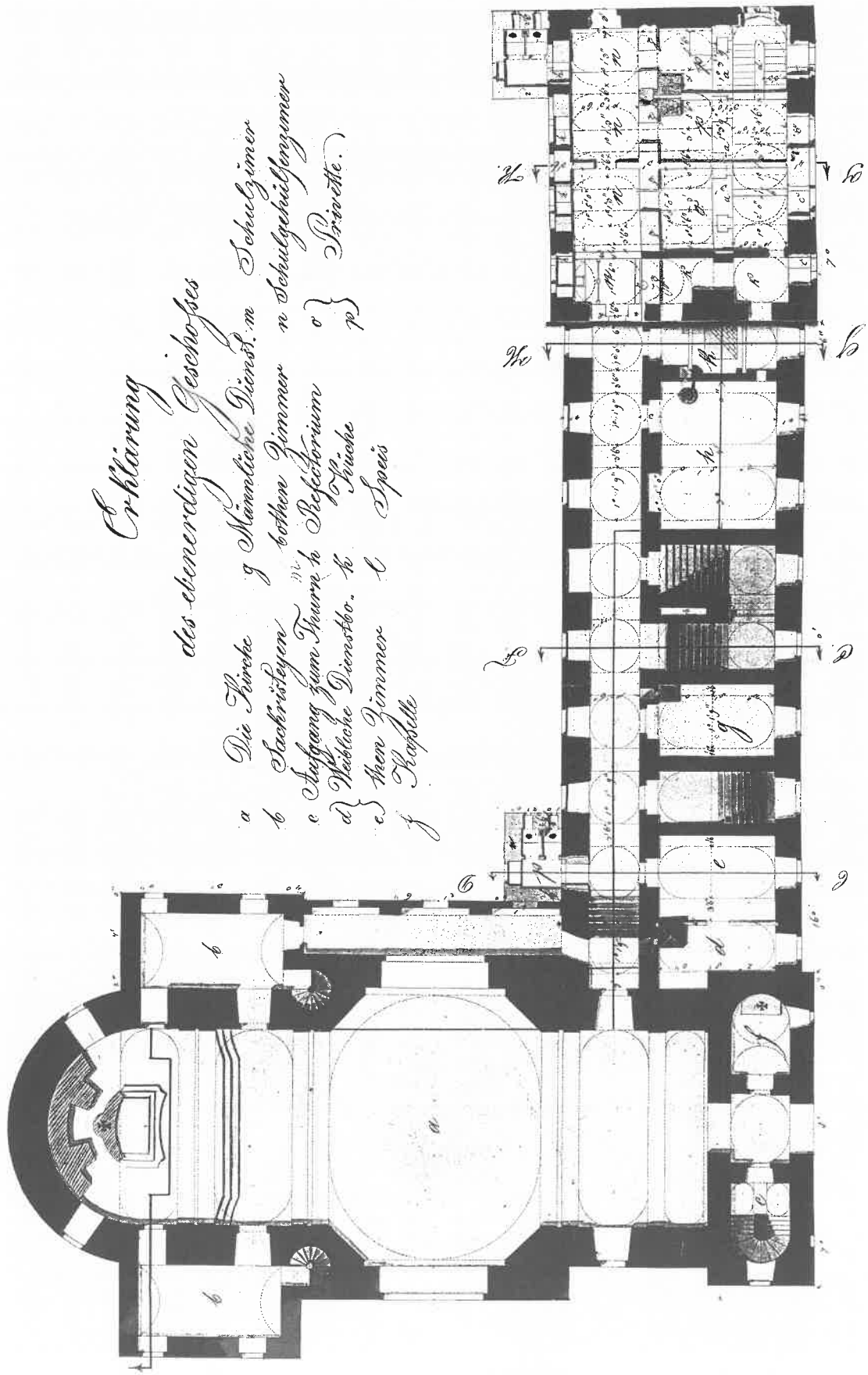
22 StLA, Handschrift XII/1.

23 StLA, Handschrift 511. Die Auswertung erfolgte durch Anneliese Legat, Das Mirakelbuch der Wallfahrtskirche Maria Reinigung in Gleisdorf, phil. Diss., Graz 1979.

24 Vgl. dazu Robert F. Hausmann, Das Mirakelbuch der Wallfahrtskirche Mariä Heimsuchung in Heilbrunn, in: Festschrift Othmar Pickl zum 60. Geburtstag, Graz 1987, S. 215–228 (mit weiteren Literaturangaben zu diesem Bereich) und jüngst Hutz Ferdinand, Wallfahrten und Prozessionen im Wechselgau (= Vorauer Heimatblätter 16), 1994.

25 Eine Häufung der Gebetserhörungen ist in den Jahren nach dem Eintreffen der Piaristenpatres zu verzeichnen. Die Patres waren es auch, die das „Mirakelbuch“ anlegten und die älteren Wundertaten nach Erzählungen und vorhandenen Votivtafeln aufzeichneten.

26 StLA, Plänenmappe 10/187.



Erklärung

des oberirdigen Geschosses

- a Die Kirche*
- b Mäntliche Dienst. m Schulzimmer*
- c Saal*
- d Saal*
- e Saal*
- f Saal*
- g Saal*
- h Saal*
- i Saal*
- j Saal*

In dem 1747 eröffneten sechsklassigen lateinischen Gymnasium wurde Lesen, Schreiben, Rechnen, lateinische Sprache und Wissenschaften und Religion unterrichtet. Das Gymnasium wurde jedoch schon mit Hofdekret vom 10. Mai 1777 aufgehoben und in eine deutsche Hauptschule umgestaltet²⁷.

In einem Schreiben der Gleisdorfer Bürgerschaft an Maria Theresia baten die Bürger, „daß wenigst die tauglich- und fähigeren Jünglinge unseres Markts alda die lateinische Schullen“ besuchen könnten²⁸.

Die vier wesentlichsten Teile der zum Kloster gehörenden Gebäude waren die Kirche Mariä Reinigung, das Kollegiats- und Schulgebäude und das Spital. Letzteres wurde während der Errichtung des Klosters anstelle eines Vorgängerbaues ebenfalls neu errichtet.

Im Kollegiatsgebäude befand sich im Erdgeschoß an der Kirchenseite das Beichtzimmer, der Pforteneingang, das Dienstbotenzimmer, das „Fleischgewölbe“ mit dem Zugang zum Keller, das Refektorium und die Küche mit einer Speis. Vom Erdgeschoß gab es einen Zugang zum Oratorium Mariazell. Im ersten Stock, dem sogenannten „Rectorat“, befanden sich fünf Zimmer und ein gewölbter Raum, der als Archiv diente. Auch hier gab es einen Zugang zum Oratorium. Im zweiten Stock waren sechs Zimmer, eine „Eisenkammer“ und die Bibliothek, in der sich nach dem Inventarverzeichnis von 1794²⁹ zu dieser Zeit über 250 Bände befanden. Thematisch war sie speziell auf den Unterricht ausgerichtet. Dies geht aus der großen Anzahl von Nachschlagewerken und Lernbehelfsbüchern hervor. Die Bibliothek wurde aus Mitteln der Kollonitsch'schen Stiftung aufgebaut. Jeder Band mußte den Namen des „Guttäters“ aufweisen. Später wurde diese Bibliothek durch die „Bücher-Sammlung“ des Ordensgeistlichen Gratian Marx³⁰, der in der Folgezeit in Leoben als Propst tätig war, erweitert. 1824 befanden sich 2.934 Bände und einige Landkarten in der Bibliothek³¹.

Im Erdgeschoß und im ersten Stock des Schulgebäudes befanden sich je zwei Klassenzimmer. Der zweite Stock war nicht ausgebaut und diente als Vorratskammer.

Aus einer Aufzählung des Personalstandes vom Oktober des Jahres 1811 kennen wir die Bewohner des Klosters dieser Zeit³². Es wohnten hier: der 64-jährige Rektor und Direktor der Hauptschule Pater Rupertus (Joseph Enk), der 80-jährige, „zu allen Verrichtungen untaugliche“ Vicerektor Pater Lambertus (Aninger), der 69-jährige Spiritual des Spitals Pater Severinus (Adam Schuster), der 29-jährige Lehrer Pater Andreas (Bolka) und der 30-jährige Lehrer Pater Josephus (Holzmann). Weiters der Lehrer Johann Gött, Frater Johann Kleinwächter, die Wirtschafterin Barbara Stibingerin, die Küchenmagd Theresia Ertl und der Hausknecht Franz Ertl. Auf Schloß Freiberg wohnte der zum Klo-

27 Marian, a.a.O., S. 194.

28 Provinzarchiv des Piaristenordens in Wien, Fasz. III (Dekreta Aulica).

29 StLA, Staatsbuchhaltung, Fasz. 58.

30 Gratian Marx war der Urheber der Unterrichtsordnung von 1764, die in den Mittelschulen Deutsch als Muttersprache vorsah. Erst nach Auflösung des Jesuitenordens setzte sich diese Neuerung vollends durch. – Vgl. 1948 – ein Jahr der Gedenktage des Piaristenordens, Wien 1948, S. 86f.

31 StLA, Geistliche Stiftungsakten, Fasz. 50; Staatsbuchhaltung, Fasz. 58; LR 557 (Summarische Darstellung des Inventariums vom Jahre 1824).

32 StLA, Gub. 33–795/1813. — Gesamtverzeichnis der Gleisdorfer Piaristen bei Robert F. Hausmann, Geschichte der Kirche Mariä Reinigung, in: R. F. Hausmann und S. Rosenberger (Hrsg.), Gleisdorf 1229–1979, 1979, S. 258f.

ster gehörende 62-jährige Schloßkaplan Pater Erhardus (Franz Resch). Im Meierhof in Frankenberg lebten acht Dienstboten.

Interessant sind die im Wiener Piaristenarchiv aufbewahrten „Küchen-Büchl“ zu lesen. Diese sind für das Jahr 1816 fast vollständig erhalten und geben einen Einblick in die Speisenfolge der Patres dieser Zeit³³. So gab es etwa zum Neujahrstag 1816 zu Mittag „*Brotsuppe, Rindfleisch mit Semmelkren, Sauerkraut mit Kälberfüßen und Kalbsbraten*“. Am Abend gab es eine Suppe mit eingekochten „*Fleckerln*“ und „*eingemachtes Kälbernes*“. Am Ostersonntag speiste man zu Mittag Reissuppe mit Henne, Rindfleisch mit Sardellensoße, Spinat, Semmelpasteten mit kälbernem Eingemachten, Kalbsbraten mit Salat und als Nachtisch „*Geweichtes*“ (Kompott). Am Abend gab es Semmelsuppe, Kälbernes und „*Zwetschkenpfeffer*“.

Die schlechte wirtschaftliche Lage bewog die Patres im Jahre 1816, das Meierhofgebäude in Frankenberg mit insgesamt noch rund 37 Joch an Grundstücken an den Gleisdorfer Brauereimeister Johann Wilfinger zu verpachten. Wilfinger mußte fortan jährlich Naturalien und 100 Gulden als Pacht geben. Das Inventar des Meierhofes war schon im Dezember 1815 versteigert worden. Wilfinger kaufte für mehr als 2.000 Gulden Tiere und Gerätschaften für die Ausstattung des Hofes³⁴.

Durch den Geldsturz des Jahres 1811 wurden die Stiftungskapitalien nahezu gänzlich entwertet. Die durch eine Wirtschaftskrise hervorgerufene Inflation wertete das Kapital auf ein Fünftel des ursprünglichen Wertes ab. Die Folge war die Verarmung des Klosters. Aus diesem Grunde waren die Ordensgeistlichen genötigt in ihre Ordensprovinz nach Niederösterreich zurückzukehren. Im September 1824 erfolgte die Auflösung des Gleisdorfer Piaristenklosters.

Als die Piaristen Gleisdorf verließen, wurde das Spitalsgebäude zum Amtshaus der Grafen von Kollonitsch. Nachdem es im Jahre 1883 verkauft wurde, erfuhr das Gebäude eine vollständige bauliche Veränderung. Heute erinnert nur noch das Wappen des Kardinals, Sigismund Graf von Kollonitsch, an der Westfassade des Hauses an die Vergangenheit.

Seit 1827 gehört die Marienkirche als Filialkirche zur Pfarre. Durch die Aufhebung des Klosters erlitt die Wallfahrt zur Kirche keinerlei Einbußen. So war der Besucherstrom in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts oft so groß, daß „*bey vielfältigen gar zu großen Zulaufe des von fernher kommenden Volkes*“ die Kommunion auch an den Nachmittagen ausgeteilt werden mußte.

Noch in den achtziger- und neunziger Jahren kamen alljährlich einzelne Prozessionen von weither zur Gnadenkirche. Aus dem über 250 Münzen umfassenden Fund aus einem alten, 1975 geöffneten Opferstock ersieht man, daß auch viele Wallfahrer aus Ungarn kamen. Noch nach dem Ersten Weltkrieg fanden jährlich Prozessionen einzelner oststeirischer Gemeinden hierher statt³⁵.

Versuche, das Kloster mit Geistlichen anderer Orden zu beleben, scheiterten. In den Jahren 1826–28 versahen die Jesuiten den Schuldienst. Danach wurde das Schulgebäude dazu verwendet, um Armen eine Unterkunft zu bieten. Im Jahre 1850 wurde es von der Gemeinde Gleisdorf adaptiert und darin das k. k. Bezirksgericht und Steueramt untergebracht.

Am 29. Juli 1863 richteten 17 „*Gemeinde-Insassen*“ der Pfarre Gleisdorf an das Consistorium der Diözese Seckau in Graz ein Schreiben mit der Bitte, das ehemalige Piaristenkloster wiederzubeleben. Als Motivation wurde u. a. angeführt, daß die Pfarrkirche zu klein werde und die Piaristenkirche „*so*

33 Provinzarchiv des Piaristenordens in Wien. Acta Collegii Gleisdorfensis novissima 1816.

34 Ebenda.

35 DA, Gleisdorf, Filialkirche Mariä Reinigung.

vernachlässigt wird". Die Gleisdorfer wollten in dem zu dieser Zeit noch den Piaristen gehörenden Gebäudekomplex den Orden der Franziskaner sehen. Durch ein Schreiben vom 3. August des gleichen Jahres wurde der Wunsch der „Gemeinde-Insassen“ dahingehend abgelehnt, daß man erklärte, man habe im Orden der Franziskaner zu wenig Nachwuchs. Auch wurden zahlreiche andere Gründe angegeben. Weitere Bittschriften blieben ohne Erfolg³⁶.

Seit dieser Zeit verblieb das Bezirksgericht in den altherwürdigen Mauern. Die Marienkirche wurde mehrmals Renovierungen unterzogen, zuletzt in den Jahren 1973–1976³⁷. Seitdem stellt der Sakralbau in Verbindung mit dem ehemaligen Klostertrakt ein markantes bauliches „Zeichen“ des Gleisdorfer Ortsbildes dar.



Gnadenstatue Mariä Reinigung.
Kupferstich von Johann Veit Kauperz, Graz.

Im ausgehenden Mittelalter wurde in der ehemaligen Piaristenkirche ein „Altar Blätlein“³⁸ verehrt. Die Darstellung war Mariä Reinigung, deren Fest – ursprünglich Fest der Begegnung des Herrn – im Orient schon im 5. Jh. in Form von Kerzenprozessionen feierlich begangen wurde. Ab dem 10. Jh. fanden auch in unserem Raum Kerzenweihen statt³⁹. In späterer Zeit übertrug sich die Anbetung auf die uns heute bekannte spätgotische Marienstatue. Diese ist 75 cm hoch und war früher – wie auch bei anderen Wallfahrtsorten üblich – mit von Gläubigen gespendeten, seidenen Gewändern bekleidet. Derartige Kleider existierten schon vor der Ankunft der Piaristen und wurden auch später häufig gespendet.

Entstanden dürfte die Statue nach 1470 sein; sie steht somit stilistisch an der Wende zur Renaissance. Dies läßt sich vornehmlich an der Reckung erkennen. Gotisch hingegen sind die harten Falten, die nicht schön ausgeprägten Schüsselfalten, die leicht angedeutete Kaskade und die hart auffallenden Kehlfalten.

In der rechten Hand hält Maria ein Szepter, in der linken das Jesuskind. Krone und Szepter wurden im Jahre 1762 gestiftet.

36 Ebenda.

37 Robert F. Hausmann, Maria Reinigung in Gleisdorf. Zur Wiederweihe im Mai 1976, in: BlfHK. 50/1976, S. 137–143.

38 StLA, Handschrift 511.

39 M. Buchberger, a.a.O., Bd. 7, 1962, Sp. 67.

Verzeichnis der Piaristen in Gleisdorf:⁴⁰

- P. Cyprianus, Rector* 1749
P. Richardus 1749
P. Marcellinus 1749–1751
P. Urbanus 1749
P. Eugenius 1749–1752
P. Raymundus Hossner 1750–1760, *Rector* 1750–1756 († 1760 V 10)
P. Victor Wallner 1750–1763, *Rector* 1757–1763
P. Ladislaus 1750
P. David 1750–1753
P. Joannes Nepomuk Lobinger 1751–1761
P. Basilius Hohenberger 1751–1758, 1763–1780, 1782–1783 († 1783 VI 23)
P. Philippus 1751–1752
P. Sigismundus 1752–1756
Fr. Simon 1752
P. Matthäus 1752 († 1752 V 11)
P. Adolphus 1753–1754
Fr. Lucas 1753–1756
P. Amandus 1745–1755
P. Ludovicus Villancour 1755–1758
P. Martinus Pfeiffer 1756–1757, 1764, 1775–1776
Fr. Vitus Radendorfer 1756–1757
P. Florian Dalhama 1757
Fr. Valerianus Tomas 1757
P. Honoratus 1758 († 1758 IV 4)
P. Urbanus Ebeseder 1758 (1758 X 18)
P. Igantius Kaufmann 1758
P. Dominicus Langthaller 1758–1761, *Rector* 1785–1788
P. Petrus Reinhart 1758–1761, 1771
Fr. Sebatius Felner 1758–1759, 1771
P. Ladislaus Limroth 1759–1762
P. Fabianus Zankl 1759–1761
P. Hartmannus Frik 1759–1760
P. Casimius Aernher 1759
P. Richardus 1760 († 1760 I 13)
P. Casimirus Herscher 1760
Fr. Emericus Schiffer 1760
P. Lambertus Aninger 1761–1765, 1772, 1782–1813, *Rector* 1792–1806 († 1813 II 11)
P. Laurentius Bistrzixki 1761 († 1761 11 23)
Fr. Petrus Glaminger 1761–1765
P. Aloysius Mauler 1762, 1767–1769, 1780–1781
P. Amandus Miller 1762–1763

40 Das Verzeichnis wurde aus Unterlagen des Provinzarchivs des Piaristenordens in Wien, *Familiae Scholarum Piarum Provinciae Austriae 1749ff*, den einschlägigen Quellenbeständen des Steiermärkischen Landesarchivs und des Diözesanarchivs sowie der Pfarrmatriken des Pfarramtes Gleisdorf zusammengestellt. Die den einzelnen Piaristen beigegebenen Sterbedaten beziehen sich lediglich auf in Gleisdorf bzw. auf Freiberg verstorbene Patres und Fratres.

P. Chrisostomus Starz 1762–1767, 1773
 P. Romanus Walner 1762–1763
 P. Methudius Steiner 1762–1764
 P. Adamus Fortenbach 1763–1773
 P. Augustus Rutheman 1763
 Fr. Daniel Rada 1763
P. Vincentius Domayer, Rector 1764–1766
 P. Crispinus Duscher 1764 († 1764 I 10)
 P. Arsernius Ziegler 1764–1765
 P. Marianus Fellner 1764–1765
 Fr. Cosmas Wilfing 1764–1768, 1780
 P. Alexius Cervelli 1765–1766
 P. Theopilus Ulmarn 1765, 1769–1772, 1775–1793
 P. Salesius Caplaneck 1765
 P. Ambrosius Stumpf 1766–1771
 P. Hilarius Baldermann 1766–1768
 P. Blacidus Much 1766–1768
P. Gilbertus Kirmayer 1766–1767, 1785–1803, *Rector* 1789–1791 († 1804 I 20)
 Fr. Valentinus Schelenbauer 1766–1782
P. Theodosius Stift, Rector 1767–1772
P. Albertus Berger 1767–1768, 1782, *Rector* 1779–1781
 P. Athanasius Frank 1767–1770
 Fr. Elias Cort 1767–1769
 P. Christophorus Kucheli 1767 († 1767 VII 21)
 P. Wilhelmus Kauffer 1768–1769, 1772
 P. Candidus Minixati 1768 († 1768 II 4)
 Fr. Gotthardus Wildmann 1769–1770
 P. Wenceslaus Ledeczky 1770, 1782
 P. Bernadinus Sinn 1770–1771, 1776–1777, 1782, 1792–1794 († 1794 XI 4)
 Fr. Sabinus Schöls 1770–1781
 P. Rudolphus Richter 1771–1773 († 1773 VI 4)
 P. Honorius Scheibel 1772
 Fr. Simom Wirstle 1772, 1782–1784
P. Thomas Leidl, Rector 1773–1778
 P. Hubertus Diviss 1773–1778
 P. Angelus Fritsch 1773–1774
 P. Bernardus Schröfl 1773–1774
 P. Colomannus Willinger 1773–1774
 P. David Nassau 1774–1779
 P. Conradus Schmid 1774–1781
 Fr. Kilianus Bauer 1774–1775
 P. Emericus Polich 1775
 P. Eusebius Glawogger 1775
 P. Barnabas Grus 1776 († 1776 IV 10)
 P. Maximilianus Bianchi 1776 († 1776 XII 19)
 P. Christinus Baumeister 1776
 P. Heliodorus Knur 1777 († 1777 XII 21)

P. Adalbertus Bann 1777
 P. Stanislaus Aichholzer 1778–1781
 P. Clemens Grueber 1778
 P. Augustus Rutflman 1779–1781
 P. Leo Philipp 1779
 P. Rudolphus Talian 1779 († 1779 V 26)
 P. Damasus Kraus 1780
 P. Raymundus Richter 1780 († 1780 IX 11)
 P. Renatus Kutzelnigg 1780–1781, 1787–1799
 P. Hilarius Gileck 1781
P. Sigismundus Reichel, Rector 1782–1784
 P. Michael Schmid 1782–1792
 P. Timotheus Bamberger 1783–1800
 P. Fulgentius Ramler, Professor, 1783 († 1805 IV 28)
 P. Stephanus Bolker 1783
 P. Wolfgang Amon 1784–1786
 Fr. Dismas Berger 1784–1795 († 1795 IV 7)
 Fr. Lucas Bock 1785–1790
 P. Michael Schwertner 1786 († 1786 X 9)
 P. Ludovicus Bertrand Grulich 1787 († 1787 VII 18)
 P. Amadeus Prohaska 1788 († 1788 IX 17)
 P. Damianus Reschen 1794–1797
 Fr. Johannes Kleinwächter 1796–1807
 P. Ubaldu Windhager 1797–1801
 P. Albertus Lichtal 1798 († 1798 I 10)
 P. Damasus Brosmann 1798 († 1798 IX 16)
 P. Remigius Nordeck 1798–1806 († 1806 III 11)
 P. Arnoldus Zailerthal 1799–1800 († 1800 VIII 18)
P. Chrysostomus Dorfner 1801, *Rector* 1819–1823 († 1823 V 29)
 P. Fridericus Parczek 1802 († 1802 VIII 30)
 P. Prosper Jaske 1803 († 1803 XII 31)
 P. Severinus Schuster 1805–1816
 Fr. Josephus Fischer 1805–1810 († 1810 V 18)
 P. Victor Rittersporn 1805 († 1805 II 24)
 P. Alexius Cervelli 1806 (1806 III 30)
P. Rupertus Enk 1807–1818, *Rector* 1807–1813 († 1818 II 3)
 P. Erhardus Rusch 1811–1815 († 1815 I 5)
 P. Josephus Holzmann 1811–1812
 P. Joannes Nep. Gött 1812 († 1812 VIII 21)
 P. Andreas Bolka 1812–1816
 Fr. Samuel von Rosa 1813–1816
P. Aegidius Weber, Rector 1814–1816
 P. Anselmus Kintscher 1815–1816
 P. Wilibaldus Dörschel 1816–1818 († 1821 X 31)
 P. Johannes Nep. Winter 1816–1817
 P. Quirinus Hasel 1817–1818 († 1818 V 6)
P. Cyriacus Schneider, Rector 1818 († 1819 I 5)

Bericht über die Tätigkeit im Bereich Großreifling (1991–1993)

von Adolf Grabner

In der abgelaufenen Periode 1991/92 war die Werbung um vermehrten Besuch des Österreichischen Forstmuseums in Großreifling eine der wichtigsten Aufgaben. Angesichts der Tatsache, daß wir 1992 den 100.000sten Museumsbesucher im Hochsommer erwarteten, war die Werbung darauf ausgerichtet.

Hatten wir uns in den letzten Jahren bei rund 8.000 Besuchern pro Jahr eingependelt, so mußten wir im Vorjahr mit etwa 7.500 Besuchern einen merklichen Rückgang verzeichnen. Das Vorjahresergebnis dürften wir aber heuer dank der Werbung doch wieder erreichen. Die Museumswerbung wird daher beim Museumstag im November in Leoben ein zentraler Punkt werden.

Viel Mühe und Zeit, vor allem auch wegen der behördlichen Hürden, benötigte die Anschaffung und Aufstellung der braunen internationalen Kulturtafeln für das Österreichische Forstmuseum in Großreifling. Drei große Tafeln – im Ausmaß von 150 x 200 cm – durften wir an der Eisen- und Buchauer-Bundesstraße aufstellen und weitere 10 Straßenhinweistafeln in Großformat von Gußwerk über Altenmarkt, St. Gallen, Admont, Hieflau bis zum Präbichl errichten.

Damit sind wir aus der Unübersichtlichkeit der grünen Hinweisschilder weggekommen. Die Kosten für diese Neubeschilderung beliefen sich auf rund S 80.000,- und mußten vom Museum bestritten werden.

Vor Jahren konnten wir ein forstgeschichtlich sehr interessantes Fahrzeug aus den ersten Nachkriegsjahren mit einem später angebrachten Aufbau ankaufen. Das Gerät war schon bei der Erwerbung stark vom Rost befallen und machte nach Jahren ein immer schlechteres Bild.

Es war uns bisher unmöglich, Leute gegen Bezahlung zur Konservierung des Objektes zu gewinnen. Erst heuer zeichnete sich ein Hoffnungsschimmer ab. Nach langem Zureden, nicht zuletzt auch durch den Herrn Bürgermeister, konnten wir zwei Mann für diese Arbeit finden. Nach vier Arbeitsgängen (Entrostung, Rostumwandler aufbringen, Grundierung und Lackierung) steht nun das Raupenfahrzeug mit aufgebautem Kippmast-Seilkran sehr eindrucksvoll vor dem Forstmuseum.

Im letzten Winter entschloß ich mich auch, nach Jahren der Unschlüssigkeit, doch das Hieflauer-Modell in St. Marein, in rund 300 Freizeitstunden anzufertigen. Mit diesem Modell ist nämlich der lange Weg des geschwemmten Kohlholzes schön nachzuvollziehen.

Im Rechenhof landete einst das Schwemmholz, wurde von dort ausgeländet, in kurze Stücke geschnitten und zum Trocknen aufgeschichtet, anschließend verkohlt und die fertige Holzkohle in sicherer Entfernung im Kohlbarren gelagert. Von diesem Vorratslager wurde dann die Holzkohle nach Bedarf zu den Hieflauer Hochöfen geführt, wo sie die Energie für den Schmelzprozeß lieferte.

Dieses „Hieflauer-Modell“ war eines der aufwendigsten Modelle, die ich bisher angefertigt habe.

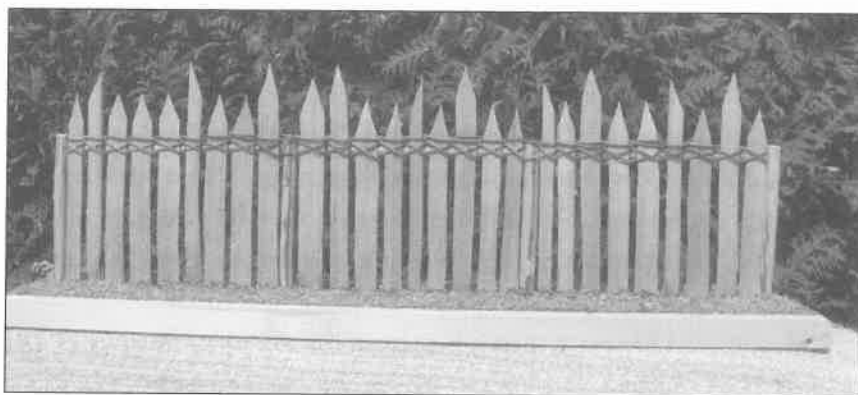
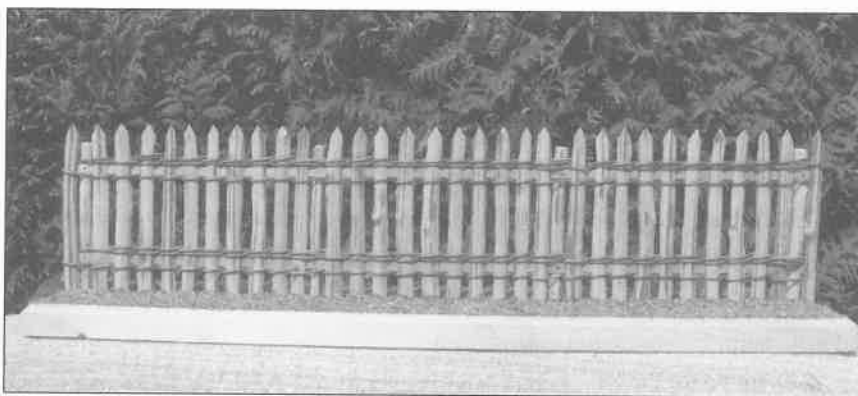
Unter anderem konnte ich heuer auch zwei interessante Neuerwerbungen verzeichnen. Von der Forstlichen Bundesversuchsanstalt in Wien bekam ich die sogenannte „Mariabrunner-Seilwinde“, eine Eigenentwicklung der Anstalt aus den ersten Nachkriegsjahren. Von einem Herrn in St. Michael bei Leoben erwarb ich käuflich eine sehr seltene Stihl-Ablängmotorsäge aus dem Jahre 1953.

Für 1993 wäre der Ausbau eines Medienraumes neben dem Museumsobjekt, im sogenannten Alten Kasten, geplant. Damit wäre es möglich, vor allem Schülergruppen einleitend mit dem Museumsthema vertraut zu machen. Ob die finanziellen Mitteln aufgebracht werden können, weiß ich leider noch nicht.

Die Hauptarbeit im Arbeitsjahr 1992/93 galt wieder ausschließlich dem Österreichischen Forstmuseum in Großreifling.

Die Tatsache, daß ein Museum nur dann attraktiv bleiben kann, wenn es sich stets etwas verändert oder Neues anzubieten hat, war für mich im abgelaufenen Arbeitsjahr von Bedeutung. Das vorrangige Ziel war eine Sonderausstellung im Forstmuseum.

Da im Depot eine Anzahl alter Zaunmodelle aus dem ehemaligen Lehrmittelbestand der Höheren Forstlehranstalt Bruck vorhanden waren, lag es nahe, diese Modelle zu einer Sonderausstellung „Holzzaun“ zu verwenden.



Zaunmodelle.

Im Winter 1992/93 renovierte und ergänzte ich alle alten Modelle, die vor oder nach dem Ersten Weltkrieg entstanden sind. Weiters fertigte ich im gleichen Maßstab Modelle der heute gebräuchlichen (modernen) Zaunformen an. Dies ergab dann einen recht anschaulichen Überblick über den Wandel der Zaunlandschaft in Österreich.

Den 26 alten Zaunmodellen standen schließlich 18 neue Darstellungen gegenüber. Ergänzt wurde die Ausstellung mit umfangreichem Bildmaterial und zwei neuen originalen Zaunabschnitten, wie sie von der Waldbauernvereinigung im oberen Müürztal heute hergestellt werden. Diese erste Sonderaus-

stellung war in der Ausstellungsfläche, wegen der gegebenen Umstände nicht sehr groß, hat aber doch bei den Besuchern reges Interesse geweckt, da insgesamt 56 verschiedene Zaunformen gezeigt wurden.

Die zweite Arbeit war die Umgestaltung der Schaugruppe „Holzschlitten“. Diese wurde erforderlich, weil ich für die Sonderausstellung Platz benötigte. Im Zuge dieser Umstellung gestaltete ich eine neue Schaugruppe „Hunde–Schlittenzug“, wie er im oberen Mühlviertel einst üblich war. Die Gestaltung des Schlittenführers war nicht schwierig, die Anschaffung eines halbwegs entsprechenden Hundepreparates jedoch sehr. Nach längeren Verhandlungen und Feilschen über den Preis, konnte dann doch die Schaugruppe endgültig aufgestellt werden. Diese Gruppe, die sehr realistisch den einstigen Schlittenzug darstellt, hat bei den Besuchern Gefallen gefunden.

Die dritte „Winterarbeit“ war die Gestaltung und Herstellung von vier Ausstellungstafeln – die doppelseitig gestaltet wurden – über das Österreichische Forstmuseum, für diverse Ausstellungen, damit weitere intensive Werbung für das Forstmuseum erfolgt.

Diese Werbeausstellung war aufgestellt in Landl bei einer Autoschau, im Holzkern bei der Grazer Frühjahrsmesse und im Herbst bei der Holzmesse in Klagenfurt.

Zu einer weiteren erfreulichen Entwicklung kam es ebenfalls im Österreichischen Forstmuseum. In der Gemeinde Landl ist seit etwa einem Jahr eine fertig ausgebildete junge „Volkskundlerin“. Frau Mag. Veronika Stangl hat Volkskunde und Publizistik studiert. Aufgrund familiärer Umstände ist sie gewillt, in Landl zu bleiben und eine Halbtagsarbeit in ihrem Fach auszuüben. Dies veranlaßte den Herrn Bürgermeister, Frau Mag. Stangl vorerst bei der Gemeinde und ab Herbst beim Fremdenverkehrsverband bzw. beim Forstmuseum einzustellen.

Das heißt, daß das Forstmuseum ab nun eine Fachkraft mit zehn Wochenstunden zur Verfügung hat. Über den Kostenbeitrag für das Forstmuseum (rund S 100.000,-) muß noch verhandelt werden. Ich hoffe aber, daß dies zu einvernehmlicher Lösung und vor allem Unterstützung durch die Gemeinde Landl kommt.

Frau Mag. Stangl steht nun auch für Museumsführungen, die nicht in die zehn Wochenstunden eingerechnet werden, zur Verfügung. Ihre bisherige Arbeit bestand in der Werbung und in der Organisation und Gestaltung des 1. Museumsfestes in Verbindung mit dem üblichen Konzert der Blasmusik im Rahmen des „Tages der Blasmusik“. Außer dem Konzert gab es neben dem Museum ein Grillfest des „Reiflinger Wirtes“, verschiedene Belustigungen für Kinder und die Vorstellung mehrerer Hobbykünstler aus der Umgebung.

Dieses erste Museumsfest brachte auch eine Reporterin des Steirischen Rundfunks nach Großreifling und ergab schließlich vier kurze Rundfunksendungen über das Österreichische Forstmuseum.

Damit hoffen wir auf einen guten Museumsbesuch für dieses Jahr. Für das kommende Museumsjahr ist wieder eine Sonderausstellung über die Verwendung des Holzes geplant.

Bericht über die Tätigkeit im Bereich Deutschlandsberg 1991–1994

von Werner Tscherne

Ausgrabung einer bronzezeitlichen Siedlung in Deutschlandsberg

Bei den Erdarbeiten zum Bau eines Altenheimes in Deutschlandsberg stieß man auf Spuren einer vorgeschichtlichen Siedlung. Es gelang in Zusammenarbeit mit Herrn Doz. Dr. Hebert vom Bundesdenkmalamt einen Aufschub der geplanten Grabungen zu erreichen. Nur eine etwa 30 cm dicke Erdschicht wurde mechanisch abgehoben, dann wurde händisch weitergearbeitet. Bei den in den folgenden Monaten durchgeführten Grabungen, bei denen die Stadtgemeinde Deutschlandsberg wesentliche Hilfe leistete, wurden die Reste einer bronzezeitlichen Siedlung größeren Ausmaßes freigelegt und vom Bundesdenkmalamt kartographisch und schichtenmäßig aufgenommen. Der Berichterstatter stand dabei in dauerndem Kontakt mit dem Bundesdenkmalamt und der Stadtgemeinde Deutschlandsberg.



Ergrabung einer bronzezeitlichen Siedlung im Bereich des Altenheimes in Deutschlandsberg.

Sichtung des Gemeindearchives Eibiswald

Im Zuge seiner Arbeiten über die Geschichte von Eibiswald befaßte ich mich auch mit dem Marktarchiv Eibiswald. Dieses besteht aus zwei Teilen, dem alten Archiv, in dem sich Unterlagen bis etwa 1920 befinden, und dem neuen Archiv, das sich aus verschiedenen Akten zusammensetzt. So befinden sich im neuen Archiv sowohl neuester Bestand des Marktes Eibiswald als auch die Marktrichterprotokolle seit 1780 und andere Unterlagen aus dem 19. Jahrhundert. Beide Archive sind räumlich voneinander getrennt untergebracht. Das alte Archiv befindet sich in einem etwas schwierig zugänglichen Dachboden eines alten Hauses, das angeblich nächstes Jahr demoliert werden soll. Das neue Archiv ist auf dem Dachboden des jetzigen Gemeindeamtes zu finden. Es gelang, die Marktge-

meinde Eibiswald von der Bedeutung des alten Archives zu überzeugen, so daß es entweder in einem neu adaptierten Raum beim neuen Archiv untergebracht oder dem Steiermärkischen Landesarchiv übergeben werden wird. Der Verfasser ist bemüht, letztere Lösung zu ventilieren, da sie ihm auf Dauer als beste erscheint. Es sei nur am Rande bemerkt, daß sich die Arbeit in beiden Archiven zeitraubend gestaltete. Beide Archive wurden in großen Zügen geordnet und dabei vor allem die Marktrichterprotokolle von 1860 bis 1910, die nur auf losen Papierbögen geführt wurden und daher nur mehr zum Teil vorhanden sind, zusammengereiht und neu geheftet.

Zur Beratung der Pfarre St. Peter im Sulmtal

Auf Ersuchen der Pfarre St. Peter beriet ich diese bei der Abfassung einer Festschrift. Auch wurde von ihm das Pfarrarchiv, das eine Reihe alter Urkunden enthält, durchgesehen und geordnet.

Im Zuge seiner Arbeit über die Geschichte des Marktes Eibiswald konnte der Verfasser in Zusammenarbeit mit Herrn HOL Herbert Blatnik und Herrn OSR Dir. Franz Kraus eine Reihe von Nachrichten und Urkunden sicherstellen. Personen wurden interviewt und darüber Protokolle aufgenommen. Es zeigte sich deutlich, wie einschneidend der stattfindende Generationenwechsel ist, und wie wichtig es erscheint, mündliche Aussagen festzuhalten. Nicht zuletzt möchte ich auf den Zustand der Wallfahrtskirche St. Anton am Bachholz in der Nähe des Radlpasses hinweisen, der dringend eine Renovierung verlangt, die Anliegen des ganzen Bezirkes sein müßte.

Bericht über die Tätigkeit im Bereich Trautenfels

von Volker Hänsel

Die Renovierung von Schloß Trautenfels

In den letzten Jahren lag ein Schwerpunkt unserer Tätigkeit bei den Bau- und Restaurierungsarbeiten im Schloß Trautenfels, die bis zur Eröffnung der Steirischen Landesausstellung 1992 „Lust und Leid – Barocke Kunst, barocker Alltag“ abgeschlossen sein mußten.

In den Jahren 1984–1990 wurden die Außenrenovierung, die Neueindeckung des Daches mit Lärchenschindeln sowie die statische Sanierung von Fußböden im 2. Obergeschoß durchgeführt. Im Herbst 1990 begannen die umfangreichen Um- und Einbauten sowie Restaurierungen im Schloßgebäude und im Kapellenbereich, die hier nur in Stichworten angeführt werden sollen:

Einbau eines zweiten Stiegenhauses und des Liftes, Freilegung des kleinen Lichthofes durch Entfernung von fünf Zwischendecken und von Abmauerungen, Erneuerungen der Lichthofabdeckungen, Gestaltung der Eingangs- und Ausgangsbereiche, Einbau von WC-Anlagen; Installierung einer Heiz/Temperieranlage, Erneuerung der Elektroinstallationen, Einbau einer Brandmelde- und einer Alarmanlage; Bau eines Werkstätentraktes; Restaurierung des Kapellen- und Torgebäudes einschließlich der Inneneinrichtung (Altar, Deckengemälde von C. Tencalla, Kirchengestühl); Ausbesserung schadhafter Basteimauern und Sanierung der Brücke.

Einen umfangreicheren Bericht („Die Generalsanierung von Schloß Trautenfels“) bietet Wolfgang Otte im Jahresbericht 1992 des Landesmuseums Joanneum, Neue Folge 22, Graz 1993, S. 265–285.

Zur Geschichte von Schloß Trautenfels

Während der Bau- und Restaurierungsarbeiten erfolgte eine begleitende Bauuntersuchung durch Dr. Gerhard Seebach, Wien. Er konnte Mauerpartien der ersten Bauphase feststellen, die noch vor die Mitte des 12. Jahrhunderts zurückreichen. Die ersten Ergebnisse seiner Untersuchungen konnten ebenso wie umfangreiche historische und kunsthistorische Beiträge im Heft 22 der *Kleinen Schriften* der Abteilung Schloß Trautenfels veröffentlicht werden: Walter Brunner – Barbara Kaiser, Schloß Trautenfels, 132 Seiten. Inhalt: „Die Burg Neuhaus und ihre Besitzer bis 1664“ von Walter Brunner, „Die Familie Trauttmandorff als Besitzer von Trautenfels, 1664–1815“ von Helga Schuller, „Die Besitzer von 1815 bis zur Gegenwart“ und „Neuhaus/Trautenfels als Sitz einer Grundherrschaft“ von Walter Brunner, „Die mittelalterlichen Bauteile des Schlosses Trautenfels“ von Gerhard Seebach, „'Gemäldepoesie, Leihgemälde und eingeblümte Zierwerk' – Die Deckengemälde in Schloß Trautenfels oder wie die Pomeranzen ins Ennstal kamen“ von Barbara Kaiser, „Zur Architektur der Generalsanierung“ von Manfred Wolff-Plottegg und „Die Temperieranlage“ von Florian Hölzl.

Entdeckung von Gemälden aus dem späten 16. Jahrhundert

Bei der Sanierung der letzten Räume im östlichen Zwischengeschoß kamen im Herbst 1992 Reste von Malereien zum Vorschein. Nach Probefreilegungen durch die Arbeitsgemeinschaft für Restaurie-

rung und Konservierung, Heinz Leitner/Obdach, kann folgendes zu dieser Raumgestaltung des späten 16. Jahrhunderts gesagt werden:

Es handelt sich um einen zweijochigen, tonnengewölbten Raum mit Stichkappen, die Gewölbeansätze ruhen auf pfeilerartigen Vormauerungen. Der Raum, der zur Zeit der Jugendherberge in vier kleine Räume unterteilt wurde, zeigt beim jetzigen Eingang an der Westseite Reste einer alten Leibung, des vermutlich ursprünglichen Zuganges. Darüber befindet sich das Hoffmannsche Wappen, das die Datierung der Malerei ins dritte Drittel des 16. Jahrhunderts nahelegt.

Die Wände und die Decke sind mit einer stuck- bzw. steinimitierenden Dekoration versehen, die in einer einfachen Schablonentechnik ausgeführt ist. Die erste freigelegte Lünette zeigt einen Ausblick in eine duftig gemalte Landschaft, der Ausblick ist umrahmt von illusionistischer Architektur, die eine reich gegliederte Steinstuckrahmung und eine Brüstungszone im Sockelbereich aufweist (s. Abb.).



Freigelegte Lünette mit Landschaftsdarstellung.

Da die Freilegungsarbeit, sollte sie ohne wesentliche Verluste ausgeführt werden, sehr zeitaufwendig und kostspielig sein wird (Voranschlag ca. 2,7 Mill. S), wird die Restaurierung nur schrittweise erfolgen können und erst in einigen Jahren vollendet sein.

Die evangelische Kirche Neuhaus

In den Jahren 1991 und 1992 konnten die Reste der 1599 zerstörten evangelischen Kirche Neuhaus unter der Grabungsleitung von Dr. Diether Kramer freigelegt und die konservierten Grundmauern in die Gestaltung einer Gedenkstätte einbezogen werden. Zur Fertigstellung ist das Heft 23 der *Kleinen Schriften* der Abteilung Schloß Trautenfels erschienen: Ernst-Christian Gerhold – Johann Georg Haditsch (Hrsg.), *Evangelische Kirche Neuhaus–Trautenfels (1575–1599)*, 60 Seiten, mit Beiträgen von Dieter Knall, Ernst-Christian Gerhold, Rudolf Leeb, Walter Stipperger, Diether

Kramer, Gernot Axmann, Karl Friedrich Gollmann, Anton Reithofer – Günther Schelling und Johann Georg Haditsch.

Erwerbung eines Teiles des Nachlasses von Dr. Karl Haiding

Der wissenschaftliche Nachlaß des Gründers und langjährigen Leiters des Museums Trautenfels, Honorarprofessor Dr. Karl Haiding, kam vertragsgemäß nach seinem Tode an das Salzburger Landesinstitut für Volkskunde. Es handelt sich dabei vor allem um das umfangreiche Archiv der Forschungsstelle „Spiel und Spruch“, die K. Haiding zwischen 1942 und 1945 geleitet hatte¹. Tagebücher, verschiedene Aufzeichnungen und Fotografien (Negative und Positive) waren offensichtlich ausgenommen. Nachdem schon die den Bezirk Liezen und das Museum Trautenfels betreffenden Unterlagen, die im Eifer der Übersiedelung nach Salzburg gekommen waren, wieder nach Trautenfels zurückgeholt werden konnten, ergab sich nach dem Tode von Frau Erna Haiding die Möglichkeit, den restlichen wissenschaftlichen Nachlaß von den Erben zu erwerben und in das „Archiv Haiding“ in Trautenfels einzugliedern.

Veröffentlichungen 1993

Hubert Preßlinger – Hans Jörg Köstler (Hrsg.), Bergbau und Hüttenwesen im Bezirk Liezen. 132 Seiten, mit Beiträgen von Clemens Eibner, Hans Jörg Köstler, Katharina Krenn, Hubert Preßlinger, Walter Prohaska, Franz Stadler, Anton Streicher und Georg Walach. (= Heft 24 der *Kleinen Schriften*).

Wolfgang Otte, Ein Blick ins Ausseer Land. Aus Albert Rastls Fotoalbum, 48 Seiten, 74 Schwarzweiß-Abbildungen, die A. Rastl zwischen 1930 und 1970 aufgenommen hat (= Heft 25 der *Kleinen Schriften*).

Volker Hänsel und Diether Kramer (Hrsg.), Die Zwerge kommen!, 240 Seiten mit 21 Beiträgen (= Band 4 der Schriftenreihe der Abteilung Schloß Trautenfels am Landesmuseum Joanneum).

¹ Vgl. Doris Sauer, Erinnerungen: Karl Haiding und die Forschungsstelle „Spiel und Spruch“ (= Beiträge zur Volkskunde und Kulturanalyse, Bd. 6), Wien 1993, 229 Seiten.

Bericht über die Tätigkeit im Bereich St. Johann bei Herberstein (1991–1993)

von Gottfried Allmer

Veröffentlichungen: Kirchenführer für Straden (1991), Holleneegg und Pöllau (1992). — Ortsgeschichten für Greinbach (1992), Dienersdorf und Pöllau (1993). — Beiträge zu Festschriften: 500 Jahre Tobelbad (1991) und 950 Jahre Pischelsdorf (1993). — Gestaltung der Ausstellung „Remigius Horner und Pöllau“ im Museum Pöllau mit Katalog (1993). — Beitrag zur 100-Jahr-Feier der Freiwilligen Feuerwehr Stubenberg (1993). — Beiträge für den Katalog der Landesausstellung auf Schloß Trautenfels (1992).

Beratende Tätigkeit: Neue Tracht der Musikkapelle St. Johann bei Herberstein (1991). — Renovierung der Rosalienkapelle St. Johann bei Herberstein (1993). — Neubau der Orgel der Wallfahrtskirche Maria Fieberbründl (1991/92).

Sammlungstätigkeit: Die Ortsbildsammlung für St. Johann bei Herberstein und Maria Fieberbründl konnte erweitert werden, es wurden durchwegs Reproduktionen hergestellt und die Originale den Eigentümern belassen. — Die Notensammlung im Pfarrarchiv (1 Schubert) mit Beständen aus dem 19. Jahrhundert (Handschriften) wurden vom Notenkasten am Orgelchor, der öffentlich zugänglich ist, ins Pfarrarchiv St. Johann bei Herberstein überstellt, eine genaue Aufnahme steht noch aus.

Bericht über die Tätigkeit im Bereich Semriach 1992/93

von Robert Hesse

Das im Jahre 1962 von mir entdeckte und an Ort und Stelle als Freilichtmuseum belassene römische Hügelgrab am Krienzerkogel (publiziert im Mitteilungsblatt der Korrespondenten der Historischen Landeskommission 4, 1991) ist durch das Bundesdenkmalamt unter Schutz gestellt worden. Durch dieses Verfahren fühlte sich der bislang durchaus gutwillige junge Besitznachfolger schlecht behandelt. Ein von ihm im Anhörungsverfahren gestelltes Ansinnen auf eine einmalige Zahlung von S 100.000,- ist verständlicherweise abgelehnt worden. Der Bescheid enthält leider keine Angaben über das Ausmaß der freizuhaltenden Fläche, so daß der Bauer durch die Bepflanzung mit einer Fichtenkultur bis an den Rand des Hügels heran einen unfreundlichen Akt gesetzt hat. Ich habe leider erst nachträglich von der Unterschutzstellung erfahren, so daß ich nicht mehr vermittelnd eingreifen konnte. Die Marktgemeinde Semriach zahlt dem Besitzer schon seit längerem eine jährliche Entschädigung von S 1.000,- für das Begehen der Wiese. Die Verhandlungen über die Entfernung bzw. das

Versetzen von ca. 120 Jungfichten gestalten sich sehr schwierig. Die Bäume würden in wenigen Jahren nicht nur den Zugang, sondern auch den Anblick des Römergrabes wesentlich beeinträchtigen.



„Fronkasten“ in Semriach.

Den Nachweis des historischen Silberbergbaues knapp 1 km im Südwesten des Marktes konnte ich durch Vermessung der Abraumhalden erbringen. Der etwa 200 m lange Geländeeinschnitt mit den vermuteten Stollen ist zu Anfang des 19. Jahrhunderts mit Abraummaterial ausgefüllt und seither landwirtschaftlich genutzt worden. Anlässlich des Einbaues eines Großwasserbehälters stieß man dort in 3,60 m Tiefe auf die alte Kulturschicht. Die Freilegung auch nur einer Stollenmündung ist aus wasserrechtlichen Gründen nicht möglich, weil dort von Anrainern und Zweitwohnungsbesitzern längst alle mehr als 10 Wasser-Austrittsstellen als „Quellen“ gefaßt worden sind. Das darunter im Talboden nahe Semriach befindliche stockhoch gemauerte Verweserhaus (als welches ich das ehemalige Bauernhaus vlg. Scheibl mit zwei saalartigen Räumen von 9 x 6 m und zahlreichen Nebenräumen erkannt habe) wurde vom Besitzer abgebrochen, weil er gleich daneben sein neues Wohnhaus gebaut hat. Es hätte ein ideales Bergwerkmuseum mit Ausstellungsräumen werden können. Aus der Zeit des vermutlich bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts währenden Bergbaues stammt – an einer sekundär angebrachten Kratzputzumrahmung des nordseitigen Fensters datierbar – auf halber Höhe ein kleineres Steingebäude, mit Keller und einem Lagerraum in der vom Berg aus zugänglichen Stube. Am linken der zwei Giebfenster ist zu erkennen, daß sich dort ursprünglich eine nach außen zu öffnende Tür befand, durch die das eingelagerte Material (silberhaltiges Bleierz) in ein vorgefahrenes Fahrzeug abgeworfen werden konnte. Es handelt sich mit großer Wahrscheinlichkeit um einen „Fronkasten“, der bis zum Ende des letzten Krieges als Knechtwohnung für ein im Jahre 1812 erbautes Bauernhaus gedient hat. Dieses ist aber infolge von Setzungen im planierten Gelände seit Jahren verlassen. Der Fronkasten (zur Aufnahme der 10% Abgabe an den Landesfürsten) steht auf festem Untergrund. Der Ankauf dieses letzten Zeugnisses eines einst blühenden Silberbergbaues wäre sinnvoll. In diesem Zusammenhang suche ich nach Beweisen für meine Theorie, daß sich der Sitz des Berggerichtes „Zuckenhut“ (für die mittlere und östliche Steiermark von Neuberg über Pöllau bis

Übelbach) zumindest bis 1462 in Semriach befunden hat. Der größte der altüberlieferten 4 Salzburger Zehenthöfe führte damals (und auch noch später) den Namen „Zuckenhut“, ursprünglich vermutlich der Name des Bergrichters. Und außerdem: Wozu wäre der „Galgen“ nötig gewesen, der sich nachweislich oberhalb Semriach nahe dem Haus des späteren Gerichtsdieners befunden hat, wo doch der Semriacher Marktrichter die „Malefizfälle“ immer an das Landgericht in Graz einzuliefern hatte? Der Gewalthaber für alle, die in irgendeiner Weise mit dem Bergbau zu tun hatten, konnte nur der Bergrichter sein.

Von der durch die Kirchgrabung 1986 ermittelten Chorquadratkirche mit frühgotischem Erweiterungsbauteil (nur um 6 Meter kürzer als die Gesamtlänge der heutigen Kirche) – publiziert in der ZHVStmk. 1987 – habe ich zwei Modelle angefertigt, deren sonstige Maße der romanischen Gesetzmäßigkeit entsprechen (zweimal das Quermaß des Chorquadrates = Breite = Höhe des Kirchenraumes). Der frühere Turm befand sich an der Südseite, wo die Grundierungsquader entnommen und durch Schotter ausgefüllt waren, während gegenüber an der Nordseite die Grundmauer die gleiche Breite, Dicke und Machart aufwies. Die im Kirchenboden neu entdeckten Marmorsteine (darunter eine vollständige Giebelstele 180 x 75 cm, die Oberteile von zwei gleichartigen Giebelstelen mit fragmentarischer Inschrift, ein Steinfragment mit zierlicher Mädchengestalt) sind nunmehr im „Lapidarium“ im Untergeschoß des Kirchturmes aufgestellt und frei zugänglich. Der Kirchenhügel – zweifellos handelte es sich um eine Wehrkirche – muß schon vor dem Bau der ersten romanischen Kirche (um 1050) in Richtung Westen, gegen die heutige Volksschule, aufgeschüttet worden sein. Eine 5 Meter tiefe Suchgrabung zwischen Westportal und Volksschule könnte Klarheit darüber bringen, ob sich etwa in diesem Bereich jene römische Gedächtnisstätte befunden hat, von welcher die Marmorsteine stammen.

Wegen der geschwundenen Aussicht auf ein noch von mir einzurichtendes „Heimatmuseum“ habe ich die von mir in 40 Jahren zusammengetragenen qualitätsvollen Objekte einstweilen in einem Raum der Hauptschule eingelagert, wo sie für kleinere Spezialausstellungen und zu Lehrzwecken zur Verfügung stehen.

Ein Zunftbuch mit Handwerksordnung der Semriacher Schneider von 1677 bis 1854 aus dem von mir betreuten Semriacher Archiv könnte publiziert werden.

Aus einem in meinem Besitz befindlichen Tagebuch eines Grazer Gymnasiasten, der 1860 zu Fuß über Leoben, Admont (vor dem Brand) das Salzkammergut nach Salzburg und München wanderte, werden seine sehr instruktiven und launigen Schilderungen über den steirischen Anteil mit Kommentar in den Blättern für Heimatkunde erscheinen. Weitere interessante Höhepunkte seiner Reise sind eine abenteuerliche Besteigung des Salzburger Schafberges, Salzburg am Tage der Eröffnung der Eisenbahn nach München durch die gekrönten Häupter, der Salzbergbau Reichenhall und München.

Ein Semriacher Kirchenführer, die Burgen und zahlreichen Wehranlagen um Semriach und der Semriacher Silberbergbau an bisher unbekanntem Orten sind weitere von mir bearbeitete Themen.

Bericht über die Tätigkeit im Bereich Eibiswald

von Herbert Blatnik

Das Jahr 1993 stand ganz im Zeichen der Öffentlichkeitsarbeit. Das heißt, ich beschloß erstmals, altes, interessantes Schrifttum des Steiermärkischen Landesarchivs durch unserem Museumsverlag zu veröffentlichen. Es handelte sich dabei um die Mappe „Der Koralmbauer“, die im Archiv der Jugendbewegung (Schuber 50) eingeordnet war und für unsere Region wichtige Informationen beinhaltet. Entscheidend für dieses Projekt war die Hilfe von Dr. Walter Brunner, der meinte, es sei auch im Sinne des Steiermärkischen Landesarchivs, derartiges Schrifttum der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Von 1921 bis 1931 wurde das Manuskript vom Schulleiter Karl Stöffelmayr unter der Aufsicht von Viktor v. Geramb verfaßt. Es ist eine großartige Sammlung von geschichtlichen und volkskundlichen Themen zum Brauchtum und Volksleben in der Koralpe. Als Publikationsbasis erschien mir der 1992 gegründete Verlag Lerchhaus, ein Eigenverlag unseres Museums, am besten geeignet, obwohl das Risiko dafür nicht gering war. Fachleute in Graz meinten, daß erst bei einer Auflage von über 1.000 Stück ein bescheidener Gewinn zu erwarten war und auch nur dann, wenn die ganze Auflage innerhalb eines Jahres zu verkaufen war.

Das bedeutete für alle, die an der Publikation mitarbeiteten, das Buch so attraktiv wie möglich zu gestalten, daß es von den Lesern sofort angenommen werde, was auch gelang. Dabei kam uns auch zugute, daß die Eibiswalder Sagenforscherin Isabella Wippel 60 Seiten des Buches zur Verfügung bekam, um ihre in den letzten Jahren erforschten Bergsagen veröffentlichen zu können. Außerdem stellte ich dem Stöffelmayr-Block einen von mir verfaßten historischen Teil voran, der sich mit der Situation des südweststeirischen Grenzlandes in den 20er-Jahren befaßt.

Als kurze Leseprobe wählte ich aus dem historischen Teil das Kapitel „Hauptmann Theiler“.

... Schließlich müssen wir noch eines tapferen K.K. Offiziers gedenken, der auf den Lauf der Dinge wesentlichen Einfluß hatte: Hauptmann Josef Theiler! Als Angehöriger der „Kaiserschützen“ abgerüstet, wurde er im November 1918 mit einer ganz heiklen Aufgabe betraut. Er sollte einer der Kommandanten des in Windeseile aufgestellten Grenzschießbataillons Nr. 12 werden und den Abschnitt vom Radlpaß bis St. Lorenzen bewachen. Die Truppen des slowenischen Majors Majster versuchten nämlich mehrmals, in das Eibiswalder Becken einzudringen, hauptsächlich wegen des Charlotte Marie-Schachtes in Hörmsdorf. Es kam tatsächlich zu kleineren Kampfhandlungen in den ersten Wochen.

Es war ganz klar, daß unseren Grenzbauern damals einiges erspart blieb, weil Hptm. Theiler mit seiner relativ gut bewaffneten und kampferprobten 3. Kompanie die Grenze bewachte. Ein interessantes Detail ist uns noch aus diesen Tagen überliefert: Theiler bot einmal dem Militärkommando in Graz an, das Drautal zu erobern, um das linke Drauufer zur neuen Staatsgrenze zu machen. Es wäre ihm vielleicht gelungen, wenn die damalige Landesregierung nicht gegen diese Pläne protestiert hätte. Außerdem wäre er nicht alleine gewesen. Eine etwa 300 Mann starke „Akademische Legion“ war von Kärnten aus schon ins Drautal vorgedrungen, wurde aber auch nach ein paar Tagen von einem Beamten der Steiermärkischen Landesregierung „zurückgepfiffen“.

Als der Winter kam, quartierte Theiler seine Soldaten bei Bauern ein, die meisten in der Umgebung von St. Lorenzen. Beim Messnerbauern war sein Feldquartier, im ehemaligen Gewerkehaus des Eibiswalder Stahlwerks, im Einfaltheus, war das Hauptquartier.



Hauptmann Theiler (re) im Jahre 1937 als Jugendführer. Er spricht gerade mit seinem Freund Oberlehrer Ferdinand Fauland, der durch seine Erzählungen über die Weststeiermark bekannt wurde.

Sein Sohn, Herr Ing. Gerhard Theiler in Graz, erzählte uns, was sein Vater an der Grenze erlebte: „Mein Vater bekam von Wien den Befehl, mit seiner Kompanie die Linie Wies – Pöfling–Brunn – Sulmtalbahn bis Leibnitz zu sichern, weil hier in der Nähe der Grenzverlauf sein sollte.

Als mein Vater mit seinen Soldaten in Wies aus dem Zug stieg, sah er, daß die Koboldhöhe zwischen Wies und Eibiswald für eine Staatsgrenze strategisch sehr ungünstig war. Der gebürtige Tiroler dachte eben, daß eine Grenze dort verlaufen müsse, wo sich die höchste Bergkette dafür anbot, und das war die Linie Kapuner–Radl. Er marschierte also sofort in das Sauggautal weiter und war überrascht, daß hier noch alle deutsch sprachen. Noch überraschter waren aber die Eibiswalder, als sie hörten, daß sie nach den Vorstellungen der Wiener provisorischen Regierung zum neutralen Gebiet gehören sollten, um das noch verhandelt wurde!

Theiler besetzte sofort die Linie Kapuner–Radl–St. Lorenzen und wartete sogar auf den Befehl, ins Drautal weiter vorzudringen, nachdem er erfahren hatte, daß auch dort viele Deutsche lebten. Dieser Befehl kam natürlich nie. Als er eigenmächtig etwas unternahm, wurde er von Regierungsbeamten auf das gröbste beleidigt. (Dies war auch der Grund dafür, daß er 1922 nach dem Ende seiner Mission nicht zum Bundesheer übertrat.)

Noch größer war sein Ärger, als er erfuhr, daß sich sogar Major Majster schon darauf einstellte, daß im Drautal die Grenze verlaufen sollte, dies aber durch einen Handel zwischen der steirischen und slowenischen Landesregierung verhindert wurde. Angeblich gingen slowenische Lebensmittellieferungen in die hungernde Obersteiermark zum Preis dafür, daß das Drautal slowenisch werden sollte.

Die Männer Theilers erfuhren gleich nach ihrer Ankunft im Sauggautal, daß sich im Hörmsdorfer Kohlenrevier noch eine andere Gefahr zusammenbraute: Dort arbeiteten viele slowenische Hauer, die

eine subversive Gruppe bildeten und alles unternahmen, daß der für die damalige Zeit lebenswichtige Charlotte Marie–Schacht mit einem Großteil des Saggautales zu Slowenien kam. Als Theiler diesem Spuk ein Ende setzte, waren einige von ihnen schon bewaffnet, und es gab bereits Schlägereien mit den Hörnsdorfern.

Im Winter 1918/19 mußten die Grenzsoldaten noch sehr wachsam sein, weil immer wieder slowenische Gruppen versuchten, in das Saggautal einzudringen. Ihr großer Vorteil war die Dankbarkeit der Bauern. Sie gaben ihnen alles, was sie brauchten, sogar Leintücher für die Winterarnung und vor allem Werkzeug, mit dem sie sich Unterstände bauen konnten. Einige dieser Erdbunker im Kotterwald waren noch bis zum Zweiten Weltkrieg intakt und beliebte Spielplätze für die Buben.”

Es ist schade, daß uns Stöffelmayr selbst nur wenig über diese Ereignisse hinterlassen hat. Überhaupt gibt es noch keinen zusammenfassenden Bericht, was sich alles in diesem Raum von 1918 bis 1922 abgespielt hat. Jedenfalls war es weit mehr, als wir uns überhaupt vorstellen können. So schreibt z.B. der Eibiswalder Arzt Dr. Unger für einen Artikel der Weststeirischen Rundschau im August 1931: „Im Jahre 1920 war zwar die Radlgrenze mit russischen Wrangelsoldaten besetzt, aber die taten ihren Dienst und belästigten niemanden, der sich vorschriftsmäßig ausweisen konnte.“ Von welchem Dienst ist hier die Rede? Und wie kommen die russischen Soldaten an diese Grenze? Wir wissen, daß der weißrussische General Wrangel nach 1920 mit einigen tausend Soldaten sein Land verlassen mußte, weil sie gegen die Bolschewiken verloren. Vermutlich wurden danach einige dieser „arbeitslosen“ Soldaten von den Serben zum Grenzdienst bestellt.

Diese Aussagen von Herrn Theiler decken sich genau mit denen von Herrn OSR Hans Wippel, der mit alten Hörnsdorfern darüber gesprochen hatte und den Sachverhalt auch so geschildert bekam.

Im Besitz der Familie Theiler in Graz befindet sich übrigens ein interessantes Dokument: Vier, von Hauptmann Josef Theiler handgeschriebene Seiten, leider ohne Datum, aber vermutlich aus dem Jahr 1919. Es handelt sich um eine Bittschrift an die alliierte Grenzkommission und an die österreichischen Verhandlungsteilnehmer. Das Schreiben ist für uns von großer Bedeutung, weil es gut die Situation des Grenzlandes in dieser Zeit widerspiegelt:

„Wunsch der Gesamtbevölkerung Weststeiermarks bzw. der Südgrenze.

Die Bewohner des Marktes Eibiswald, im südlichen Teil der Weststeiermark gelegen, haben an der Festsetzung der Südgrenze Steiermarks erhöhtes Interesse, da der Ort nach den bisherigen, allerdings dehnbaren und unklaren Bestimmungen des Friedensvertrages unmittelbar an die Grenze verschoben erscheint.

Wir erwarten daher von den Vertretern Deutschösterreichs in der Grenzbestimmungskommission energisches und großzügiges Eingreifen, um die Weststeiermark vor vollkommener wirtschaftlicher Erdrosselung zu retten. Die Vertreter der fünf Großmächte sind mit derartigen Vollmachten ausgestattet, daß sehr viel von der Geschicklichkeit und dem zähen und energischen Auftreten unserer Vertreter abhängen wird, umso mehr, da sich seit Verlautbarung des Friedensvertrages bereits derart verschiedenste Folgen eingestellt haben, die bestimmt von unseren Feinden nicht geahnt wurden.

Auch in unserer Gegend kommen immer mehr zur Erkenntnis, daß sie durch den Vertrag von Saint Germain einen lebensunfähigen Torso geschaffen haben, der durch seine unnatürliche Begrenzung und die wirtschaftlichen Drosselungen in so trauriger Lage ist, daß er nicht nur nie imstande sein wird, die von ihm geforderten Entschädigungen zu leisten, sondern noch viel mehr von jenen, die er

entschädigen sollte, künstlich am Leben erhalten werden muß. In seiner heutigen Gestalt wird Deutschösterreich stets eine schwärende Wunde im Wirtschaftskörper Europas darstellen, die stets Anlaß zu Störungen geben wird.

Der Grenzkommision ist die Möglichkeit geboten, durch Grenzbestimmungen, die der Natur der Sache und nicht blindwütenden Hetzen entspringen, einen Teil der Fehler von Saint Germain zu heilen und wenigstens die Weststeiermark vor elender Verarmung zu bewahren.

Die wirtschaftlich und strategisch einzig mögliche Grenzlinie bildet das Bacherngebirge mit einem Brückenkopf bei Marburg, der die Ortschaften Rothwein, Roßwein und Kötsch umfaßt, und dort zur Pößnitz und weiter zur Mur südlich Radkersburg führt. Wir müßten hierbei noch auf zahlreiche deutsche Sprachgebiete wie Cilli, Windisch-Graz, Gonobitz, Weitenstein, Rohitsch-Sauerbrunn, Windisch Feistritz, ... Pettau, Friedau und Luttenberg, lauter Stätten jahrhundertealter deutscher Kultur, verzichten.

Das Drautal als Ganzes gehörte seit jeher zum nördlichen Wirtschaftsgebiet der Steiermark und ist auch als Querverbindung nach Kärnten aus Verkehrsrücksichten unbedingt nötig. Der slowenische Teil der Bevölkerung des Drautales ist durchwegs deutschfreundlich gesinnt und seit altersher auf den wirtschaftlichen Verkehr mit den rein deutschen Gebieten eingestellt. Die Gewaltherrschaft des letzten Jahres vermochte in der Gesinnung der Bevölkerung wenig zu ändern, sie hat lediglich einzelne Charakterlumpen in die Höhe gebracht, deren Stellung einzig und allein nur auf Gewalt beruht und die vom Großteil der Bevölkerung verachtet werden.

Im Süden der Steiermark gibt es keine ausgesprochene Sprachgrenze, es zieht sich vielmehr ein gemischtsprachiger breiter Streifen von Ost nach West. Das Bacherngebirge teilt diesen Streifen ungefähr in die Hälfte und bildet auch gleichzeitig die wirtschaftliche Scheidewand zwischen Nord und Süd und ist so die einzige von der Natur vorgezeichnete Grenze.

Sollte jedoch die Bachernlinie unerreichbar sein, bleibt nur mehr die Draulinie, wodurch uns wenigstens der Nordteil des Drautales als Querverbindung bleibt. Die Draulinie bildet auch deshalb die letzte Grenzlinie, weil sie den Ausbau der dringend nötigen Radlbahn ermöglicht, die die Weststeiermark mit der Mur verbindet.

Ohne diese Bahnlinie muß unser Landesteil wirtschaftlich vollkommen verkümmern, weil die bestehenden Verbindungen infolge ihrer großen Umwege nicht in Betracht kommen.

Die heutigen hohen Frachtkosten werden die Industrie zwingen, ihre Stätten in der Umgebung ihrer Kraftquellen, der Kohlenbergwerke, aufzuschlagen. Hand in Hand damit muß natürlich der Ausbau einer leistungsfähigen Bahnlinie gehen, die den Export ermöglicht. Auf diese Weise sieht das Wieser Kohlenbergwerk einer großen Zukunft entgegen.

Es hieße Selbstmord begehen, würden wir uns nicht mit aller Macht für eine derartige Grenzlinie einsetzen, die uns die unbedingt nötige Entwicklungsmöglichkeit zum Leben bietet. Auch würde uns die Draulinie gemeinsam mit den Jugoslawen die Ausnutzung der weißen Kohle, der Wasserkräfte der Drau, gestatten, die für Deutschösterreich von großer Bedeutung sind, als wir außer den steirischen Kohlewerken über keine weiteren bedeutenden Kohlevorkommen verfügen.

Die Drau ermöglicht die Ausnutzung von rund 300.000 Pferdekräften. Nur durch die Heranziehung dieser Wasserkräfte werden wir in die Lage versetzt, an den Wiederaufbau zu schreiten, da wir infolge unseres Kohlemangels sonst in steter Abhängigkeit vom Ausland blieben, unser Bettlerdasein

nie abschütteln könnten und der Entente auf bleibende Zeiten zur Last fallen müßten – beiden Teilen zum Schaden und keinem zum Nutz.

Zur wirksamen Vertretung der Interessen Weststeiermarks stellen wir auch die Forderung, daß Herr Direktor Steiner der Graz–Köflacher Bahn der Grenzbestimmungskommission beigezogen werde.

Aus den kurz angedeuteten Gründen, die berufener Federn auch schon eingehender dargelegt haben, bitten wir die Vertreter in der Grenzkommission des Stiefkindes Weststeiermark nicht zu vergessen und keine Mittel unversucht zu lassen, um uns vor der drohenden Verarmung zu bewahren.”

Dieses Schreiben wurde noch in die englische Sprache übersetzt und den Mitgliedern der Grenzkommission überreicht. Leider wissen wir nicht, von wem und wann das genau geschah, wir kennen nur das Resultat: Vergebliche Mühe!

Arbeitstagung der Korrespondenten vom 23. bis 25. September 1993 in Eibiswald

Als auf der Korrespondententagung 1992 der weststeirische Grenzort Eibiswald als nächster Tagungsort auserkoren wurde, war u. a. die Nähe des Marktes zum geschichtsträchtigen Drautal ausschlaggebend, die sich hervorragend zu einem kulturgeschichtlichen Ausflug über die Staatsgrenze hinweg anbot. Wie sich dann herausstellte, war diese Strategie von Erfolg begleitet, so daß in unserer Erinnerung der Eindruck von drei abwechslungsreichen Tagen verblieb.



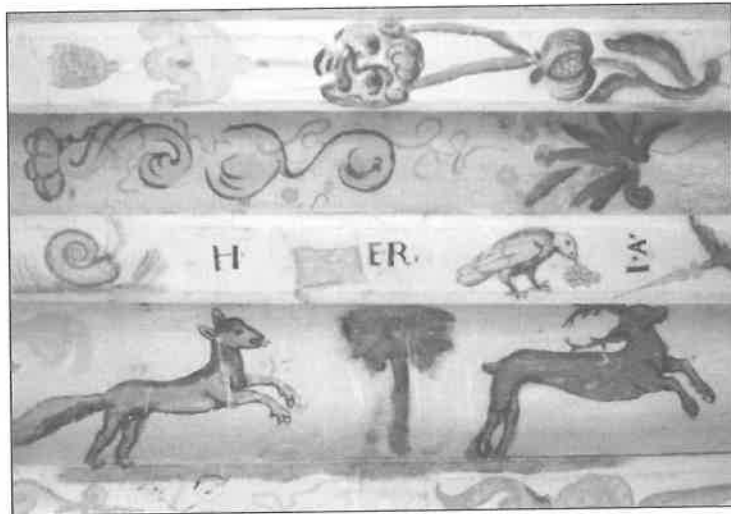
Die Teilnehmer an der Eibiswalder-Arbeitstagung vor der Kirche in Saldenhofen.

Bei der ersten Zusammenkunft im Lerchhaus, dem Eibiswalder Kulturzentrum, am ersten Tag nachmittags, wurde nach den Tätigkeitsberichten der Korrespondenten das Programm bekanntgegeben. Es sollte uns diesmal in sieben Ortschaften führen, die auf drei parallel liegende Flußtäler aufgeteilt sind (Sulm, Seggau, Drau).

Auf die einzelnen Kulturstätten wollen wir uns noch einmal besinnen: Das Eibiswalder Schloß, die erste Station unseres Rundganges durch den Markt am Donnerstag vormittag. Auffallend der dreiseitige und dreigeschossige Arkadenhof, der uns spontan an die italienische Renaissance erinnerte. Das Klopfermuseum als Gedenkstätte an den großen steirischen Dichter mit der historischen Ordinationsstube im Erdgeschoß, in der viele interessante Ausstellungsstücke gezeigt werden.

Kurz vor der Abfahrt nach Slowenien besuchten wir noch die Pfarrkirche mit ihrer neubarocken Ausstattung, die zur Überraschung jedes kundigen Besuchers im Chor zwei interessante fragmentierte Freskenschichten aufweist, die ältere davon aus dem 13. Jahrhundert.

Eindrucksvoll darauf der kulturelle Brückenschlag zu unseren slowenischen Nachbarn: Besichtigung des Dominikanerinnenklosters von Mahrenberg/Radlje – besser gesagt der spärlichen Überreste des einst für das Drautal bedeutenden, von Seyfried von Mahrenberg gestifteten Klosters. Einige Kilometer westlich, am rechten Draufer, die bemerkenswerte Nikolaikirche von Saldenhofen/Vuzenica, eine in ihrer Bauart seltene Chorturmkirche. Mit deutlichen Bauelementen der Romanik wurde sie schrittweise gotisch erweitert und im 16. Jahrhundert mit einem Kärntner Sterngewölbe überspannt. Pfarrer Berlosnik, der uns führte, sprach auch über die Anstrengungen, unter denen der junge Staat Slowenien seine Baudenkmäler renoviert. Im Pfarrhof gegenüber durften wir auch einen Blick in das „Slomsek“-Zimmer werfen. Ein Raum, der durch seine bemalte Holzdecke auf jeden Betrachter unvergeßlich wirkt.



Holzdecke des Slomsek-Zimmers im Pfarrhof von Saldenhofen.

Hohenmauthen/Muta überraschte uns mit einem interessanten Regionalmuseum im einstigen Mautschloß (bis 1919 im Besitz des deutschen Bürgermeisters und Gewerken Otto Erber) und mit der archaischen Rundkirche zum hl. Johannes d. Täufer. Wie Prof. Tscherne bei seiner Führung erläuterte, eines der ältesten Baudenkmäler dieses Raumes (Konsekrierung im 11. Jahrhundert).

Der Aufenthalt am Nachmittag bei Buschenschank Gliersch in der Gemeinde Großradl vermittelte uns die Gastlichkeit, für die diese Region so geschätzt wird.

Der Besuch des St. Veit-Kirchleins in Wies-Altenmarkt, ein gotisches Juwel mit reichster Freskoeschmückung und die revitalisierte Pühringer Hammerschmiede in Vordersdorf an der Sulm, schlossen die drei Eibiswalder Tage ab, welche, wie viele meinten, zum „Wiederkommen und Genauer-Ansehen“ anregten.

Bericht über die Tätigkeit im Bereich Grafendorf

von Johann Huber

Dem bereits im Heft 4 (1991) des Mitteilungsblattes beschriebenen „Bauernhausmuseum“ wurde – über Antrag des Berichterstatters – im Jahre 1992 von der Kulturabteilung des Landes Steiermark ein Förderungsbeitrag zuerkannt. Durch diese Mittel konnte das gesamte Objekt (Wohn- und Stallgebäude, Preßhaus und Wagenhütte) bezüglich der hangseitigen Regenwässer saniert werden. Gerade im heurigen Frühjahr hat sich diese Maßnahme bereits bestens bewährt. Weitere notwendige Bauarbeiten im Dach- und Innenhofbereich wurden von der Gemeinde für den Herbst 1994 in Aussicht gestellt.

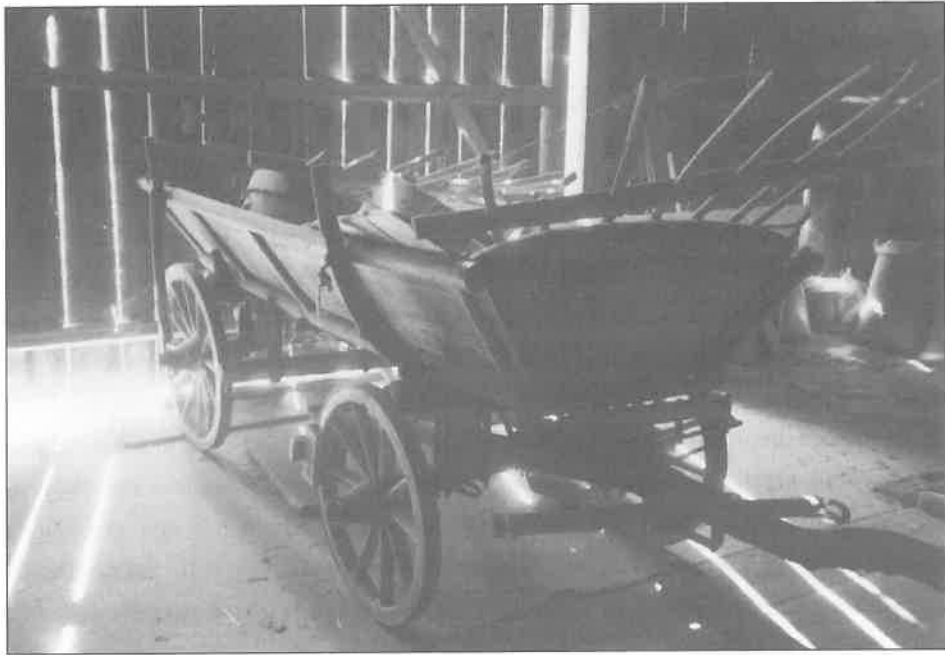
Als Anlaufstelle hat das „Museum“ eine wichtige Funktion. Viele Geräte (ein alter Wagen, Pflüge und Getreide–„Winden“) des Bereiches Grafendorf und Stambach konnten in dem großräumigen Gebäude untergebracht und damit bewahrt werden. Dazu bedarf es aber der Hilfe aus der Bevölkerung. So hilft uns beispielsweise Herr Anton Lind, ein 87jähriger Wagnermeister, trotz seines hohen Alters noch immer mit Rat und Tat.



Wagnermeister Lind mit einem reparierten „Radstock“.

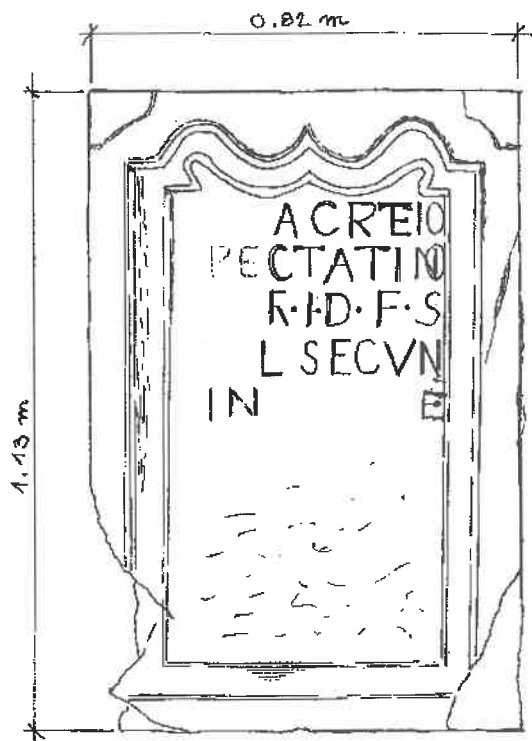
Ein weiteres Anliegen des Berichterstatters – die geschützte Unterbringung eines römischen Grabdenkmals – wird ebenfalls in diesem Jahr durchgeführt. Die Zusage der Pfarre und der Gemeinde ist bereits vorhanden.

Dieser ursprünglich in der Westmauer der Kirche verwahrte Marmorblock steht derzeit völlig ungeschützt im Freien. Darunter hat die Schrift, aber auch die Ornamentik des Steines, besonders stark gelitten.



Truhenwagen in der Hocheinfahrt der Tenne des Bauernhofmuseums.

Durch den Ankauf von alten Photoplaten (Ansichten in und um Grafendorf) konnte das Archiv der Gemeinde mit interessanten Bildern ergänzt werden. Dieses Material wurde (unter dem Vorbehalt des Eigentumsrechts der Gemeinde) dem Bild- und Tonarchiv als Leihgabe zur Verfügung gestellt.



Römischer Grabinschriftstein, Grafendorf.

Bericht über die Tätigkeit im Bereich des Bezirkes Voitsberg 1991–1993

von Ernst Lasnik

Die seit 1980 laufende Aktion zur Erhaltung von Bildstöcken, Hofkapellen und anderen gefährdeten Kulturgütern sowie die im Jahre 1982 begonnenen Restaurierungsarbeiten auf der Burgruine Hauenstein konnten weitergeführt werden. Damit in Zusammenhang standen mehrere Rundfahrten im Bezirk Voitsberg mit Dr. Friedrich Kaiser vom Bundesdenkmalamt und verschiedene Erhebungs- und Kontrollfahrten zu gefährdeten oder von Baumaßnahmen betroffenen Objekten (z. B. „Eiskeller“ in Salla, „Altsteigerkapelle“ in Voitsberg–Tregist, Schloß Maria Lankowitz, Burgruine Krems und Ligist, „Pirkerhaus“ in Voitsberg, „Hubenbauer–Kreuz“ in Geistthal, Münichhofkapelle in Södingberg, Fialikirche St. Hemma, Fialikirche Hl. Blut bei Voitsberg).

Ebenfalls weitergeführt wurden in diesem Zeitraum die Betreuung der ständigen Sonderausstellungen im Schloß Alt–Kainach und des „Ambrosi–Hauses“ in Stallhofen sowie die kulturelle Berichterstattung für die Bezirkszeitungen „Bezirk im Spiegel“ und „Weststeirische Volkszeitung“.

Für den ORF–Studio Steiermark entwarf ich gemeinsam mit Redakteur Helmut Strunz das Drehbuch für eine einstündige Fernsehdokumentation über das Leben bäuerlicher Dienstboten. Grundlage dazu war meine 1990 vorgelegte Dissertation. Der Film wurde in FS 2 gezeigt, erzielte eine hohe Einschaltquote und erhielt eine sehr gute Beurteilung.

In den Wintersemestern 1991/92 und 1993/94 konnten über die Volkshochschule in Köflach Kurse aus Steiermärkischer Landeskunde organisiert werden. Neben dem Grundkurs wurde auch ein Kurs für „Fortgeschrittene“ angeboten und durchgeführt. Die Betreuung dieser Kurse wurde vom Berichterstatter übernommen. Für die Teilnehmer an den Landeskundekursen wurden auch mehrere landeskundliche Exkursionen vorbereitet und durchgeführt. So z. B. im Sommer 1992 eine mehrtägige Großexkursion in den Raum um die „Fuggerstadt“ Augsburg und 1993 eine mehrtägige Großexkursion nach Niederösterreich – von Carnuntum, Schöngrabern und Eggenburg bis nach Retz, Krems und Traismauer.

Eintägige Exkursionen führten die „Landeskundler“: zum Stift St. Lambrecht, nach Mariahof und Neumarkt; zur Steirischen Landesausstellung „Peter Rosegger“; zur Ausstellung „Suitbert Lobisser“ in das Stift St. Paul und weiter in den Raum um den „Kloepfermarkt“ Eibiswald.

Ebenfalls landeskundliche Bezirksexkursionen wurden für die „Hans Koren–Haushaltungsschule“ Maria Lankowitz und für die 3. Klasse der Volksschule Bärnbach vorbereitet und betreut. In Zusammenarbeit mit den Gemeinden des oberen Kainachtales wurde am Donnerstag, dem 28. Mai 1992, „auf der Schanz“ ein Höhenfeuer entzündet und so der vor 800 Jahren erfolgten staatsrechtlichen Vereinigung der Herzogtümer Steiermark und Österreich gedacht. Diese Gedenkveranstaltung fand bei der Bevölkerung ein erfreulich großes Echo.

Im Rahmen des „1. Land- und forstwirtschaftlichen Arbeitnehmertages“ wurde am 12. Juni 1993 in Birkfeld ein Vortrag über „Die soziale Stellung der Land- und Forstarbeiter zur Zeit Peter Roseggers“ gehalten.

Ein besonderer Schwerpunkt der Tätigkeiten des Jahres 1992 war die Vorbereitung und Durchführung der Großausstellung „Spuren der Vergangenheit“ (Archäologische Funde aus der Weststeiermark) im Stölze-Glas-Center-Bärnbach. In Zusammenarbeit mit Univ.-Doz. Dr. Bernhard Hebert und einer Reihe weiterer Wissenschaftler konnte eine umfangreiche Ausstellung gestaltet werden. Dazu wurde nicht nur Fundmaterial aus Beständen des Landesmuseums Joanneum und des Bundesdenkmalamtes herangezogen, viel interessantes und zumeist bisher noch nicht wissenschaftlich bearbeitetes Fundmaterial stammte aus Privatsammlungen (z. B. Brüder Steffan/Deutschlandsberg; Walter Mulej/Köflach). Die von Nikolaus Trnka übersichtlich und einladend konzipierte Ausstellung wurde von 5.000 interessierten Besuchern aus dem In- und Ausland besucht und erhielt gute Kritiken sowie ein reges Presseecho.

Zur Ausstellung erschien ein eigener, fast 200 Seiten starker, gut illustrierter Katalog (Herausgeber: Bernhard Hebert & Ernst Lasnik). Für dieses Katalogbuch haben eine Reihe namhafter Wissenschaftler Beiträge geliefert und so zum erstenmal die archäologischen Funde aus der Weststeiermark und die Arbeit der Archäologen umfassend dokumentiert.

Ergänzt wurde diese Großausstellung durch ein eigenes Rahmenprogramm. Dieses bestand aus Vorträgen, einem Handwerkerstag (mit der Präsentation verschiedener alter Handwerke) und einer Reihe von Spezialexkursionen. Dieses Rahmenprogramm fand guten Anklang – mehr als 500 Personen besuchten die Veranstaltungen.

Erfolgreich weitergeführt werden konnten im Berichtszeitraum die wissenschaftlichen Grabungen. In Zusammenarbeit mit dem Bundesdenkmalamt (Univ.-Doz. Dr. Hebert) wurde beim Gasthaus „Neuhäusl“ im Oswaldgraben, in Stallhofen und im Bereich der Burgruine Klingenstein bei Salla gegraben.

Die Grabung im Bereich der ehemaligen römerzeitlichen Steinmetzwerkstätte beim GH „Neuhäusl“ (Mai 1992 und Juni 1993) brachte die Überreste eines römerzeitlichen Brandgrabes (mit Resten des Leichenbrandes, Keramikfragmenten und einer gut erhaltenen Fibel) sowie die Fundamente einer weitläufigen Umfassungsmauer (Einfriedung eines Grabbezirkes?) zutage. Tatkräftig mitgeholfen bei diesen Kampagnen haben Eva Rudres, Walter Mulej, Engelbert Aspeck, Christian Robnik und Manfred Götschmaier. Finanzielle Unterstützung erfolgte durch die Gemeinde Kainach.

In Stallhofen wurde im Juni und Juli 1992 sowie im Juni und Juli 1993 gegraben. Besonders hervorzuheben ist hier das Verständnis des Grundbesitzers (Dipl.-Ing. A. Huber, Gut Münichhof), die großzügige finanzielle Unterstützung durch die Marktgemeinde Stallhofen (Bürgermeister LAbg. a.D. OSR Adolf Pinegger) und das besondere Engagement der Musikhauptschule Stallhofen. Besonders die Fachlehrerinnen Erika Eck und Maria Kresser, aber auch andere Lehrer und Lehrerinnen stellten sich in den Dienst der Sache und organisierten im Juni 1992 und 1993 Projektunterrichte mit Schülerinnen und Schülern aus mehreren Klassen.

Wie bereits in den Vorjahren konnten auch 1992 und 1993 wieder Mauerreste römerzeitlicher Gebäude, Keramikbruchstücke, Glasfragmente und Metallteile (darunter eine Fibel, mehrere Kupfer- und eine Silbermünze, eine kleine Vogelplastik, ein großes Eisenmesser und unterschiedlich große Eisennägel, mehrere Bleistücke) geborgen werden. Mit der Kampagne im Juli 1993 wurden die Grabungen auf diesem Areal abgeschlossen. Die wissenschaftliche Bearbeitung der Fundstücke wird noch einige Zeit in Anspruch nehmen. Soviel kann aber bereits gesagt werden: Die von allen Beteiligten mit großem Eifer und Einsatz betriebene Grabung brachte den Nachweis, daß sich auf dieser Ackerpar-

zelle zwischen dem 1. und 5. (6.?) Jahrhundert nach Christus mehrere Gebäude befunden haben. Weitere Aufschlüsse über Entstehungszeit, Ausstattung, Zeitpunkt des Verlassens etc. erwartet man sich von der wissenschaftlichen Auswertung der Befunde. Univ.-Doz. Dr. Hebert wird die Ergebnisse in einer eigenen Publikation vorlegen.



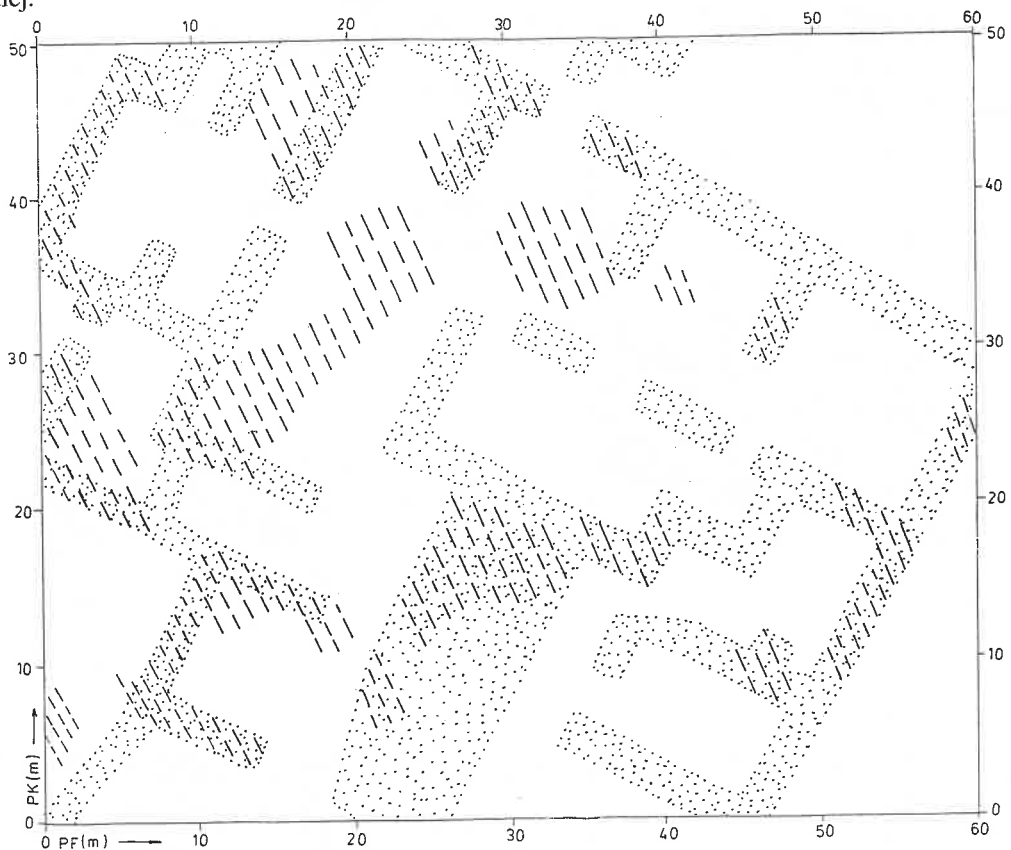
Grabung Stallhofen, 1993.

Diese seit 1990 laufende Grabung brachte als Nebenprodukt im Jahre 1993 die Meldung und wissenschaftliche Erstaufnahme einer weiteren römischen Fundstelle im Södingtal. Etwa zwei Kilometer weiter talaufwärts von der Grabungsparzelle wurden – ebenfalls auf einer bewirtschafteten Ackerfläche – bei einer Begehung auf einem Areal von ca. 70 x 100 Meter zahlreiche römische Keramikfragmente unterschiedlicher Ausprägung aufgesammelt. Eine im späten Frühjahr 1993 dann im Auftrage des Bundesdenkmalamtes durchgeführte geophysische Untersuchung (Bodenwiderstandsmessung) ergab, daß sich in diesem Acker zahlreiche zusammenhängende Mauerreste (bisher bekanntes Flächenausmaß mindestens 50 x 60 Meter) befinden. Damit könnte nun also die erste „echte villa rustica“ des Bezirkes Voitsberg aufgefunden worden sein.

Ein ebenfalls bemerkenswerter Neufund kann auch aus dem Bereich von Piberegg gemeldet werden. In einem am Berghang des Freisingrabens gelegenen Wirtschaftsgebäude konnte aufgrund des Hinweises eines Studenten ein als Eckstein eingemauerter Votivaltar aus heimischem Marmor aufgefunden werden. Die Rekonstruktion der zum Teil bereits stark verschliffenen Inschrift sowie ein ausführlicher Fundbericht sind beim Bundesdenkmalamt (Univ.-Doz. Dr. Hebert) in Arbeit.

Gegraben wurde 1993 auch im Bereich der Vorburg der Burgruine Klingenstein (bei Salla). Im Zuge eines Projektunterrichtes legten 16 Schülerinnen und Schüler der Hauptschule Köflach (mit Fachlehrer Hugo Kohlbacher) unter Anleitung von Univ.-Doz. Dr. Hebert und des Berichterstatters die Reste eines der Zentralburg ca. 80 Meter vorgelagerten massiven Eckturmes frei. Dieser auf einer Felsklippe situierte Turm ist einer von mindestens vier durch eine Mauer verbundenen Tür-

men, war im Untergeschoß eingewölbt und dürfte im späten Mittelalter errichtet worden sein. Durch diese Grabung wurde der Nachweis erbracht, daß „Klingenstein“ nicht nur eine kleine Zentralburg war, sondern über eine weitläufige vorgeschobene Befestigungsanlage (Vorbürg) verfügte. Diese vielversprechende Aktion soll im Jahr 1994 weitergeführt werden. Aktive Helfer bei der Grabung 1993 waren, neben den Schülerinnen und Schülern, Bürgermeister Hubert Stiefmann und Walter Mulej.



Dieser Grundriß (einer römischen villa rustica) ist das Ergebnis der geophysischen Untersuchung einer Fundstelle (Ackerparzelle) in Sodingberg.

Im Auftrag des Kulturreferates der Stadt Bärnbach organisierte der Berichterstatter im Juni 1991 die Ausstellung „25 Jahre aus Bärnbach – moderne Kunst aus einer Stadt“. Diese im „Glaspalast Bärnbach“ (Gebäude der Landesausstellung 1988) installierte Ausstellung war gut besucht und brachte auch ein erfreuliches Presseecho.

Zur Information der Besucher wurde vom Berichterstatter ein sechs Seiten umfassender Kurzführer verfaßt.

Mitgeholfen hat der Berichterstatter auch bei der vom 22. Juni bis 17. Juli 1992 im Postamt Kainach gezeigten Ausstellung „2.000 Jahre Marmor aus dem Kainachtal“. Diese Ausstellung gab an Hand verschiedener Exponate Einblick in die Bedeutung des Kainacher Marmors von der Antike bis in unsere Zeit. Herr Amtsvorstand Karl Mayer setzte mit dieser Präsentation eine vor einigen Jahren begonnene Serie von Ausstellungen zu regionalen historischen Themen erfolgreich fort.

Im Jahre 1992 gestaltete der Berichterstatter für die „Leistungsschau der gewerblichen Wirtschaft des Bezirkes Voitsberg“ eine Sonderausstellung „Verborgenes Kulturgut“. Präsentiert wurden fol-

gende Themenkreise: Burgen und Schlösser, Bildstöcke und Wegkreuze, Wandmalereien in heimischen Kirchen, Römerzeitliche Ausgrabungen in Stallhofen, Unser Bezirk in alten Ansichten.

Diese von den Besuchern der „Leistungsschau“ sehr gut angenommene Sonderausstellung übersiedelte im September 1993 – in etwas veränderter Form – nach Modriach und wurde dort auf Einladung von Herrn NRAbg. a.D. Hans Neumann im Rahmen des „Rupertikirtages 1993“ im „Kulturstadl“ gezeigt.

Das im Jahre 1991 begonnene Revitalisierungsprojekt „Weiß-Hof“ in Graden bei Köflach wurde im Berichtszeitraum weitergeführt. Nach Durchführung der vordringlichsten (den Bestand des Wohngebäudes sichernden) Zimmermannsarbeiten im Jahr 1991 erfolgte im Jahre 1992 als wichtigste Arbeit die Übertragung eines vom Herzogberg (vulgo „Schillingbart“) stammenden, bemalten Giebels auf das „Weiß-Haus“. Dieser volkskundlich bemerkenswerte – mit 1842 datierte – Giebel wurde durch Zufall auf dem leider dem Verfall preisgegebenen Haus entdeckt und konnte – buchstäblich in letzter Minute – vor der Motorsäge gerettet werden. Die Restaurierung der reichen Bemalung erfolgte im Auftrage des Bundesdenkmalamtes im Sommer 1992 durch akad. Maler Franz Dampfhofer, die Montage im Spätherbst 1992 durch Zimmermeister Franz Rössl.

Ein kunsthistorischer Sensationsfund kann aus Maria Lankowitz gemeldet werden. Im Zuge der Arbeiten zur Revitalisierung des Schlosses Maria Lankowitz (ehemalige Strafanstalt) konnte im Frühjahr 1993 die ehemalige, aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammende, Schloßkapelle wiederentdeckt werden. Nähere Untersuchungen brachten dann auf der Triumphbogenwand großflächige, qualitätsvolle Wandmalereien aus der Zeit um 1520, im Presbyterium eine zumindest zeitgleiche bemerkenswerte Fürstenempore aus Stein und in mehreren Nebenräumen reich bemalte Holzdecken (des 17. Jahrhunderts?) zutage.



Freskendetail aus der Kapelle des Schlosses Lankowitz, 1993.

Nach einer Reihe – zum Teil sehr schwieriger – Verhandlungen mit dem Bauherrn (an mehreren hat der Berichterstatter teilgenommen) konnte im Sommer 1993 doch eine positive Lösung für diese ehemalige Schloßkapelle gefunden werden. War zuerst die Umgestaltung in Geschäftsräume, in eine Gaststätte und in Wohnräume vorgesehen, so wird nun (Dank des Einsatzes von Herrn Vizebürgermeister Hans Skupa) die Marktgemeinde Maria Lankowitz die Räumlichkeiten anmieten, sie – mit Hilfe des Landes Steiermark – restaurieren und in weiterer Folge dann als Tourismus-Info Center sowie als Schauraum und für museale Zwecke nützen.

Dankenswerterweise hat das Bundesdenkmalamt die fachgemäße Restaurierung der Freskenwand und der Fürstenempore zugesagt. Sehr engagiert für dieses Projekt hat sich Dr. Friedrich Kaiser.

Aus Anlaß des 100. Geburtstages von Prof. Gustinus Ambrosi veranstalteten die Gustinus Ambrosi-Gesellschaft, Wien und die Marktgemeinde Stallhofen vom 24. bis 26. September 1993 ein Symposium. Mit einem Festabend, Vorträgen, einer Lesung und einer Exkursion wurden Einblicke in das Leben und Schaffen dieses bedeutenden Bildhauers und Dichters gegeben. Der Berichterstatter war in seiner Eigenschaft als Kurator des „Ambrosi-Museums“ an der Vorbereitung dieses Symposiums mitbeteiligt, führte die vielen in- und ausländischen Gäste durch das Museum und informierte sie über „Prof. Gustinus Ambrosi und die Weststeiermark“.

Im Berichtszeitraum erschienen folgende Publikationen des Berichterstatters (nicht enthalten sind die zahlreichen Berichte in der heimischen Presse):

Juli 1991: Die Filialkirche St. Hemma am Kreuzberg – Eine Kostbarkeit im weststeirischen Bergland. 6 Seiten, Großformat, illustriert. (= Struktur XIII der „Kulturgemeinschaft Oberland“.)

September 1991: Wandmalereien auf Bauernhäusern des weststeirischen Berglandes, in: Mitteilungsblatt der Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark, Heft 4, Graz 1991, S. 145–148.

Dezember 1991: Franz Weiß – Das Holzschnittwerk. Graz–Wien–Köln, 206 Seiten, reich bebildert (180 Holzschnitte, z.T. in Farbe).

Mai 1992: Spuren der Vergangenheit – Archäologische Funde aus der Weststeiermark. Katalog zur Ausstellung im Stölzle-Glas-Center-Bärnbach, 196 Seiten, reich illustriert. Gemeinsam herausgegeben mit Univ.-Doz. Dr. Bernhard Hebert.

Oktober 1992: Toni Hafner – Ein weststeirischer Künstler, in: Steirische Berichte 5/92, Graz, S. 36–37.

Dezember 1992: St. Johann ob Hohenburg (Ein Ortsbuch aus Anlaß „700 Jahre St. Johann o. H.“), 288 Seiten, reich bebildert. Der die Pfarre behandelnde Teil wurde von Dipl.-Ing. Franz Lidl zur Verfügung gestellt.

Jänner 1993: Friedrich Ehrbar – Alte und neue Bilder 1953–1993, Katalog, 48 Seiten (davon 24 Seiten Farbfotos).

Juli 1993: Gekippte Landschaften, Handball und Pferde – Zum 70. Geburtstag des weststeirischen Künstlers Friedrich Ehrbar, in: Steirische Berichte 3/4–93, Graz, S. 58–59.

September 1993: Gustinus Ambrosi in Stallhofen, in: Festschrift der Gustinus Ambrosi-Gesellschaft zum 100. Geburtstag Gustinus Ambrosis, Wien 1993, S. 25–36.

Dezember 1993: Der Bezirk Voitsberg in alten Ansichten. Graz–Wien–Köln, 200 Seiten (380 Abbildungen).

Bericht über die Tätigkeit im Bereich Judenburg (1991–1994)

von Annedore Dedekind

Leider wurde weiterhin nichts zur Sicherung und Erhaltung bzw. Restaurierung der wertvollen Stuckdekoration in der ehem. Kapelle des Weyerschlosses (dat. 1650, Giov. Batt. Cherubini zugeschrieben) unternommen. Von Seiten des Denkmalamtes scheint nicht viel Interesse zu bestehen und auch nicht von Seiten der Stadtgemeinde, die überhaupt an einen eventuellen Verkauf des Weyerschlosses denkt; auch könnte und will sie nicht für die sicher sehr hohen Restaurierungskosten aufkommen. Der Zustand des noch immer stark gefährdeten Teiles der ältesten Stadtmauer in der Hl. Geist-Gasse ist bedrohlich, obwohl von Seiten der Stadtgemeinde Pölzungen vorgenommen wurden; diese Mauer begrenzt einen höher gelegenen Privatgarten und man ist nicht gewillt, etwas gegen einen möglichen Einsturz (z. B. durch die Beseitigung überfälliger Bäume!) zu unternehmen.

Die alljährlich wegen ständiger Hangrutschungen notwendigen Sicherungsarbeiten an der östlichen Stadtmauer gegen die sog. Altan habe ich auf eigene Kosten durchführen lassen (Aufschüttungen an der Basis der Mauer, die immer unterwaschen wird). In letzter Zeit wurde mit informativen Rundgängen im Altstadtbereich mit der für kulturelle Belange zuständigen GR Grete Gruber begonnen, die viel Verständnis für notwendige Erhaltungsmaßnahmen zeigt, aber auch die Schwierigkeiten und Probleme der Stadtgemeinde aufzeigte. Wir wollen unsere gemeinsamen Bemühungen fortsetzen.

Der geplante Umbau des Festhallenkomplexes (ehem. Jesuitenkloster und -kirche) nach dem Projekt von Architekt Dipl.–Ing. Hubert Rieß hat noch nicht begonnen. Es befremdet, daß in der Jury, die die eingereichten Pläne begutachtete, kein Vertreter des Denkmalschutzes saß. Das Projekt, für das man sich entschieden hat, ist m.E. nicht unproblematisch. So würden z. B. die an der Südseite vorgesehenen großflächigen Verglasungen auch nach Meinung von Fachleuten besonders in der warmen Jahreszeit übergroßen Spannungen ausgesetzt sein. Bestünde die Möglichkeit, zu große Eingriffe in die historische Substanz zu verhindern? Die vor der Landesausstellung 1989 restaurierten Stukkaturen im Ostrakt des ehem. Jesuitenklosters (Anfang 18. Jahrhundert, Pietro Zaar zuzuweisen) wurden bei den seit Monaten laufenden Umbauarbeiten trotz wiederholter Hinweise weder abgedeckt noch verhängt. Durch den aggressiven Staub, der sich bei Durchbruch- und Stemmarbeiten entwickelt hat, wurde die Oberfläche der Stukkaturen stark angegriffen, so daß mit Folgeschäden zu rechnen ist.

Anläßlich der 800-Jahr-Feier der Vereinigung der Herzogtümer Österreich und Steiermark fand am 7. Mai 1992 im Gewölbekeller des ehem. Jesuitenklosters ein Abend mit Frauendichtung des Mittelalters unter dem Titel „Minne und Mystik“ statt; Erika Santner las Gedichte, Balladen und Prosa, Heinz Gerstinger sprach einführende und verbindende Worte und Manfred Posch improvisierte auf der Gitarre. Die Veranstaltung fand ein sehr positives Echo. Als Statisten wirkten Mitglieder der Judenburger Turnieritter mit; dieser seit mehreren Jahren bestehende Verein, der auch andernorts in der Steiermark und in Kärnten auftrat und über dessen Tätigkeit der ORF mehrmals Fernsehaufzeichnungen brachte, ist mit Erfolg um eine publikumswirksame Förderung des Geschichtsbewußtseins bemüht.

Die Reihe „Judenburg gestern und heute“ in den Judenburger Stadtnachrichten wurde fortgesetzt. Das verwendete Dokumentationsmaterial wurde – so weit es nicht den Besitzern zurückgegeben wurde – dem Judenburger Stadtmuseum bzw. dem Museumsverein Judenburg übergeben.

Umbau der Festhalle in Judenburg

Am 18. März 1994 erfolgte der symbolische Spatenstich zum Umbau der Judenburg Festhalle. Die ehemalige Jesuitenkirche und einstige Kirche der Augustiner-Eremiten, in der nach der Aufhebung des Jesuitenordens nur mehr fallweise Gottesdienste gehalten wurden, diente später als Militärmagazin, war ab 1927 baupolizeilich geschlossen und ging 1939 in den Besitz der Stadtgemeinde über. Die wertvolle Innenausstattung wurde an andere Orte verbracht oder ging verloren, Ein- und Abauten sowie ein Bombenschaden zu Ende des Zweiten Weltkrieges taten ein übriges, so daß man sich 1950 entschloß, den Bau nach Plänen von Architekten Dipl.-Ing. Franz Klammer zur Festhalle der Stadt umzubauen, wobei man bemüht war, den historischen Bestand nach damals geltenden Maßstäben zu erhalten. Architekt Klammer mußte bei seiner Planung Vorgaben der Stadtgemeinde berücksichtigen und gestaltete einen Mehrzweckbau, der rund vier Jahrzehnte der Anforderungen genügte. Inzwischen hat sich allerdings die Lage auf allen Gebieten allgemein und auch in Judenburg entscheidend verändert. Da außerdem vieles erneuerungsbedürftig war, entschloß sich die Stadtgemeinde zu einem radikalen Umbau. Bei dem ausgeschriebenen Wettbewerb zeigte das Projekt von Architekt Dipl.-Ing. Hubert Rieß am meisten Transparenz, berücksichtigte mehr als die anderen Modelle die örtlichen und historischen Gegebenheiten, war aber im einzelnen nicht unproblematisch und erwies sich auch als zu teuer.

Die von Architekt Rieß vorgenommene Neuplanung ist nicht nur aus finanzieller Sicht positiv zu bewerten. Im Rahmen der Reduzierung auf Wesentliches wurden neue Ideen eingebracht, Variationsmöglichkeiten geschaffen und auch spätere Bauetappen im Fall finanzieller Möglichkeiten berücksichtigt. Auf meinen Wunsch hat die Stadtbaudirektion eine Plandokumentation angefertigt, die ich dem Judenburger Stadtmuseum übergeben habe.

Zur Zeit ist das Areal eine große Baustelle, den Baum- und Buschbestand des im Süden vorgelagerten kleinen Parks hat man rücksichtslos entfernt. Auch der Einsatz schwerer Baumaschinen scheint bedenklich, zumal schon beim Umbau des angrenzenden ehemaligen Jesuitenklosters Risse im Mauerwerk aufgetragen sind, die man nicht als Verputzschäden abtun kann, sich Türstöcke gesenkt haben u.a. mehr. Gegenüber dem Klosterbau ist der ehemalige Kirchenkomplex sicher noch weitaus anfälliger, doch fanden diesbezügliche Einwände kein Gehör. Auch die reiche Stuckierung der ehemaligen Seitenkapellen aus dem 17. Jahrhundert, die trotz der oben geschilderten Beeinträchtigungen bis in die jüngste Zeit gut erhalten war, scheint nach den Erfahrungen der letzten Zeit gefährdet. Auch die vor der Landesausstellung 1989 restaurierten Stuckdekorationen der Prunkstiege im Westtrakt des angrenzenden ehemaligen Jesuitenklosters sind nach dem dort vorgenommenen Umbau wieder in schlechtem Zustand. Meines Erachtens müssen sich die bis auf die vorbeiführende Straße spürbaren Erschütterungen durch die schweren Baumaschinen negativ auswirken. Ein Betreten der Baustelle war mir bisher nicht möglich. Eine strengere Überwachung durch zuständige Stellen erscheint aber dringend geboten.

Bericht über die Tätigkeit im Bereich Judenburg

von Johann Baumgartner

Renovierungsarbeiten in St. Georgen ob Judenburg

Die gelungene Innenrestaurierung der Pfarrkirche von St. Georgen wurde 1989 mit einem schönen Kirchweihfest abgeschlossen. Die Bevölkerung des Ortes ist voller Stolz und besucht „ihr“ Gotteshaus nicht nur während der Meßfeiern, sondern benützt es auch als Stätte der Ruhe und des Gebetes.

Die Beschäftigung der Menschen mit ihrer Vergangenheit, mit ihrer Geschichte, mit ihrem „Werden“ wurde obendrein durch ein vom damaligen Pfarrgemeinderat herausgegebenes Buch gefördert, in welchem von anerkannten Fachleuten Betrachtungen über die Geschichte des Ortes und eine Beschreibung des Baues, der Innenausstattung, und der Legenden des Kirchenheiligen verfaßt wurden. Als außergewöhnlich muß in diesem Zusammenhang die großartige Interpretation der Wandmalereien von Frau Dr. Elga Lanc, einer international anerkannten Spezialistin für romanische Kunst, genannt werden, welche sich in wochenlanger Arbeit vor Ort, der winterlichen Kälte trotzend, mit der Thematik der Darstellungen befaßt hat.

Das große Echo aus der Allgemeinheit hat dazu geführt, daß bereits viele tausend Menschen seit 1989 die „Georgskirche“ besucht haben. Was uns als Begleiter vieler Reise- und Besuchergruppen immer wieder mit Freude erfüllt hat, ist die Tatsache, daß von vielen Menschen der meditative Charakter des Innenraumes hervorgehoben wird.

„Die Besonderheit der gestellten Aufgabe, nämlich den Anforderungen der modernen Liturgie unter größtmöglicher Bewahrung erhaltungswürdiger historischer Substanz gerecht zu werden, wurde hier rechtzeitig erkannt und gewürdigt.“ (Zit. F. Kaiser, Bundesdenkmalamt Graz.)

Es ist mit einem Worte in der Bevölkerung von St. Georgen nicht nur das Bedürfnis nach würdig gestalteten Gottesdiensten gewachsen, es wurde auch von der politischen Gemeinde dem Wunsche der Bevölkerung Rechnung getragen und eine umfassende Darstellung der Geschichte des Ortes in Auftrag gegeben.

Im Zuge der Inventarisierung aller vorgefundenen Schriften in der Kirche und im Pfarrhof wurde auch viel altes Notenmaterial gefunden. Dieses Material wurde von Frau Dr. Ingrid Schubert vom Institut für Musikwissenschaft in Graz, gesichtet und bearbeitet. Die daraus entstandene Veröffentlichung ist höchst aufschlußreich, da sie auch einen Überblick über die Lehrtätigkeit in den vergangenen drei Jahrhunderten in St. Georgen gibt. Die diesbezüglichen Unterlagen befinden sich im Diözesanmuseum in Graz.

Besonders schön war ein geistliches Konzert in unserer Pfarrkirche, das vom Domchor der Stadt Graz gestaltet wurde, wo auch einige Lieder eines St. Georgener Komponisten aus dem 19. Jahrhundert zur Aufführung gelangten.

Der Motivation der „Kirchenväter“ von St. Georgen ist es schließlich zu danken, daß nach einer „Kunstpause“ von etwa zwei Jahren die Renovierung des ehrwürdigen Pfarrhofes geplant wurde. Mit besonderer Freude darf ich nunmehr berichten, daß mit den Bauarbeiten begonnen wurde. Ich möchte an dieser Stelle feststellen, daß in gutem Zusammenfinden zwischen dem Bauamt des Ordinariates der

Diözese Graz–Seckau, dem Bundesdenkmalamt und der örtlichen Bauaufsicht gearbeitet wird, so daß wir auch hier einem, wie ich hoffe, gelungenen Abschluß dieser Arbeiten in ca. einem Jahr entgegensehen dürfen.



Pfarrkirche zum hl. Georg in St. Georgen ob Judenburg.

Dazu sei angemerkt, daß die Pfarre nach Abschluß der Bauarbeiten ein Pfarrmuseum einrichten wird. Es ist dafür ein schöner Raum, das ehemalige „Bischofszimmer“ im Pfarrhof, vorgesehen. Wir wollen hier zunächst einmal die vielen schönen Gemälde, Schriften, Pfarrgewänder und sonstige sakrale Ausstattungen pflegen und präsentieren. Es sollte in weiterer Folge den Menschen von St. Georgen Gelegenheit gegeben werden, ihnen wertvoll erscheinende Gegenstände im Museum aufzubewahren, so daß diese der Nachwelt erhalten bleiben.

Die Kirchenrenovierung und alle damit zusammenhängenden Aktivitäten haben außerdem dazu geführt, daß der sich am Nordteil des Pfarrplatzes befindliche „Karnen“ ebenfalls heuer „renoviert“ wird. Die hervorragend gute Zusammenarbeit zwischen der politischen Gemeindevertretung und der Pfarre hat es ermöglicht, daß der genannte Karnen als Aufbahrungsort ausgestaltet wird. So wurde der in St. Georgen schon gut bekannte Künstler Mag. Wolfgang Stracke, von ihm stammt auch die Altargestaltung in der Pfarrkirche, von der Gemeinde beauftragt, die Detailplanung, wiederum in enger Abstimmung mit Herrn Dr. Friedrich Kaiser vom Bundesdenkmalamt, durchzuführen. Während dieser Artikel verfaßt wird, werden bereits die Endarbeiten an der Aufbahrungshalle durchgeführt.

Zum historischen Ursprung dieses Gebäudes sei bemerkt, daß die ursprünglich vermutete Datierung aus der romanischen Zeit durch eine vom Bundesdenkmalamt entrierte Untersuchung nicht bestätigt wird. Vielmehr soll es sich um ein Gebäude aus der Barockzeit handeln.

Von einer weiteren Aktivität ist in der Pfarrkirche selbst zu berichten.

Es wurde im Jahre 1991 durch den Restaurator Heinz Leitner und Dr. Johannes Weber von der Hochschule für angewandte Kunst in Wien in Zusammenarbeit mit dem Bundesdenkmalamt ein Arbeits- und Kostenplan erstellt, welcher sich mit dem „Verhalten von Mauersalzen und deren schädigende Wirkung in Bezug auf die romanische Wandmalerei am Beispiel der Pfarrkirche von St. Georgen ob Judenburg“ beschäftigte.

Dieses Vorhaben wurde dem Leiter der Abteilung für Wissenschaft und Kunst in Graz, Herrn Hofrat Dr. Piffl-Percevic, präsentiert und damit die Mithilfe des Landes Steiermark erbeten. In dankenswerter Weise hat Herr Landeshauptmann Dr. Krainer die Unterstützung des Landes zugesichert, so daß mit den Arbeiten begonnen werden konnte. Wir hoffen, daß in Kürze mit ersten Zwischenergebnissen gerechnet werden kann. Ich darf ebenfalls an dieser Stelle den Bemühungen des Bundesdenkmalamtes danken. Besonders hervorzuheben ist auch die tatkräftige Unterstützung, die dem Projekt von hervorragenden Fachleuten des Joanneums, der Universitäten Graz und Wien und Kollegen aus Deutschland zuteil wird.

Wir hoffen sehr, daß diese Untersuchungen wesentliche Aufschlüsse über die Art der dauerhaften und kostengünstigen Sicherung von freigelegten Wandmalereien bringen werden, so daß diese auch unseren Nachfahren in der jetzigen Pracht erhalten werden können.

Renovierung des Mesnerhauses in St. Lorenzen bei Scheifling

In St. Lorenzen bei Scheifling befindet sich neben der Kirche ein altes Gebäude, welches aus dem 16. oder 17. Jahrhundert stammen dürfte.

Dieses früher als „Mesnerhaus“ verwendete Gebäude sollte einer neuen Verwendung zugeführt und zu diesem Zwecke abgetragen werden.

Es wurde zwischen der Gemeindevertretung und der Pfarre nunmehr vereinbart, eine Nutzung des Gebäudes in Form einer Aufbahrungsstätte zu planen.

Um die Bausubstanz in seiner historischen Form zu erhalten, wurde der bereits erwähnte Künstler, Herr Mag. Wolfgang Stracke, beauftragt, eine grobe Vorstudie zu entwickeln.

Zusammenfassung

Es ist aus meiner Sicht sehr erfreulich, wenn durch gelungene Restaurierungen und Funde aus unserer Vergangenheit die Bürger unseres Landes an ihre Geschichte erinnert werden. Viele Menschen fühlen sich dann ihrer Heimat viel mehr verbunden und sind bereit, sich mit der vor ihnen liegenden Zeit zu beschäftigen.

Da viele wertvolle Bauten im Besitz der Kirche und der Allgemeinheit sind, kann gar nicht oft genug betont werden, daß eine konstruktive Zusammenarbeit zwischen den öffentlichen Stellen der allgemeinen Verwaltung, des Bundesdenkmalamtes und den kirchlichen Verwaltungsstellen so effektiv zu gestalten ist, daß neben dem jeweils geplanten Verwendungszweck die historische Substanz erhalten bleibt.

Bericht über die Tätigkeit im Bereich Pischelsdorf

von Titus J. Lantos

Festschrift 950 Jahre Pischelsdorf

Aufgrund der Urkunde König Heinrichs III. 1043 zu Regensburg an seinen Getreuen Adalram (drei Huben im Ort Ramarsstetin) beging die oststeirische Marktgemeinde 1993 das Jubiläum ihres 950jährigen Bestandes.

Von verschiedenen Historikern seit dem vorigen Jahrhundert in der Ost- z.T. auch Weststeiermark vermutet, ist es das Verdienst von Fritz Posch, Ramarsstetin auf dem Gemeindegebiet von Pischelsdorf lokalisiert zu haben. Er erkannte auch die Bedeutung dieser Urkunde für die bairische Besiedlung der Oststeiermark, da indirekt aus ihr hervorgeht, daß dieser Ort (von einem Ramprecht?) nach 1020 gegründet, um 1030 von den Ungarn verheert und nach der Wiedereroberung der Oststeiermark durch König Heinrich dessen Gefolgsmann Adalram zum Wiederaufbau überlassen wurde. H. Purkarthofer hat bereits 1977 auf die namengebende Funktion dieses Adalram auf den Ramerbach (fälschlich „Römerbach“), die KG „Roma“ und den benachbarten Höhenrücken Rabenwald (= Ramwald) verwiesen. In der zum Jubiläumsjahr von der Marktgemeinde herausgegebenen Ortschronik „T. Lantos: Im Schatten des großen Zeigers (950 Jahre Pischelsdorf und Umgebung)“ zeichnet G. Allmer den genauen Weg der Urkunde bis ins Stift Göß und erbringt auch anhand von Fluranalysen den Nachweis der einstigen Königshuben in der heutigen KG Pischelsdorf. Als weitere Mitautoren scheinen G. Cerwinka mit einem Zweitabdruck seiner Abhandlung über den bibliophilen Marktrichter Kolmayr und K. Kaser mit seiner Wirtschaftsanalyse des ehemaligen Hopfenanbaues im Raum Pischelsdorf auf. In den Ausführungen von T. Lantos sind die Bedrohung durch die Türken (1532) und Kuruzzen (1704), der vollständige Abdruck der bürgerlichen Einverleibungen 1697–1848, die Aufzeichnungen des Marktrichters Knechtl über die Franzosenkriege und die Satzungen der Bürgerschaft 1784 hervorzuheben. Pischelsdorf als Pfarr-, Schul- und Handwerksort bildet weitere Schwerpunkte dieser 350 Seiten starken mit vielen Skizzen und altem Fotomaterial angereicherten Chronik, die durch ein ausführliches Häuserbuch aller KG und der Besiedlungsgeschichte der südlichen Kulmlandschaft von G. Allmer vervollständigt wird.

Sondermarke – Sonderstempel

Trotz des ungewöhnlichen Anlasses und der Intervention der Akademie der Wissenschaften wurde das Ansuchen um Herausgabe einer Sondermarke von der PT-Direktion negativ beschieden. Lediglich ein Rollstempel für alle örtlichen Poststücke, vom Pischelsdorfer Gewerbeverein initiiert, kam zustande.

Ortsbildgestaltung – Zunftzeichen – Gedenktafel

Im Rahmen der 950-Jahrfeier gelang über die Schiene „Aktion Ortsidee“ (Steirisches Volksbildungswerk) die Neugestaltung des Kirchplatzes (Planung Frau Arch. H. Spielhofer), ein Färbelungsplan wurde in Angriff genommen und im Zuge dieser Aktion das alte Taborhaus samt dem Rest der

Tabormauer sowie das Kolmayr-Haus (Biedermeierfassade) fertiggestellt. Ebenso wurde in Zusammenarbeit mit dem örtlichen Gewerbeverein eine Hauszeicheninitiative gestartet (Zunftzeichen mit Kunstschmiedeauslegern). Diese historische Gewerbeschau der realisierten 15 Aushängeschilder auf dem Marktplatz soll 1994 durch weitere Exponate komplettiert werden. Außerdem konnte an der alten Taborfestung eine kupferne Gedenktafel zur Erinnerung an die Türkenwüstung 1532 angebracht werden.

Gedenkmedaille

Anlässlich der Jubeltage entschloß sich die örtliche Raiffeisenbank, im Handschlagverfahren Medaillen (Entwurf T. Lantos) zu produzieren, die, in Gold, Silber und Kupfer gefertigt, gute Abnahme fanden.



Historisierende Festveranstaltungen

Daß sich die jubelnde Marktgemeinde, beginnend mit einem großen Blochziehen aller Vereine im Fasching, einen imposanten Festkalender für 1993 zurechtgelegt hat, ist verständlich. Als Höhepunkte hervorzuheben sind jedoch die Freilichtaufführung eines Pischelsdorfer Jedermann-Spieles „Das vierte Siegel“ (T. Lantos) unter Mitwirkung der örtlichen Bürgerschaft auf dem Kirchplatz, die Herausgabe einer Wallfahrerkerze mit dem Bild der Pischelsdorfer Gnadenmutter „Maria Schutz“ zum Gedenktag an die wunderbare Errettung vor Kuruzzengefahr 1704 (Dankgottesdienst mit Fackelzug aller Vereine und Organisationen) und letztlich der große mittelalterliche Handwerkermarkt im gesamten Ortsgebiet, der Tausende Schaulustige nach Pischelsdorf gelockt hat.

Bericht über die Tätigkeit im Bereich der Südoststeiermark

von Kurt Kojalek

Dieser Bericht kann nur einen allgemeinen Überblick bieten, die konkreten Arbeitsergebnisse liegen in einzelnen Berichten vor und werden dem Historischen Institut der Universität Graz und dem Steiermärkischen Landesarchiv übergeben. Um auch eine quantitative Gewichtung zu bieten, werden die Aktivitäten als Einheiten (EE) angegeben, dabei handelt es sich durchschnittlich um Halbtage, sei es im Gelände, sei es in Archiven. Allen diesen Stellen (Steiermärkisches Landesarchiv, Diözesanarchiv, Vermessungsamt Feldbach, Grundbuch Feldbach, Pfarrämter Feldbach und Riegersburg) bin ich für die wertvolle Unterstützung zu Dank verpflichtet. Besonderer Dank zu sagen ist der Steiermärkischen Landesregierung, der Historischen Landeskommission und dem Bundesdenkmalamt (BDA) für die finanzielle und ideelle Hilfe. Meine ehrenamtliche und unbezahlte Arbeit kann ich nur verrichten, wenn mir die erforderlichen Mittel für die Fahrten und den Sachaufwand vergütet werden. Die freundschaftliche Zusammenarbeit mit Diether Kramer, Rudolf Grasmug und Bernhard Hebert fördert nicht nur die fachliche Leistungsfähigkeit eines „Außenseiters“, sondern auch die notwendige „Vernetzung“ siedlungsgeschichtlicher Grundlagenarbeit. Das kulturpolitische Engagement der Stadt Feldbach ist beispielgebend und besonders dankbar zu würdigen.

1992

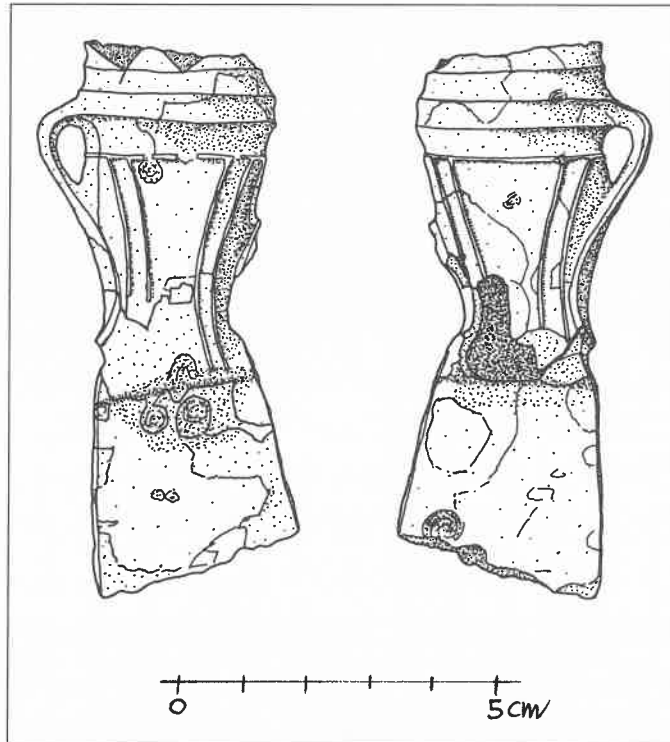
Die siedlungsgeschichtlichen Erhebungen (Begehungen, Befragungen, Vermessungen usw.) in der Gemeinde Hatzendorf (KG Habegg, Hatzendorf, Oedgraben, Stang und Tiefenbach) wurden weitergeführt und fast abgeschlossen. Einige Untersuchungen sind von der jeweiligen Vegetation abhängig (45 EE). Hinweise auf mittelalterliche, römische und urnenfelderzeitliche Siedlungsbereiche. Steinbeilfunde wurden lokalisiert, ein Bronzebeil bei systematischer Untersuchung eines relevanten Ackers gefunden, siehe Abb.; ebenfalls ein Mühlstein, Schmelzknollen und Tonscherben.

Organisatorische Betreuung der wissenschaftlichen Grabung durch Prof. Dr. Pochmarski und Studenten der Universität Graz in Kohlberg. Römerzeitliches Hügelgrab (16 EE).

Beginn der siedlungsgeschichtlichen Erhebungen in der Gemeinde Mühldorf (KG Mühldorf und Oedt) unter besonderer Berücksichtigung der Hinweise von Prof. Dr. Lippert (Universität Wien). Die siedlungsgeschichtlichen Bereiche der Gemeinde Mühldorf und der Stadt Feldbach überschneiden sich hinsichtlich heutiger Strukturen. Bezüglich des Ortsnamens ist auffallend, daß Mühlen im heutigen Ortsbereich nicht nachweisbar sind. Eine seinerzeitige Verlagerung des Ortsbereiches wird durch römische Hinweise wahrscheinlicher; das würde bedeuten, daß eine Mühle an der Raab maßgeblich war. Bisher wurden 28 EE aufgewendet.

Der in der Gemeinde Fehring (KG Petzelsdorf) befindliche und volkskundlich wertvolle „Knaushof“ verfällt und ist unter den derzeitigen Bedingungen m.E. nicht mehr zu retten, obgleich das BDA eine Förderung von S 200.000,- in Aussicht gestellt hat. Die völlige Unfähigkeit örtlicher Organisatoren und das politische Kalkül der Stadtgemeinde verhindern jedwede zielführende Vorgehensweise. Dazu kommt die letztlich ablehnende Einstellung des Besitzers (3 EE).

Tüllenaxt, Bronze
 FO.: Gem. Hatzendorf,
 KatGem. Stang.
 FV.: Tabormuseum Feld-
 bach.
 Zeichnung: Bundesdenk-
 malamt.



Die nicht gezählten Stunden an Schreibtischarbeit ausgenommen, die dem Fachkundigen bekannt sind, waren Erhebungsarbeiten im Feldbacher Vermessungsamt und Grundbuch, gelegentlich auch im Pfarrarchiv notwendig (68 EE), sowie ebensolche Arbeiten im Landesarchiv, gelegentlich im Diözesanarchiv (62 EE).

Die Stadt Feldbach ließ in der sogenannten „Villa Hold“ im 2. Obergeschoß einen längeren Gang sanieren, an dem die Arbeitsräume des Südoststeirischen Vereines für Heimatkunde und die des Pannoniahauses liegen und entlang der Wände beleuchtete Vitrinen anbringen. Dort habe ich eine Dokumentation „Beiträge zur Stadtgeschichte“ gestaltet. Sie ergänzt und visualisiert „Feldbach – Hundert Jahre Stadt“ von Rudolf Grasmug (Feldbach 1984).

1993

In Mühlendorf wurden die Erhebungen fortgesetzt. Der Umfang der offenen Fragen, den Steinberg betreffend, wird erkennbar; für die Prospektion ergeben sich erschwerende Bedingungen. Der riesige Steinbruch (Basalt) hat das Gelände völlig demoliert, so daß man sich vom ehemaligen Siedlungsbereich (Höhensiedlung) kein Bild mehr machen kann. Mittels alter Höhenschichtenpläne wird eine theoretische Rekonstruktion erfolgen, damit verbliebene, relevante Suchbereiche abgeschätzt werden können. Außerdem stehen recht gute Luftbilder zur Verfügung (20 EE).

Dem Raabtal östlich folgend, wurden Erhebungen in den Gemeinden Leitersdorf (17 EE) und Pertlstein (21 EE) begonnen. Erschwerend ist der Umstand, daß im Josephinischen Kataster 1789 hinsichtlich Pertlstein keine Flurnamen verwendet werden, die ansonsten wertvolle Hinweise bieten. In Pertlstein konnte ich gemeinsam mit Doz. Dr. Hebert eine römerzeitliche Villa lokalisieren; in die laufenden Vorbereitungen wurden die Grundbesitzer einbezogen. Herr Prof. Dr. Pochmarski hat seine wissenschaftliche Mitwirkung in Aussicht gestellt.

Kleinere Untersuchungen, aus aktuellem Anlaß, wurden in Kapfenstein/Pichla und Mahrendorf (6 EE), in Riegersburg/Altenmarkt (6 EE) und in Merkendorf (5 EE) durchgeführt. Es handelt sich um römische Hinweise. Herr Prof. Dr. Pochmarski hat in Kohlberg die wissenschaftliche Grabung weitergeführt und Reste, wahrscheinlich eines Dromos, vorgefunden (3 EE).

Der begleitende Text für die Ganggalerie in der sogenannten „Villa Hold“ in Feldbach „Beiträge zur Stadtgeschichte“ (siehe Berichtsteil 1992) wird in der nächsten Folge der „Feldbacher Beiträge zur Heimatkunde der Südoststeiermark“ publiziert; er erfordert weiterführende Erhebungen im Gelände, Befragungen und Arbeiten in den Archiven (26 EE).

Von der Grazer Urania wurde ich als ehemaliger Mitarbeiter (Urania Leibnitz mit Zweigstellen in der südlichen Steiermark) während meiner volksbildnerischen Tätigkeit im Volksbildungsheim Retzhof, eingeladen, die Geschichte der Grazer Urania zwischen ihrer Gründung 1919 und ihres gewaltsamen Endes 1938 darzustellen. Einerseits wird der Vergleich mit heutigen Strukturen der Erwachsenenbildung auf Interesse stoßen, andererseits beabsichtigte ich die mehr oder weniger schleichende NS-Unterwanderung zu dokumentieren, um die Richtigkeit der These „Wehret den Anfängen“ zu bekräftigen. Diese Arbeit wird demnächst abgeschlossen werden können.

Ein besonderes Projekt habe ich in der Gemeinde Gossendorf begonnen und mehr oder weniger abgeschlossen; restliche Vermessungsarbeiten erfolgen in der besseren Jahreszeit. Es handelt sich um umfassende Erhebungen und deren Dokumentation, beginnend bei frühgeschichtlichen Hinweisen und Funden, endend in der jüngeren Vergangenheit. Der siedlungsgeschichtliche Ablauf, so weit erkennbar und belegbar, wird außerdem in Beziehung gesetzt zum landschaftlichen Typus (Vulkanland) und zu den geologischen Bedingungen, was zusammen mit den klimatischen Ereignissen landschaftsformend war. Dazu kommen die Eingriffe des Menschen durch das Bewirtschaften. Z.B. werden abgekommene Bauten zunächst archivalisch erfaßt und dann im Gelände lokalisiert, damit Beobachtungen während diverser Grabungen (Wege- und Siedlungsbau, Planierungen, Kabelgrabungen etc.) rascher zugeordnet werden können. Dadurch bekommt die Bodendenkmalpflege wichtige Hinweise. Wirtschaftsgeschichtlich relevant ist die Dokumentation ehemaliger Mühlen, Haarstuben, Weinkeller etc. Im Verlauf dieser Arbeiten konnten drei römische Siedlungsbereiche, vielleicht Villen, geortet werden.

Auch soziokundliche Fakten ergaben sich nebenbei und oft zufällig. Es gibt keinen Grund, solche Informationen zu ignorieren, nur weil sie über den Rahmen der archäologischen und siedlungskundlichen Aufgabenstellung hinausreichen. Das betrifft u.a. das Problem der sogenannten „Findelkinder“ (1830–1870) oder Vorgänge der „Arisierung“ im ländlichen Bereich. Insgesamt wurden in diese Aufgabe 72 EE investiert.

Begleitende Arbeiten im Vermessungsamt Feldbach und im Grundbuch umfaßten 91 EE, solche im Landesarchiv 56 EE. Wiederum nicht gerechnet die vielen Stunden, die man vorbereitend und auswertend am Schreibtisch verbringt. Der finanzielle Wert dieser ehrenamtlichen Tätigkeit im Ausmaß einer Vollbeschäftigung, möglich seit meiner Pensionierung, beinhaltet u.a. das Anrecht, wenigstens die anfallenden Unkosten vergütet zu bekommen, was erfreulicherweise der Fall ist und hoffentlich so bleibt.

Nicht unerwähnt möchte ich die volksbildnerische Komponente dieser Tätigkeit lassen. Landeskundliche Bildung zu ermöglichen, wobei es ja nicht nur um Wissensvermittlung geht, sondern vor allem um das sogenannte „Geschichtsbewußtsein“ und um die Verpflichtung zu sinnhafter Tradierung

historischer Werte, wird anerkannt und u.a. durch die „Wartinger-Kurse“ auch realisiert. Durch eine Einbeziehung neuerer Methoden der Erwachsenenbildung, das Umsetzen ohnehin vorhandener didaktischer Ansätze (siehe „Wege zur Landeskunde“, Hrsg. W. Tscherne) könnten diese Kurse an Effizienz gewinnen, wobei mein Wunsch, genährt durch Erlebnisse in der Praxis, wäre, daß die „Absolventen“ dieser Kurse in der lokalen Kultur- und Bildungsarbeit aktiv und initiativ in Erscheinung treten. Insbesondere bedürften die ohnehin arbeitsmäßig überforderten Gemeinden der Mitarbeit bei der Führung der Gemeinde-Chronik und die Vereine der fachlichen Beratung, damit Chroniken tatsächlich das sind was die Wissenschaft erwartet (Information und Dokumentation). Die fälschlicherweise und mitunter auch dilettantisch verfaßten Ortsgeschichten als „Chronik“ bezeichnet, beweisen den bedauerlichen Mangel an verlässlichen Quellen. Die „Wartinger-Kurse“ benötigen meiner Meinung einer anleitenden Ergänzung, damit ihre Ergebnisse in der ortsgeschichtlichen Grundlagenarbeit zielführend angewendet werden. Ergänzend zum landeskundlichen Wissen sollten ausreichende Kenntnisse und Fertigkeiten für die örtliche Bestandsaufnahme und Dokumentation vermittelt werden.

Meine 45jährige Tätigkeit und Erfahrung in der Erwachsenenbildung veranlaßt mich, auch bei der hier berichteten Aufgabe, diese Erkenntnisse anzuwenden. Bei der Vorbereitung und Durchführung der ortskundlichen Bestandsaufnahme als Beitrag zur Siedlungsforschung, kommt es zu zahlreichen Begegnungen und Gesprächen mit den Ortsbewohnern, Grundeigentümern und Gemeindefunktionären. Dabei besteht die Chance, landeskundliches Wissen zu vermitteln und Verständnis für die Bodendenkmalpflege zu bewirken. Diese Information und Motivierung kann wesentlich konkreter, anschaulicher und intensiver gestaltet werden, als bei einer Vortragsveranstaltung oder bei einem Kurs, zumal der erforderliche Teilnehmerkreis ja nie anwesend sein wird. Die mit den Grundeigentümern durchgeführten Begehungen der Grundstücksgrenzen und die Markierung der Grenzpunkte ermöglicht, die geländemorphologischen Gegebenheiten und die Erkennungsmerkmale der Bodendenkmäler zu zeigen und zu besprechen, bzw. den geschichtlichen und wissenschaftlichen Wert dieser Objekte als wertvolle Zeugen der Vergangenheit begreiflich zu machen. Viele können sich nicht vorstellen, „wozu das eigentlich gut ist“ und „was man davon hat“. Vorsichtig kann auch so manche örtliche Überlieferung auf ihren Wahrheitskern hin untersucht und besprochen werden.

Bericht über die Tätigkeit im Bereich Denkmalpflege

von Ferdinand Fladischer

Die Restaurierungsmaßnahmen an der Kalvarienbergkirche in Kindberg konnten fortgesetzt werden und noch in diesem Jahr kommen die Elektroinstallationsarbeiten zum Abschluß.

Im Zuge der Ortsbilderneuerung im Stadtzentrum von Kindberg konnte die klassizistische Portalanlage aus dem 18. Jahrhundert – Schloßpforte als ehemalige Einfahrt durch die Schloßallee zum Schloß Oberkindberg – mit den beiden Sandsteinstatuen und Wappen Inzaghi restauriert werden.

Die gesamten Übermalungsschichten, Dispersionsfarben – 7 Schichten an der Fassade wurden entfernt, die Originalfassung freigelegt und im Fehlstellenbereich nach den Laboruntersuchungen rekonstruiert. Der Stuckzierat wurde gemäß Befund mit 23karätigen Blattgoldauflagen auf öligem Bindemittel versehen.

Die Färbelung ab dem horizontalen Gesims unter der Wappenkartusche auf den Neuputzflächen wurde mit Sumpfkalk gemäß der Erstpolychromierung (Befundanalyse) vorgenommen. Der bestehende, mehrmals ausgebesserte fragmenthafte Putz war durch die Dispersionsfarbenanstriche verrottet, mußte abgenommen und erneuert werden. Die Tinkturen an der Wappenkartusche wurden nach den Laboruntersuchungen, welche vom Bundesdenkmalamt ausgeführt und in Absprache mit diesem unter Bezugnahme der Internationalen Carta für die Erhaltung und Restaurierung von Kunstdenkmäler und Denkmalgebieten, Venedig 1964, sowie den heraldischen Grundsätzen erstellt.

Bei den Stuckzieraten und den Putzflächen an der Vor- und Rückseite der Schloßpforte im Bereich über dem horizontalen Gesims wurde die Originalsubstanz erhalten. Die im 19. Jahrhundert in die seitlichen Bögen eingesetzten Schmiedeeisengitter und darüber angebrachte Beleuchtungskörper wurden einer mechanischen Entrostung und anschließenden Rostschutzbehandlung sowie der Beschichtung mit einer Ölfarbe unterzogen.

Das Dach und die Gesimsabdeckung wurde neu mit Ziegel, dem historischen Bestand entsprechend, gedeckt. Die beiden Sandsteinstatuen wurden durch die Firma Johann Schweighofer, Steinbildhauer/Restaurator, Pöllauerg konserviert und die Oberfläche mit einer Kalkschlemme gefaßt.

Bezüglich der Filialkirche Hl. Georg fand am 9. September 1992 im Stadtamt Kindberg, in Anwesenheit von Herrn Landeskonservator Hofrat Dr. Friedrich Bouvier, Herrn Karl-Heinz Weiß, beide Bundesdenkmalamt Landeskonservatorat Steiermark, Herrn Bürgermeister OSR Dir. Franz Seidl, Herrn Stadtamtsdirektor Dr. Helmut Lautner, Herrn Kulturreferent Dir. Karl Hofmeister, alle Stadtgemeinde Kindberg, Herrn Johann Broidler, Obmann des Vereines zur Erhaltung des Kindberger Kalvarienberges, Herrn Rechtsanwalt Dr. Hans Kröppel als Eigentumsvertreter von Herrn Roland Kunz (Besitzer der Filialkirche Hl. Georg) und Herrn Ferdinand Fladischer, Restaurator, eine Besprechung statt.

Alle Beteiligten zeigten ein großes Interesse an der Erhaltung dieser Filialkirche.

Die Gemeinde zeigt Ambitionen am Ankauf dieses Objektes. Der derzeitige Kaufpreis liegt bei S 200.000,-, lt. Brief von Dr. Kröppel per 31. August 1992, 1/C, so daß das Objekt in das „Öffentliche Gut“ übernommen werden könnte.



Sandsteinskulptur an der klassizistischen Portalanlage zum Schloß Oberkindberg.



Sandsteinskulptur an der klassizistischen Portalanlage zum Schloß Oberkindberg.

Der Landeskonservator, Hofrat Dr. Bouvier, wird eine Bestandsaufnahme durch einen Ziviltechniker beauftragen, der die erforderlichen Restaurierungsmaßnahmen bzw. das Konzept hierfür in Zusammenarbeit mit mir festlegen wird. Nach Erstellung dieses Projektes durch den Ziviltechniker wird der Ausschuß des Vereines zur Erhaltung des Kindberger Kalvarienberges beraten, ob er die Restaurierungsmaßnahmen leitet und die Geschäftsführung übernehmen wird.

Seitens des Bundesdenkmalamtes Landeskonservatorat Steiermark, Herrn Landeskonservator Hofrat Dr. Bouvier, wurde als Sofortmaßnahme ein Subventionsbetrag in der Höhe von S 200.000,- für die Dachdeckung in Aussicht gestellt, so daß grundlegend die Substanz gesichert werden kann. Das Stadtgemeindeamt Kindberg erklärte sich bereit, Arbeiten im Zuge der Dachreparaturen bzw. Zimmermannsarbeiten am Dachstuhl zu leisten.

Das Abkommen, welches mit Herrn Univ.-Prof. Dr. Hermann Baltl bezüglich der archäologischen Untersuchungen getroffen wurde, ist aufrecht und es wird im Einvernehmen mit Landeskonservator Hofrat Dr. Bouvier und Herrn Dr. Bernhard Hebert mit den Grabungsarbeiten begonnen, zu denen auch die Stadtgemeinde nach wie vor gewillt ist, die versprochenen Leistungen zu erbringen.

Ich hoffe, daß die Angelegenheit bis Ende des Jahres 1992 einer positiven Lösung hinsichtlich des Eigentümers zugeführt werden kann.

Wie Sie den Medien entnehmen konnten, war es möglich, nachdem alle Verhandlungen um die Sanierungen Burg Oberkapfenbergs gescheitert sind, daß das Stadtgemeindeamt Kapfenberg nunmehr vom Eigentümer Josef Wilhelm Graf Stubenberg die Burg Kapfenberg, den Parkplatz und den Lorettohügel um ca. S 1,5 Millionen gekauft hat. Für die Burg selbst ist es höchst notwendig, daß klare Besitzverhältnisse geschaffen wurden. Dem Verfall der Substanz wurde im heurigen Sommer durch zahlreiche Vandalenakte nachgeholfen. Um das Objekt vor Winterschäden zu bewahren, werden sofortige Maßnahmen seitens der Stadtgemeinde Kapfenberg eingeleitet und eine rasche Substanzsicherung in Absprache mit dem Bundesdenkmalamt Landeskonservatorat Steiermark ausgeführt.

Ein Verein soll gegründet werden, dessen Ziel es ist, die größten Schäden zu sanieren und dadurch die Burg wieder nutzbar zu machen.

Die Instandsetzungsarbeiten an der Lorettokapelle selbst sind weitgehend Dank dem Förderer Herrn Karl Fölzer, Kapfenberg, abgeschlossen. Die Fresken an der Donatuskapelle bedürfen einer eingehenden Restaurierungsmaßnahme, die in das Planungskonzept der Gesamtrestaurierung des Ensembles einbezogen werden.

Im Zuge der Restaurierungsmaßnahmen an kirchlichen Bauwerken wurden von mir umfangreiche Gutachten erstellt, die nicht im Detail genannt werden, da sie den Rahmen der Berichterstattung überschreiten würden.

Bericht über die Tätigkeit im Bereich Murau

von Wolfgang Wieland

Hauptplatz–Neugestaltung

Wie in vielen steirischen Städten, so ging auch die Stadt Murau daran, den Hauptplatz und die Straßenzüge der Innenstadt neu zu gestalten. Diese Erneuerungsarbeiten, in die u.a. auch der Raffaltplatz im Hinblick auf die Landesausstellung 1995 in Murau einbezogen wird, erstrecken sich auf die kommenden Jahre. Die Versetzung der den Hauptplatz beherrschenden Steinsäule mit der Statue der Hl. Maria Immaculata aus dem Jahr 1717 (von Max Schokotnigg) konnte aufgrund des Widerstandes der Bevölkerung verhindert werden. Auf meine Initiative wurden die sechs Pestheiligen–Statuen des Judenburger Bildhauers Balthasar Prandstätter (hl. Josef, hl. Franz Xaver, hl. Karl Borromäus, hl. Antonius von Padua, hl. Rochus, hl. Sebastian) mit Unterstützung des Bundesdenkmalamtes restauriert und nach fast 90jähriger Abwesenheit wieder rund um die Säule postiert. Damit ist nun die pyramidenförmig ansteigende barocke Pestmotivgruppe auf dem Murauer Hauptplatz in ursprünglicher Form komplett. Die sechs Figuren kamen 1906 vom Hauptplatz auf den Kirchplatz und im Jahr 1975 wegen ihres desolaten Zustandes in das Heimatmuseum. Das Denkmalamt war in den fünfziger Jahren der Meinung, daß diese lebensgroßen Figuren aufgrund des fortgeschrittenen Verfalles nicht mehr restauriert werden könnten.



Aufstellen der restaurierten barocken Pestheiligen auf die neuen Sockel am 23. und 24. April 1992. Die Statuen wurden vom Restaurator Jan Michalek unter Aufsicht des Bundesdenkmalamtes restauriert. Die vom Judenburger Bildhauer Balthasar Prandstätter 1723 gefertigten lebensgroßen Figuren sind aus Kalksandstein und erhielten nun einen Kalkanstrich als „Opferschicht“.

Innenrenovierung der Kapuzinerkirche

Im Sommer 1992 erfolgte die grundlegende Innenrenovierung der Kapuzinerkirche in Murau, wobei besonders Bedacht genommen worden ist, daß der schlichte Charakter einer Kapuzinerkirche erhalten bleibt. Der Hochaltar wurde um 3,5 m nach Norden versetzt, wodurch ein größerer Kirchenraum entstand und die Aufstellung eines neuen Volksaltars möglich wurde. Bei Grabarbeiten anlässlich der Elektroinstallation westlich des Hochaltars kamen in einer Tiefe von 30–40 cm einige Tonscherben zutage, die Dr. Hebert vom Bundesdenkmalamt zur Begutachtung übernahm. Nach vielen Gesprächen wurde dem Wunsch des Denkmalamtes entsprochen und das Kommuniongitter belassen, wengleich es nicht mehr benützt wird. An den Arbeiten beteiligten sich knapp 100 freiwillige Helferinnen und Helfer, wodurch die Kosten etwas niedriger gehalten werden konnten.



Kapuzinerklosterkirche Murau 1991. Die Mensa des ehem. Hochaltars wird soeben abgetragen, nachdem die neue Mensa für den Hochaltar 3,5 m nördlich bereits aufgebaut worden ist (Mai 1991).

Fünfzehn Höhenfeuer im Bezirk

Anlässlich des Jubiläums „800 Jahre Vereinigung der Steiermark mit Österreich“ sind im Bezirk Murau von verschiedenen Vereinen und Organisationen insgesamt 15 Höhenfeuer entzündet worden, und zwar auf folgenden Berggipfeln bzw. Anhöhen: Kristamoar bei Scheifling, Lindberg, Grebenzen, Lachtal, Zirbitz–Kulmeralm, Pleschaitz, Greim, Traunriegel am Freiberg bei Ranten, Preber, Stolzalpe, Frauenalpe, Kreischberg, Gstoder, Sonnberg bei Stadl und Burgstall am Wachenberg bei Schöder. An der Vorbereitung und an dem Abbrennen der Feuer beteiligten sich folgende Vereine und Organisationen: die Landjugend, der Alpenverein, die Bergrettung, die Bergwacht, der Touristenklub, der Fremdenverkehrsverein, der Heimatkreis und die Gemeinden.

Irenfritzhof, teilweiser Abbruch

In der Gemeinde Falkendorf bei St. Ruprecht gefährdeten die Mauerreste neben der Bundesstraße 97 die Verkehrsteilnehmer oder auch etwaige Besucher. Es sind dies die Reste des ehemaligen Zehenthofes Irenfritzhof des Erzbischofs von Salzburg. Dieser Hof wird 1355 erstmals urkundlich und 1416 als erzbischöflicher Zehenthof genannt. Mit Intervention des Bezirkshauptmannes von Murau konnte der komplette Abbruch verhindert werden. Es wurden die Mauerteile lediglich bis auf das Erdgeschoß abgetragen.



Irenfritzhof in der Gemeinde Falkendorf bei St. Ruprecht ob Murau vor dem Abtragen der Mauerreste. Nun blieb das Erdgeschoß erhalten. Der Irenfritzhof ist 1355 urkundlich erstmals genannt und war seit 1416 Zehenthof des Erzbischofs von Salzburg.

Armensünderssäule erhielt Bilderschmuck

Eine der ältesten und gewiß auch eine der schönsten Steinsäulen in der Steiermark, die aus der Zeit um 1400 stammende Armensünderssäule in Murau, hatte in ihren 4 Nischen seit vielen Jahren keinen Bilderschmuck mehr. Mit Beratung des Denkmalamtes und des Diözesanmuseums fertigte der heimische Hobbykünstler Hans Schattner vier Keramik-Reliefbilder an, die nunmehr die Säule schmücken und wegen ihrer Unempfindlichkeit gegen Sonne, Regen, Eis und Schnee besonders haltbar sind. Sie zeigen folgende Motive: Schutzmantelmadonna, den Gekreuzigten, den auferstandenen Heiland und den Erzengel Michael.

„Stumme Zeugen erzählen“

Der Gefertigte berichtet seit einiger Zeit für die Rubrik „Stumme Zeugen erzählen“ im Murauer Pfarrblatt über Bildstöcke, Kapellen und Marterln und stellt sie bildlich dar. Damit soll einerseits bewirkt werden, daß die Bewohner über die Entstehung dieser Zeichen des Glaubens informiert werden und sie daher mehr beachten und andererseits, daß die Öffentlichkeit über so manchen schlechten Bauzustand der Bildstöcke aufmerksam gemacht wird.

Bericht über die Tätigkeit im Bereich Arzberg und Passail

von Gertrud Neurath

Anlässlich der Jahrestagung der „Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark“ im Oktober 1991 in Bad Aussee kam auch kurz das Thema Matriken zur Sprache. Da ich mich seit etwa einem halben Jahrhundert mit diesem Fragenkreis beschäftige, habe ich einen informativen Artikel über dieses Thema verfaßt, welcher nachfolgend abgedruckt wird. Darin ist auch das „Arzberger Familienbuch“ vorgestellt, welches 1687 beginnt und jährlich ergänzt wird.

Ein Vortrag über Ortsgeschichte, aber nicht als „Vortrag“ sondern „... erzählt aus der Vergangenheit von Arzberg“ fand im März 1992 statt. Etwa 20 % der Bevölkerung waren gekommen. Das war eine der vielen Aktivitäten, welche die 587 Einwohner zählende Gemeinde anlässlich eines Gedenkjahres herausbrachte. Dieses Jubiläumsjahr wiederum wurde anlässlich der 750-Jahrfeier der ersten Nennung unseres Dorfes begangen: am 12. Juli 1242 schenkte Friedrich II. der Streitbare aus dem Hause Babenberg dem Bischof Heinrich von Seckau große Teile der jetzigen Gemeinde Arzberg. Die Verfassung dieser Festschrift, herausgegeben und verlegt von der Gemeinde Arzberg, war meine Hauptarbeit im vergangenen Jahr. Diese Publikation umfaßt rund 130 Seiten mit 65 Bildern und hat eine Auflagenhöhe von 2.000 Stück. Vom Inhalt her sind zu nennen: Vorwort Landeshauptmann Dr. Josef Krainer, Bezirkshauptmann Hofrat Dr. Alfred Heuberger, Georg Kilian, Bürgermeister der Partnerstadt Arzberg in Oberfranken, Bürgermeister Josef Winter, Die Urkunde von 1242, Die Gemeinde Arzberg, Kirche und Pfarre, Burg und Ruine Stubegg, Der Bergbau, Das Sensenwerk, Die Schule, Das Heimatmuseum, Hochwasser und andere Katastrophen und die Geschichte von etwa 200 Häusern, davon 52 abgekommene. – Diese Festschrift richtet sich an die Bevölkerung von Arzberg und wurde von dieser sehr positiv aufgenommen. Aus meiner Sicht ist die Broschüre das Ergebnis von etwa 40 Jahren Erforschung der Geschichte unseres Dorfes.

Der Bürgermeister setzte auf meinen Wunsch eine kleine Linde. Daneben steht eine Tafel: Gepflanzt 1992 im Gedenken an die erste Nennung unseres Dorfes vor 750 Jahren.

Über meinen Antrag gab die Gemeinde eine mehrfarbige Ansichtskarte heraus, nach einem Aquarell des gebürtigen Arzbergers Akad. Maler Prof. Peter Stübinger (1911–1987), Auflage 3.000 Stück.

Mein Geleitwort lautete: „Als ich am 9. November 1945 nach Arzberg kam, nahm mich die Geschichte dieses Gebirgsdorfes voll gefangen. Da gab es die alte Knappenkirche über dem Ort, die verlassenen Stollen ringsum, und täglich ging ich an den verfallenen Gebäuden des ehemaligen Sensenhammers vorbei. Dann war der Aufstieg über den steinigen und im Winter total vereisten Rittersteig zur Jahrhunderte alten Volksschule und wenige Meter vor den Fenstern meines Klassenzimmers stand die Ruine Stubegg. – Geschichte und Kunstgeschichte hatten mich, wohl vom Elternhaus her beeinflusst, schon immer interessiert. – Bald begann ich mich mit der Ortsgeschichte von Arzberg zu beschäftigen und diese Festschrift ist gleichsam das Ergebnis meiner mehr als 40jährigen Tätigkeit des Forschens und Suchens in der Vergangenheit dieses mir so lieb gewordenen Fleckchens Erde, das uns allen Heimat, Stolz und Freude ist. Es ist mein Wunsch, daß diese hier vorliegende Festschrift allen Lesern soviel Freude bringen möge wie mir die Arbeit i n u n d ü b e r Arzberg Freude gebracht hat.“



Arzberg, gemalt von akad. Maler Prof. Peter Stübinger, 1950.

Auf meinen Wunsch hin wurde das 1977 unter meinem Namen von der Steiermärkischen Landesregierung genehmigte Wappen der Gemeinde Arzberg in Sgrafito an der Südwand des neuen Schulhauses angebracht, ausgeführt von Franz Reisinger, Teichalm. Der Wappentext lautet: in grünem Schild eingestürzter silberner Anker unterlegt vom silbernen Bergwerkszeichen.



Zusätzlich zu meinen Aktivitäten anlässlich dieses 750-Jahr-Gedenkens bot sich an Arbeit an:
Weiterführung des Arzberger Familienbuches, welches in meinem Artikel „Die Matriken der Pfarre Arzberg“ genauer vorgestellt wird.

Weitere Betreuung meines von mir vor 32 Jahren gegründeten Heimatmuseums Arzberg. Der seinerzeit von der Gemeinde Arzberg geplante Verkauf des Gebäudes (Altes Schulhaus, ehemaliger Maierhof Stubegg) an einen Cafetier in Passail zur Errichtung einer Diskothek wurde von der Steiermärkischen Landesregierung nicht genehmigt. Nun behält die Gemeinde das etwa 600 Jahre alte Haus

in ihrem Eigentum. Die ehemaligen Schulklassen und die Nebenräume werden zu fünf Wohnungen ausgebaut, das Heimatmuseum bleibt im bisherigen Raum erhalten.

Die Reihe „Wie es früher einmal war“ führe ich in der Firmenzeitschrift Baumarkt Reisinger fort, Auflage 53.000 Stück. Die seit 1986 in bisher 50 Nummern erschienenen Fortsetzungen hatten als Titel: Geschichte der Pfarre Passail – Dienstleut – Altersversorgung in alter Zeit – Taufnamen, Modenamen – Der Römerstein von Passail (nach Dr. Ekkehard Weber) – Alte Schriften im Turmknauf von Passail – Das Sensenwerk Arzberg – Bergbau in Arzberg – Berühmte Passailer: Schuldirektor und Komponist Franz Arnfelder, Peter Engelbrecht, Bischof von Wiener Neustadt, Der Schauspieler Kilian Brustfleck (Goethezeit), Der Wundarzt Jakob Ludwig De Crinis († 1816), Der Wetterpeterl, ein Passailer Original – Der Flachs und seine Verarbeitung – Umweltprobleme in alter Zeit – Hofgeschichte Jagerstefl am Oberbuchberg – Handwerk in alter Zeit – geplant sind: Hausgeschichte „Hofhaus der Stubenberger in Passail“ und Jahrmärkte.

Außerdem führe ich die Pfarrchronik Arzberg (seit 26 Jahren) und die Gemeindechronik (seit 10 Jahren).

Bericht über die Tätigkeit im Bereich Hartberg (1992–1993)

von Fritz Huber

Die Tätigkeit des Berichterstatters umfaßt in den Berichtsjahren 1992/93 organisatorische Aufgaben, solche der Koordination und kritischen Beobachtung, des weiteren konkrete Überlegungen, Vorschläge und Maßnahmen in Fragen der Ortsbildgestaltung und der Bewahrung historisch relevanter Güter, schließlich kleinere Forschungsbeiträge.

Korrespondententagung der Historischen Landeskommission für Steiermark

Die Arbeitstagung 1992 der Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark vom 1. bis zum 3. Oktober in Hartberg zu organisieren, die Voraussetzungen für den effizienten Verlauf der Veranstaltung insbesondere an den ersten beiden Tagen zu schaffen und in dieser Zeit zu kontrollieren war die wichtigste Aufgabe des Berichterstatters im Jahre 1992.

In einem kurzen Referat ging es am Eröffnungsabend um die Ortung des Stellenwerts ausgewählter Epochen in der Stadtgeschichte Hartbergs, insbesondere um deren relevanten Zusammenhang (a) mit dem Steiermark–Österreich–Jubiläum 1192–1992 und (b) mit Leitmotiven bzw. Themenbereichen der Landesausstellungen auf Trautenfels und Strehau.

(a) Hartbergs Entwicklung ist im 12. Jahrhundert ein integrierender Bestandteil im Gestaltungsprozeß der Landwerdung, deren qualitative Einzigartigkeit wiederum die Voraussetzung für die Rechtsvorgänge von 1186. Nach dieser später – im landesgeschichtlichen Vergleichsbereich – nie wieder erreichten Bedeutungsfülle kommt Hartberg in Stadtrecht und Freiheiten die Zuordnung des Schicksals einer steirisch–österreichischen Kleinstadt zu.

(b) Den vergeblichen Kampf der Hartberger Bürgerschaft gegen die im 16. Jahrhundert patrimonial gewordene Stadtherrschaft sowie für die Erhaltung einer Reihe von Privilegien und damit von Rechten, Lebensgewohnheiten und Entfaltungsmöglichkeiten, in denen sie zunehmend beeinträchtigt, betrogen und beschnitten werden, beendet im 17. Jahrhundert eine Politik der Maßregelung und Disziplinierung, die im Sinne der die Gegenreformation stützenden Stadtherren und des landesfürstlichen Absolutismus liegt.

Auf die mit dem zweiten Band 1990 abgeschlossene umfassende „Geschichte des Verwaltungsbereiches Hartberg“ von Fritz Posch wird verwiesen, desgleichen auf die kritische Bearbeitung der hartbergbezogenen Rechtsquellen, die über Initiative von Hermann Baltl Alois Kernbauer vornimmt. Ediert werden sie voraussichtlich 1994 in den FONTES RERUM AUSTRIACARUM.

Eine in Zusammenarbeit mit dem Berichterstatter von Erich Bohlander (Hartberg) professionell produzierte Tonbildschau präsentierte im Anschluß an den Kurzvortrag den Gästen „Streifzüge durch Hartbergs Vergangenheit“.

Integrierender Bestandteil der Arbeitstagung vom 2.10.1992 waren Stadtbegehung und die Vorstellung des vom hiesigen „Historischen Verein“ (Obmann Alfred Glehr; Museumsleiter Franz Groß) eingerichteten Museums. Stadtpfarrer August Janisch thematisierte vor allem die Frage der Karner–Restaurierung.



*Teilnehmer an der Arbeitstagung der
Korrespondenten der HLK in Hartberg,
1992.*

Organisation und Gestaltung des Exkursionsprogramms am dritten Veranstaltungstag lagen in den kompetenten Händen der Korrespondenten-Kollegen Ferdinand Hutz (Vorau) und Johann Huber (Grafendorf).

Erwähnenswert sind vielleicht zwei Versuche einer interdisziplinären Auflockerung:

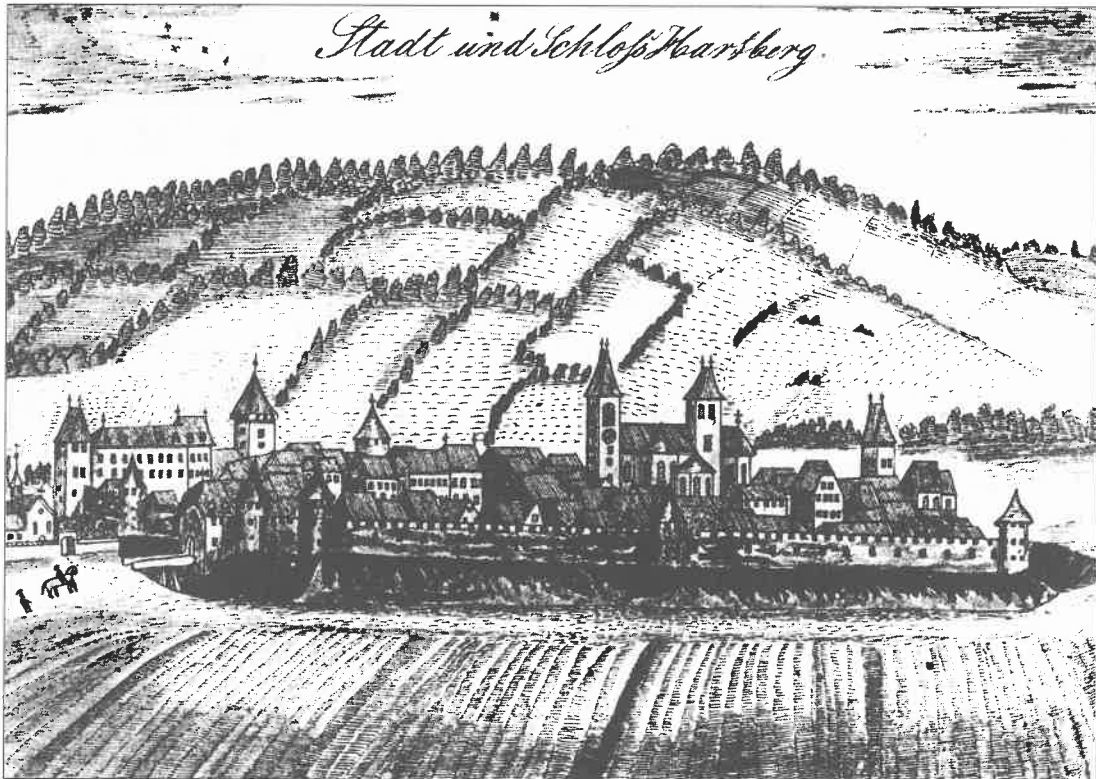
(a) Weinkultur, auch in ihrer geschichtlichen Dimension, Kommentierung und Verkostung in einem – regionalen landwirtschaftlichen Strukturen entsprechenden – Kleinbetrieb an der Bezirksgrenze (Buschenschank Karl Breitenberger, Kaibing);

(b) der den dritten Tag beschließende Besuch an der alten Lafnitz-Grenze, wo naturbelassene Flußlandschaft und Grenzsteine aus der Mitte des 19. Jahrhunderts das beeindruckende Ambiente der Konfinen vermitteln.

Ortsbildgestaltung und Altstadterhaltung

Realitätsbezogen gesehen sind, wie jüngst das Beispiel des Murauer Raffaltplatzes (Erchtagmarktes) lebhaft veranschaulicht, in Fragen der Ortsbildgestaltung und Erhaltung wie Sanierung des Altstadt-kerns die Möglichkeiten des Korrespondenten eingeschränkt.

Immerhin ist es im Rahmen des „Historischen Vereins Hartberg“ und mit Unterstützung in der Sache ähnlichdenkender Interessenten gelungen, einige den historischen Charakter des Ortsbildes im Falle der Verwirklichung störende Bauvorhaben zu verhindern oder zu modifizieren, wozu die sachliche und partnerschaftliche Gesprächsbereitschaft der Stadtgemeinde Hartberg unter Bürgermeister Manfred Schlögl beigetragen hat. Nicht realisiert wird so der Plan eines mehrgeschossigen Parkdecks, das den Charakter des deutlich ausnehmbaren nord-östlichen Abschlusses der Stadtbefestigung unwiederbringlich zerstört hätte.



Stadt und Schloß Hartberg (nach M. Vischer 1681).

Das Sanierungs- bzw. Neugestaltungskonzept des entlang der zum Teil noch erhaltenen Westmauer der Stadtbefestigung mit dem „Reckturm“ angelegten „Alten Stadtparks“ wird insofern geändert, als die signifikante und charakteristische Muldenform des früheren Zwingers im wesentlichen erhalten bleibt.

Neben herzeigbaren Erfolgen bleiben gewiß manche Fragen der Ortsbildgestaltung offen; voraussichtlich ergeben sich einige im Zuge der Erweiterung der Fußgängerzone unter Einbeziehung des Hauptplatzes, dessen Neugestaltungskonzept noch kritisch zu analysieren ist. Darüber hinaus ist eine verstärkte Aktualisierung der Parkplatzfrage zu erwarten, die erfahrungsgemäß vor dem Altstadtbereich nicht haltmacht.

Projekte

Aus der Sicht des seit 1993 von Josef Strauß geleiteten „Historischen Vereins Hartberg“, in dessen Rahmen zumeist der Berichterstatter als Korrespondent seine Aufgaben wahrnimmt, des weiteren im Sinne der Stadtgemeinde, engagierter Gemeinderäte und Interessierter, in vielem vor allem auch der Stadtpfarre darf zum Zeitpunkt Ende 1993 eine ganze Reihe von Projekten als erfolgreich im Abschluß oder im Stadium einer zielorientierten definitiven Entscheidung bezeichnet werden.

Letzteres gilt namentlich für die – seit dem Erwerb durch die Stadtgemeinde (1980), also über ein Jahrzehnt bemüht, aber mühsam diskutierte Frage von Sanierung, Umbau und künftiger Funktion des Schlosses Hartberg, dessen bedenkliches Schicksal nach Jahren der Verunsicherung, Unentschlossenheit und wenig erfolgreichen Kampfes um die finanziellen Grundlagen und Voraussetzungen Diether

Kramer den Teilnehmern an der Korrespondententagung 1992 präsentiert hat. Nach der in erster Linie von Bürgermeister Manfred Schlögl wirksam geregelten, schwierigen, in dieser Form und zum Zeitpunkt eher unerwartet erfolgten Sicherstellung der Finanzierung werden unter Berücksichtigung der Anregungen des Denkmalmamtes in zwei Baustufen zunächst der Arkadentrakt (Schulungs- und Bildungszentrum), in weiterer Folge der ältere Baubestand des Palas-Traktes (Repräsentationssaal – der sogenannte „Rittersaal“ – wird ein nach oben, in die Dachschräge offener Mehrzwecksaal mit umlaufender U-förmiger Galerie; Gastronomiebetrieb im Untergeschoß) umgebaut.

Probleme aufwerfen könnten Maßnahmen im Bereiche des Schloßareals, welche das einzigartige Ambiente stören, und die im vorliegenden Projekt (noch) nicht vorgesehene und auch nicht mit dem Bundesdenkmalamt (BDA) abgesprochene dritte Baustufe, die westlich des Palas auf einem Teil der Grundmauern der mittelalterlichen Burg einen Glaskubus als Neubau brächte.

Die gleichfalls seit langem diskutierte, nach dem Brandanschlag im Sommer 1991 aber dringlich gewordene Restaurierung des in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts aus Schildbacher Muschelkalk erbauten, im 13. Jahrhundert geringfügig veränderten Karners konnte im Herbst 1993 nach finanzieller Sicherstellung (die nach Abzug der Versicherungssumme verbleibenden, nicht unerheblichen Gesamtkosten teilen sich zu je einem Drittel Diözese, Land und Gemeinden des Pfarrbereiches) abgeschlossen werden.

Basis und Stützmauer sind stabil und von konsistenter Güte, lockere Bau- oder Zierteile wurden ersetzt bzw. bearbeitet, die Fassade entsprechend den Vorstellungen des BDA gereinigt. Das sehr gelungene Resultat läßt sich an der ungemein gehobenen Ausdruckskraft der romanischen Formensprache insbesondere aus der Perspektive eines Standortes in der tiefergelegenen Michaeligasse, der einstigen Durchzugsstraße, ersehen; namentlich auch die so selbstverständlich plazierte wirkenden Bausteinquader des unverkennbar heimischen Muschelkalks.

Beeindruckend sind gleichfalls die Ergebnisse einer auch in der Rezeption der Entstehungsgeschichte gründlichen, sauberen und professionellen Freskenrestaurierung, über die ein in der unten erwähnten Zeitschrift „Steinpeißer“ veröffentlichter Bericht der Restauratoren (Ekkehard Fritz; Robert Zenger) Aufschluß gibt.

Wichtig ist, daß es dem Team gelang, den ordinär und aufdringlich wirkenden Charakter der Konturen zu paralysieren. Darüber hinaus wurde im Einvernehmen mit dem BDA Wien in einem Bildfeld die Übermalung des 19. Jahrhunderts abgenommen. Nach Retuschierung der Fehlstellen im freigelegten Fragment einer Apostelfigur zeigen sich wohlthuend die sanfte Eleganz der Farbe, die eigentliche Malbewegung neben den signifikanten spätromanischen Stil- und Gestaltungsmitteln. Unter Hinweis auf internationale Vergleichsbereiche ist es, die finanzielle Absicherung voraussetzend, aus der Sicht des Berichterstatters nach wie vor wünschenswert, möglichst viele Kompartimente der oberen Bildfelderreihe in ihrem romanischen Erscheinungsbild zu erschließen.

Auch die Restaurierung des in formal-ästhetischer wie inhaltlicher Gestaltung aufregendsten unter allen Römersteinen des Hartberger Einzugsbereichs, des römisch-kaiserzeitlichen Triptychons mit den bewegten Szenen aus der dionysischen Mythenwelt wurde nach zahlreichen Anläufen und Vorstößen des hiesigen Historischen Vereins, dank der Zähigkeit kompetenter Kulturgutpfleger (Hans Hofer, Hartberg) sowie der entschiedenen Unterstützung seitens des Bürgermeisters und des Stadtpfarrers in Angriff genommen und zum Abschluß gebracht. Seit den 50er-Jahren (Erna Diez; Walter Modrijan) gewürdigt, Gegenstand der wissenschaftlichen Rezeption, aber auch des Appells zur Kon-

servierung und eventuellen Standortverlegung, zuletzt urgiert von Diether Kramer (Korrespondententagung 1992), findet das im Sinne des photographischen Dokumentationsmaterials (Erna Diez, 1954) restaurierte Relief im sogenannten „Gwölb“ in den Räumen am Kirchplatz seinen neuen Präsentationsort, eine Kopie erhält das Museum, eine weitere wird an gewohnter Stelle in die Stützmauer des Karners (Aufgang von der Michaeligasse) eingelassen.

Entwurmung, Reinigung und mechanische Sicherung der wertvollen spätgotischen Kreuzigungsgruppe (um 1500), die aus der in josephinischer Zeit abgetragenen Magdalenskirche stammt, zählen ebenso zu den gelungenen Projekten des Jahres 1993, das in seinem Ausklang, kurz vor Weihnachten eine interessierte Öffentlichkeit mit der von der Hartberger Ethnologin Susanne Haupt initiierten, redigierten und gestalteten Zeitschrift „Steinpeißer“ überraschte. Die inhaltlich anspruchsvolle und in ihrem formalen Erscheinungsbild freundliche erste Ausgabe dieser jährlich erscheinenden „Zeitschrift für Geschichte und Kultur des Bezirkes Hartberg“ enthält u.a. Beiträge von Gottfried Allmer, Susanne Haupt und den beiden oben erwähnten Restauratoren der Karner-Fresken.

Sonstiges

Die mittlerweile dringend gewordene Sanierung der VILLA RUSTICA in Löffelbach begann Juli/August 1992 mit Grabungen unter Erich Hudeczek und wird mit der Behebung der vor allem wetterbedingten Schäden im Frühjahr 1994 (Institut für Bodenfunde, Universität Wien) fortgesetzt. Der Historische Verein Hartberg übernahm einen Teil der Verpflegungskosten, welche für die an der Grabung beteiligten Studenten der Universität Graz anfielen.

Das vom Historischen Verein Hartberg eingerichtete und betreute Stadtmuseum beherbergte 1992 die Präsentation „Peter Rosegger in Hartberg“ als kleinen analogen Beitrag zum Thema der Landesausstellung. Eine weitere Ausstellung, diesmal parallel zur Landesausstellung in Pöllau, plant 1994 Museumsleiter Franz Groß. Historisch Interessierten werden 1994 wie in den Jahren zuvor wieder (möglicherweise vermehrt) Vortragsabende und kulturgeschichtlich orientierte Exkursionen angeboten.

Die Landesausstellung 1994 ist auch ein Impuls für das Kulturreferat der im Einzugsbereich des Präsentationsortes gelegenen Bezirkshauptstadt. Kulturreferent Friedrich Polzhofer plant die Realisierung des Projektes „Hartberg auf dem Weg – Reiche Vergangenheit auf dem Weg in eine lebenswerte Zukunft“.

Übergabe des Firmenmuseums der Maschinenfabrik Ferdinand Krobath an das Museum im Tabor in Feldbach

von Rudolf Grasmug

Anlässlich des 40jährigen Bestehens des Feldbacher Heimatmuseums¹ übergab am 20. Juni 1992 Ing. Ferdinand Krobath die von seinem Mitarbeiter Johann Praßl aufgebaute Sammlung, die in einem vom Unternehmen im Jahre 1980 anlässlich des Firmenjubiläums „100 Jahre Maschinenfabrik Krobath“² restaurierten Taborteil untergebracht ist.

Die Anfänge des Betriebes liegen in Kirchberg an der Raab, wo Ferdinand Krobath (1851–1935) bereits Häckselmaschinen, Obstmühlen und Handspritzen herstellte. Der Firmengründer hatte erkannt, daß es notwendig war, den nach 1848 selbständig gewordenen Bauern durch die Produktion von einfachen Maschinen die Arbeit zu erleichtern. Noch um die Jahrhundertwende waren Maschinen auf oststeirischen Bauernhöfen eine Seltenheit. In seinem Bestreben, näher an die 1873 eröffnete Ungarische Westbahn heranzurücken, verlegte er seinen Betrieb von Kirchberg nach Mühldorf bei Feldbach³ und schließlich nach Erwerbung der ehemaligen Ledergerberei Bierbauer⁴ an die Raab und damit in die unmittelbare Nähe des Feldbacher Bahnhofes. Schrotmühlen, Häckselmaschinen, Obstmühlen und -pressen, Handdreschmaschinen und -spritzen waren typische Produkte der ersten Zeit. Maschinen waren um 1900 eine Seltenheit am oststeirischen Bauernhof.

Der Firmengründer Ferdinand Krobath begann nach seinen Wanderjahren 1877 als Schmied in Dollrath (Bez. Feldbach) zu arbeiten und gründete 1880 in Kirchberg a. d. Raab sein eigenes Unternehmen. 1882 strebte er die Maschinenschlosserei an und bereits 1886 erhielt das Unternehmen die Verdienstmedaille der Landwirtschaftsgesellschaft in Bronze. Die „K.K. private Maschinenschlosserei Ferdinand Krobath, Kirchberg a.d. Raab“ erfreute sich bereits eines guten Rufes ob ihrer Produkte wie Häckselmaschinen, Obstmühlen und Handspritzen⁵.

1902 standen den 34.000 oststeirischen Bauernhöfen lediglich acht Sämaschinen, 113 Mähmaschinen, 382 Schrotmaschinen und 67 Maisrebler zur Verfügung. „Jeder fünfte Bauer besaß eine Dreschmaschine, beinahe jeder zweite Bauer eine Häckselmaschine“⁶. Vor allem in der Produktion von Futterschneidemaschinen gelang es Ferdinand Krobath, geb. 1851, nach dem Bau 13 verschiedener Häckslers und nach Erprobung anderer Fabrikate neue Modelle zu entwickeln, wodurch das Schneiden des Futters in acht verschiedenen Schnittlängen möglich gemacht wurde. Eine wesentliche Erneuerung war der Fußantrieb und die Vorrichtung für den Göpelbetrieb⁷.

1 R. Grasmug, Der Tabor von Feldbach als Museum, in: Mitteilungsblatt der Korrespondenten der HLK, Heft 4, 1991, S. 169–174.

2 R. Grasmug, 100 Jahre Krobath 1880–1980, Festschrift zum 100jährigen Bestand der Firma Ferdinand Krobath, Feldbach 1980.

3 J. Praßl, „Mei Hoamat“ zwischen Raab und Gleichenberg, Mühldorf 1988, S. 124–127.

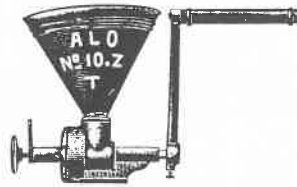
4 R. Grasmug, 100 Jahre Krobath 1880–1980, S. 25f.

5 Die Geräte dienten dem Feuerschutz, was den auf Erzherzog Johann zurückgehenden Bemühungen entsprach.

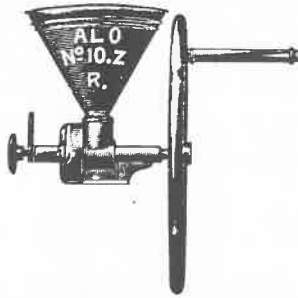
6 K. Kaser – K. Stocker, Bäuerliches Leben in der Oststeiermark seit 1848, Bd. I, Graz 1986, S. 135f.

7 R. Grasmug, Acht Jahrhunderte Feldbach. 100 Jahre Stadt, Feldbach 1984, S. 415f.

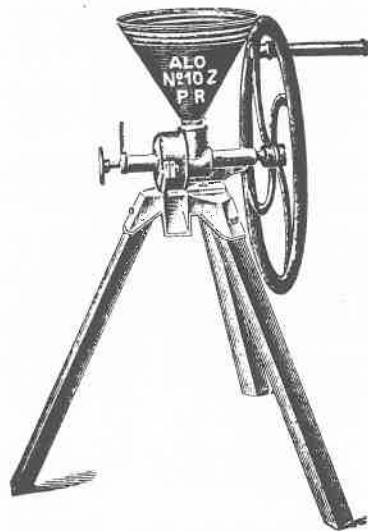
Patent-Mahlscheiben-Schrotmühlen ALO.



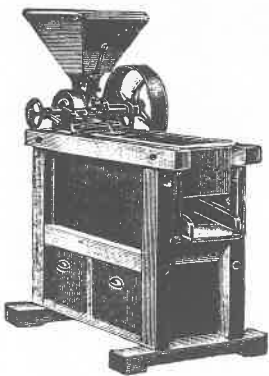
Mit Kurbel.
Nr. 8 Z T.
Preis 29 Kronen.
Nr. 10 Z T.
Preis 37 Kronen.



Mit Schwungrad.
Nr. 8 Z R.
 Gewicht 16 Kilogramm.
Preis 34 Kronen.
Nr. 10 Z R.
 Gewicht 28 Kilogramm.
Preis 47 Kronen.



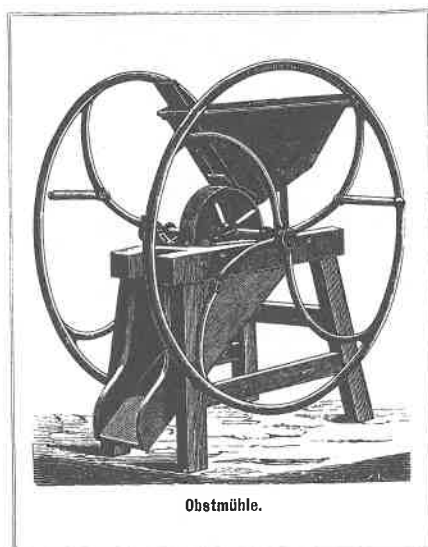
Mit Dreifußgestell und Schwungrad.
Nr. 8 Z PR.
 Gewicht 21 Kilogramm.
Preis 42 Kronen.
Nr. 10 Z PR.
 Gewicht 35 Kilogramm.
Preis 56 Kronen.



Für Kraftbetrieb mit Riemenscheibe für 300—400 Touren. Rüttelwerk, nicht klappernd.
Nr. 14 K SO. Leistung 150 Liter, Kraft circa 1 PS, Gewicht 92 Kilogramm, **Preis 172 Kronen.**
Nr. 16 K SO. " 200 " " " 2 PS, " 118 " " **202 " "**
Nr. 20 K SO. " 300 " " " 3 PS, " 160 " " **330 " "**
 Nr. 20 ist mit Ringschmierung versehen.

Nr. 20 K O.

Ausführung ohne Sieben, mit Riemenscheibe, Einlaß-Regulierung und Ringschmierung.
 Leistung 300—600 Liter, Kraft circa 3—4 PS, Gewicht 120 Kilogramm, **Preis 230 Kronen.**



Obstmühle.



Ebenso erfolgten Verbesserungen bei der Herstellung von Obstmühlen. Ab 1889 gab es die Anfertigung von Dreschmaschinen als Einzelstücke.

Mit der Verlegung des Betriebes nach Feldbach stand die Produktion von Schrotmühlen im Vordergrund. Die Firma nannte sich 1913 „Erste Spezial-Fabrik für ALO-Patent-Mahlscheiben-Schrotmühlen Ferdinand Krobath“⁸. Ab 1915 lautete der Firmenname „Ferdinand Krobath, Maschinenfabrik, Feldbach, Franz Josef-Straße 247“⁹.

Die Zahl der bäuerlichen Betriebe sank in der Oststeiermark bis 1930 auf 26.944 ab, wobei aber die Ernteerträge stiegen. In dieser wirtschaftlich schweren Zeit hatte sich zwar wenig geändert, aber zumindest besaß „jeder zweite oststeirische Bauer eine Dreschmaschine und drei Viertel eine Häckselmaschine“¹⁰. Für den südoststeirischen Bereich trug das Unternehmen Krobath zur Verbesserung der landwirtschaftlichen Infrastruktur erheblich bei. Nach der Eingliederung Österreichs in das Deutsche Reich erfolgte 1941 eine Ausweitung des Geschäftsbereiches durch die Errichtung einer Filiale in Pettau¹¹.

Die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg standen neben der Erzeugung von Schrotmühlen bis 1976 im Zeichen der Herstellung von Dreschmaschinen. Daneben gab es ab 1957 die Produktion von Bodenkrümlern und ab 1963 die Entwicklung des Einzelkornsägerates aus dem Gespann-Setzflug¹².

Die Entwicklung der Firma Krobath wird in der Sammlung durch Geräte und Modelle ausführlich dokumentiert.

Damit kann im Museum im Tabor von Feldbach am Beispiel des Firmenmuseums Ferdinand Krobath im Anschluß an die Sammlung zur bäuerlichen Sachkultur von Anni Gamerith¹³ eine Dokumentation der Verbesserungen in der Agrartechnik seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert gezeigt werden.

8 Archiv der Firma Krobath.

9 Ebenda.

10 K. Kaser, a.a.O., S. 136.

11 R. Grasmug, 100 Jahre Krobath 1880–1980, S. 58–60.

12 R. Grasmug, Acht Jahrhunderte Feldbach. 100 Jahre Stadt, Feldbach 1984, S. 417.

13 A. Gamerith, Bäuerliche Sachkultur in Bezirk und Museum Feldbach, 1. Teil und Frucht, in: Blätter für Heimatgeschichte des Bezirkes Feldbach, H. 3/4, 1974.

Bericht über die Tätigkeit im Bereich Weiz

von Franz Weitzer

Seit Bestehen des Museumsvereines Weberhaus betreue ich als wissenschaftlicher Beirat die Aktivitäten dieser Institution. Die Themen der beiden letzten Ausstellungen: „Karsthöhlen“ und „Weiz, wie es einmal war“. Die letztgenannte Ausstellung bildete den vorläufigen Höhepunkt einer überaus erfolgreichen Vortragsreihe „Weizer über Weiz“. Prominente Weizer Bürger erzählten aus ihrer Sicht über die Vergangenheit. Sämtliche Vorträge wurden auf Tonband aufgezeichnet und bilden einen Teil der bereits anwachsenden Sammlung des Museumsvereines. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß auch der für Weiz unentbehrliche Nachlaß von Prof. Leopold Farnleitner, unserem unvergessenen Pionier der Lokalgeschichte, großteils erhalten und gesichert werden konnte. Speziell seine Schriften und Aufzeichnungen werden noch geraume Zeit der Sichtung und Ordnung in Anspruch nehmen. Ein Großteil seiner Bibliothek steht Geschichts- und Heimatforschern im Museum Weberhaus zur Verfügung. Diese wissenschaftliche Sammlung wird einmal mit der Bibliothek datenmäßig vernetzt, so daß ein breiter Zugang möglich sein wird.

Für die „Förderung der Arbeiten zur Erforschung der Geschichte und Entwicklung der Stadt Weiz sowie zur Kenntnis der Natur der heimischen Landschaft“ hat die Stadt Weiz bereits im Jahr 1975 den Leopold Farnleitner-Förderungspreis gestiftet. Dieser mit 10.000,- Schilling dotierte Preis soll zukünftig auch für Diplomarbeiten und Dissertationen vergeben werden.

Da der Museumsverein in der Sparkasse Weiz einen großen Gönner und Sponsor gefunden hat, ist es auch möglich, Raritäten wie ein vollautomatisches Hammerklavier zu erstehen.

Neben der Mitarbeit im Museumsverein mußte noch der zeitaufwendige Artikel Weiz für das Städtebuch der Österreichischen Akademie der Wissenschaften redigiert und fertiggestellt werden. Darüber hinaus habe ich in den letzten zwei Jahren Material für eine eventuelle „Kulturgeschichte des Apfels“ und „40 Jahre bildende Kunst und Künstler aus Weiz“ zusammengetragen. Als freier journalistischer Mitarbeiter der Kleinen Zeitung und der Weizer Zeitung ist es gelegentlich möglich, kulturell und historisch auf einiges aufmerksam zu machen. So konnte zumindest der systematische (geplante) Abbruch eines der ältesten noch erhaltenswürdigen Hämmer publizistisch aufgezeigt werden. Die Dokumentation mit Bildern und Akten wurde bereits dem Institut für Geschichte, z.H. Herrn Prof. Pickl, übersandt. Über einige Artikel kam es auch zur Zusammenarbeit mit dem Nabl-Institut Graz und einem privaten Namensforscher aus Luxemburg. Auch sprechen mich immer wieder Leute an, die Genaueres über Hausforschung wissen möchten.

Als freier journalistischer Mitarbeiter der Kleinen Zeitung und der Weizer Zeitung ist es gelegentlich möglich, kulturell und historisch auf einiges aufmerksam zu machen. So konnte zumindest der (geplante) systematische Abbruch eines der ältesten als Gesamtanlage erhaltenswürdigen Hämmer publizistisch aufgezeigt werden. Die Dokumentation mit Bildern und Akten wurde bereits dem Institut für Geschichte (Univ.-Prof. Dr. Othmar Pickl) übergeben. Über einige Artikel kam es auch zur Zusammenarbeit mit dem Nabl-Institut in Graz und einem privaten Namensforscher aus Luxemburg.

Bericht über die Tätigkeit im Bereich Wildalpen 1993

von Josef Donner

Aktionswochenende „Komm rein, es schaut was raus...“

Im Rahmen des vom Österreichischen Verband der Kulturvermittler/innen im Museums- und Ausstellungswesen veranstalteten gesamtösterreichischen Aktionswochenende: „Komm rein, es schaut was raus...“ (16./17. Mai 1992) wurde ein Tag der offenen Tür im Museum Wildalpen (siehe Mitteilungsblatt der Korrespondenten der HLK Heft 3/1990, S. 16-24) durchgeführt. Gleichzeitig wurde ein Aufsatz- bzw. Zeichenwettbewerb in der Volksschule Wildalpen zum Thema: „Wie sehe ich das Museum Wildalpen“ durchgeführt.

Besucherstatistik „Museum Wildalpen“

Die Besucherstatistik im Museum Wildalpen ist weiterhin gut. Seit Eröffnung des Museums konnten 67.083 Personen gezählt werden:

Jahr	Besucher	Jahr	Besucher	Jahr	Besucher
1) 1982	1.566	5) 1986	6.107	9) 1990	6.450
2) 1983	2.794	6) 1987	8.300	10) 1991	7.018
3) 1984	1.822	7) 1988	7.503	11) 1992	7.053
4) 1985	3.299	8) 1989	7.891	12) 1993	7.280

Sonderausstellungen

Im Jahr 1991 wurden im Museumsgebäude drei Sonderausstellungen durchgeführt:

- a) Wasserturm Wienerberg (Instandsetzung)
- b) Goldaquagraphien: „Das Wiener Wasser ist Goldeswert“
- c) Medicina in numis (Münzen, Plaketten, Medaillen im Spiegel der Wasserversorgung)

Kapellen, Marterln und Wegweiser

Die vom Tischlermeister Siegfried Schnabl/Wildalpen angefangene fotografische Dokumentation über die im Ortsgebiet von Wildalpen bestehenden zahlreichen Kapellen, Marterln und Wegweiser wurde fortgesetzt. Es ist vorgesehen, zu gegebener Zeit einen diesbezüglichen kleinen Bildband zu bearbeiten.

Kinogebäude – Museum

Um die große Anzahl der Museumsbesucher noch besser und umfassender informieren zu können, steht seit 1993 ein 66 m² großer Kinosaal (mit Vorführraum und Sanitätsanlagen insgesamt 117 m² groß) zur Verfügung. In diesem in nächster Nähe des Museumsgebäudes liegenden Museumskino mit 65 Sitzplätzen werden künftighin Filme bzw. Diareihen über die Wiener Wasserversorgung (siehe Festschrift zum 800-Jahr-Jubiläum Steiermark: Steirisches Wasser für die Bundeshauptstadt Wien) sowie über den Ort Wildalpen gezeigt bzw. Einführungs- und Schulungskurse gehalten.

Museumsverein Wildalpen

Seit 1993 besteht ein „Verein der Freunde des Museums Wildalpen“. Der Mitgliedsstand (Juni 1994) beträgt 114 Personen.

Erinnerungsgegenstände an den Mesner, Maler und Schnitzer von Wildalpen – Ruprecht Grießl

Wiener und Salzburger Verwandte von Rupert Grießl* stellten dem Heimatmuseum Wildalpen mehrere Exponate (Bilder, Plastiken u.a.) zur Verfügung.

Sonderausstellungsraum im sogenannten „Wagnerhaus“

Im Rahmen der Jubiläumsveranstaltungen „50 Jahre Wiener Stadtforstamt“ wurde am 17. Juli 1993 ein rund 38 m² großer Sonderausstellungsraum eröffnet, in welchem derzeit eine Präsentation (6 Vitrinen und 12 Wandtafeln) zum Thema „Quellenschutzforste – Wald und Wasser“ gezeigt wird.

Beteiligung an „Wasserausstellungen“

Aus dem Fundus des Museums Wildalpen wurden für eine Wasserausstellung im Gebäude der Shopping City Nord (Wien) zahlreiche Exponate zur Verfügung gestellt (30. März bis 24. April 1993). Ebenso für die Umweltausstellung im Prater-Messegebäude „Utac-Abroga“ (19. bis 20. Oktober 1993). Für die Steiermärkische Landesausstellung 1993 „Peter Rosegger“ in Krieglach wurde der „Pokal, aus dem Kaiser Franz Joseph am 1. Dezember 1910 den ersten Schluck aus der II. Wiener Hochquellenleitung genommen hat“, zur Verfügung gestellt.

Zuwachs an Schaustücken

Im Berichtszeitraum wurden mehrere Ausstellungsgegenstände (Kauf- bzw. Leihgaben) erworben; als besonders erwähnenswert sollen genannt werden:

- a) Bronzeplastik „Wasserträgerin“ von Artur Strasser – 1896.
- b) Ölgemälde „Schreierklamm bei Wildalpen“ bzw. Gebirgslandschaft (A-Kammer der II. Wiener Hochquellenleitung in Brunngraben-Gußwerk) von E. Schäfer – 1910.
- c) Lithographie „Siebenseebach/Wildalpen“ von A. Heilmann – 1960.
- d) Trophäen, Medaillen, Holz- und Bronzeplastiken sowie Erinnerungsgegenstände aus dem Nachlaß Bürgermeister Bruno Marek.
- e) „Goldenes Armband, welches Kaiser Franz Joseph der Tochter des Vizebürgermeisters – Fräulein Grete Hierhammer – bei der Eröffnung der II. Wiener Hochquellenleitung am 2. Dezember 1910 anlässlich der Überreichung des Pokales mit dem „neuen Hochquellenwasser“ geschenkt hat.
- f) Mehrere Modelle und Geräte vom Bau und Betrieb der Wasserleitung aus dem Fundus vom derzeit wegen Renovierung geschlossenen „Technischen Museums in Wien“.

* Grießl hat 1898 das berühmte portraittreue „Schachspiel von Wildalpen“ anlässlich der Goldenen Hochzeit der Grafen Wilcek (langjährigen Jagdpächter und Gönner in Wildalpen) geschaffen.

Werkverzeichnis Franz Stadler

von Franz Stadler

Franz Stadler, Amtsdirektor i.R., 8990 Bad Aussee, Bahnhofpromenade 223, geb. 4. 2. 1924 in Ebensee/OÖ, 1945–1948 prov. Leiter der Bauabteilung der Saline Bad Aussee, März 1948 Baumeister, 1953 Mittelschule und 1957 Ing., 1948–1973 Bauabteilungsleiter, 1973–1979 stv. Betriebsleiter und 1979–1984 Betriebsleiter der Saline Aussee, seit 1984 im Ruhestand.

Seit 1945 über Ersuchen der Generaldirektion der Österreichischen Saline Wien Bearbeitung der Hist. Salzsammlung im Steirischen Salzkammergut. Mit 18. Jänner 1978 wurde das Historische Salzwesen der Saline dem Landesmuseum Schloß Trautenfels übergeben und dort durch mich weiter bearbeitet.

Ernennungen und Ehrungen:

1977 Denkmalschutz

1978 Korrespondent der Historischen Landeskommission für Steiermark

1981 Ehrenring der Marktgemeinde Bad Aussee

1984 Korrespondent des Landesmuseums Joanneum

1991 Archivpfleger für das Steiermärkische Landesarchiv.

Publikationen

Franz Stadler, Führer durch das Steirische Salzkammergut, Bad Ischl 1969, S. 1–60.

Ders., Brauchtum im Salzkammergut, Gmunden 1971, S. 1–86.

Ders. mit V. Hänsel, Historisches Steirisches Salz, Trautenfels, Liezen 1975, S. 1–120.

Ders. mit V. Hänsel, U. Kammerhofer, K. Krenn, W. Otte, Museum Schloß Trautenfels, Vom Leben auf der Alm, Gröbming 1987, S. 1–98.

Ders., Brauchtum und Masken im Salzkammergut und Ennstal. Katalog der Sonderausstellung „Maskentradition Österreichs“ in Belgien 1987, Museum Binche, S. 1–16.

Ders., Brauchtum und Masken in der Obersteiermark, Museum Schloß Trautenfels, Gröbming 1988, S. 1–48.

Ders., Salzerzeugung, Salinenorte und Salztransport in der Steiermark, Linz 1988, S. 1–98.

Ders. mit F. Patrocka, Leo Pronners Beschreibung des Ausseer Salzwesens 1595. Verband der wissenschaftlichen Gesellschaft Österreichs, Wien 1989, S. 1–126.

Ders., Salinenwesen im Steirischen Salzkammergut von 1760 bis 1850. Historische Landeskommission für Steiermark 1991 und Sonderdruck in Bad Aussee, S. 1–70.

Ders., Lebzelterhandwerk in Aussee. 400 Jahre Ausseer Lebkuchen, Liezen 1984 und 1991, Sonderdruck S. 1–20.

Ders., Steirisches Salzkammergut, Geschichte, Denkmäler, Sehenswürdigkeiten, Bergwandern, Narzissenfest, Brauchtum, Salzwesen, Industrie, Kurzentrum und Museen, Gröbming 1992, S. 1–76.

- Ders. mit F. Weissenbacher, Salinenwesen im Steirischen Salzkammergut von 1850 bis 1918. Sudhäuser und Salzmagazin in Aussee und Salzbergwerk in Altaussee, Bad Aussee 1992, S. 1–78.
- Ders., Salinenwesen im Ausseer Land von 1954 bis 1984, Böhm–Bawerk–Sudhütte, Salzmagazin Nr. 1, Jorkasch–Koch–Sudhütte, Salzmagazin Nr. 2, Kamitz–Sudhütte, Nebenbetriebe der Saline, S. 1–50, 1993.

Beiträge

- F. Stadler, Arbeitsunterkünfte und Almhütten in der Umgebung des ehemaligen Hallamtes Aussee, in Mensch und Sachwelt, Festschrift F. Lipp, Wien 1978, Sonderdruck S. 313–325.
- Ders., Lebzelterhandwerk in Aussee, Festschrift K. Haiding, Trautenfels 1981, Druck Liezen, Sonderdruck S. 183–192.
- Ders., Steirische Almsiedlungen im Dachsteingebiet, Festschrift O. Moser, Trautenfels 1984, Druck Liezen, S. 65–100, Sonderdruck.
- Ders. mit I. Waid, Salzquellen und Salzgewinnung im Halltal bei Mariazell, 1025–1638, Druck St. Pölten, S. 479–483, Sonderdruck.
- Ders. mit F. Weissenbacher, Salzbergwerk Altaussee und Saline Bad Aussee von 1918 bis 1960, Festschrift Kulturgeschichte, Bad Aussee 1985, S. 7–51, Sonderdruck.
- Ders., Das Kammerhofmuseum in Bad Aussee, Festschrift Steiermark und Oberösterreich, Linz 1986, S. 49–55, Sonderdruck Kammerhofmuseum, Bad Aussee, S. 1–20.
- Ders., Salzerzeugung, Salinenorte und Salztransport in der Steiermark, in: Stadt und Salz, Österreichischer Arbeitskreis für Stadtgeschichtsforschung, Linz 1988, S. 89–165, Sonderdruck, Linz 1988, S. 1–96.
- Ders., Salinenwesen im Salzkammergut Michelhall, Ahorn und Aussee vom Frühmittelalter bis zum Ende 13. Jahrhundert, Festschrift Salz–Arbeit–Technik, Lüneburg 1989, S. 214–225, Sonderdruck 1989, S. 1–40.
- Ders., Almhütten im Salzkammergut und Ennstalgebiet 1547–1938, Sonderdruck S. 1–120.
- Ders., Bericht über die Tätigkeit im Salzkammergut, in: Mitteilungsblatt der Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark, Graz 1990, S. 124–128.
- Ders., Das Salinenwesen im Steirischen Salzkammergut von 1760–1850. Das Salz in der Rechts- und Handelsgeschichte, Internationaler Salzgeschichtekongreß Hall in Tirol, S. 379–402, Sonderdruck, S. 379–402.
- Ders., Das Salinenwesen im Steirischen Salzkammergut von 1760–1850. Mitteilungsblatt der Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark, Graz 1991, S. 23–48.
- Ders., Dachstein und die Lackenmoosalm, in: Festschrift F. Mandl und H. Mandl–Neumann, Gröbming 1990, S. 151–167.
- Ders., Salzerzeugung, Salinenorte und Salztransport in der Steiermark, in: Festschrift Halle an der Saale, Sonderdruck S. 1–60.
- Ders., Alte Saline am Michel–Hallbach und Landgrenze zur Steiermark. Der Bezirk Gmunden und seine Gemeinde, 1991, S. 1–127; Saline Michel–Hallbach bis 1560, S. 273–280.

Aufsätze

In der Zeitschrift „Da schau her“, Beiträge aus dem Kulturleben des Bezirkes Liezen. Schloß Trautenfels:

- F. Stadler, Fischerei im Ausseerland 1280–1980, S. 14–19.
- Ders., Glöckler und Perchten im Steirischen Salzkammergut, H. 1/Jänner 1981, S. 12–16.
- Ders., Die Almen im Wandel der Zeit, H. 2/April 1982, S. 9–18.
- Ders., Saumwege und Salzsteige an der Dachstein–Ostseite. Vorgeschichtliches Salzbergwerk Hallstatt, Mittelalter bis 19. Jahrhundert im Steirischen Salzkammergut, H. 5/November 1982, S. 7–10.
- Ders., Alte Saumwege und Salzkästen im Bezirk Liezen, H. 2/April 1983, S. 14–17.
- Ders., Schalknarrenreime, Scherzlieder und Faschingbriefe, H. 1/Jänner 1984, S. 3–6 und 24.
- Ders., Bäder und Kuranlagen im Steirischen Salzkammergut, H. 3/Juli 1984, S. 18–24.
- Ders., Stahelschützen und Faschingscheiben im Steirischen Salzkammergut, H. 1/Jänner 1985, S. 14–18 und 24.
- Ders., Das Grundlseetal. Kurze Entwicklungsübersicht von der Eiszeit bis zur Gegenwart, H. 1/Februar 1986, S. 19–24.
- Ders., Die alte Salzstraße vom Ausseerland ins Ennstal, H. 2/April 1986, S. 5–10.
- Ders., Das ehemalige Salzbergwerk am Michel–Hallbach. Ein Beitrag zur Ausseer Salinengeschichte 15. Jahrhundert bis 1560, H. 4/Oktober 1986, S. 11–14.
- Ders., Die Faschingshochzeit im Salzkammergut 1820–1834, H. 1/Jänner 1987, S. 22–23.
- Ders. mit J. Linortner, Michael Moser Altaussee 1868, 75. Todestag, H. 4/Oktober 1987, S. 13–17.
- Ders., Fastenbräuche und Osterfreuden im Steirischen Salzkammergut, H. 1/Februar 1988, S. 19–24.
- Ders., Vom Leben auf der Alm im 19. und 20. Jahrhundert, H. 2/Mai 1988, S. 1–10.
- Ders., Das Almleben im Steirischen Salzkammergut von 1790–1986, H. 3/Juli 1988, S. 19–24.
- Ders., Provisorische Hütten und Unterstände in den obersteirischen Almgebieten, H. 4/Oktober 1988, S. 20–23.
- Ders., Salzsagen und ähnliche Erzählungen aus der Obersteiermark, H. 1/Februar 1989, S. 10–14.
- Ders., Der „Obere“ Markt von Aussee. Die Geschichte des Viertels mit dem Mauthaus, H. 3/Juli 1989, S. 7–10.
- Ders., Die Torfwirtschaft beim Ödensee (Saline in Aussee), H. 3/Juli 1989, S. 1 und 15–18.
- Ders. mit W. Brunner, Das Teichschloß in Lerchenreith, Aussee, H. 2/Mai 1989, S. 11–13.
- Ders. mit F. Federspiel, Die Gasteiger'schen Holzaufzüge beim Ausseer Kainischsudwerk, H. 2/Mai 1989, S. 15–17.
- Ders., Das Hammerwerk in Grubegg bei Mitterndorf von 1796 bis 1850. Saline Aussee Hammerwerk in Grubegg, H. 4/Oktober 1989, S. 21–24.
- Ders. mit V. Fölß, Eisenerzbergbau der Saline Aussee im Röthelsteingebiet 1796–1853. In der historischen Sammlung „Steirisches Salz“ sind zahlreiche Handschriften, Zeichnungen, Bilder und Erzbergbaupläne zu diesem Thema vorhanden (O. Nr. 22.03), H. 1/Februar 1990, S. 7–10.
- Ders., Feuergefahr und Schutzmaßnahmen im Ausseer Salinenbereich, H. 1/Februar 1990, S. 22–24.
- A. Leitner, Der Triebener Tauern im Licht der Jahrtausende. Salztransport Hohentauern 1825, H. 2/Mai 1990, S. 3–11.

- F. Stadler, Alte Verkehrswege und Transportgeräte im Ausseerland. Salzfuhrwerk 1800, 1850, 1860 und 1880, H. 3/Juli 1990.
- Ders. mit W. Stadler, Beitrag zur Geschichte des Schulwesens im Steirischen Salzkammergut, H. 4/Okttober 1990, S. 3–6.
- Ders., Siedlungsentwicklung im Steirischen Salzkammergut vom Frühmittelalter bis zum Beginn der Neuzeit. Erkenntnisse aus dem Raum Altaussee, H. 1/Februar 1991, S. 14–19.
- Ders., Zitherspieler und Volksliedersänger im Steirischen Salzkammergut. Zither im 19. Jahrhundert und im 20. Jahrhundert, H. 2/April 1991, S. 6–11.
- Ders. mit J. Linortner, Barbarakapelle, Altausseer Salzbergwerk, H. 3/Juli 1991, S. 23–24.
- Ders. mit F. Weißenbacher, Die Steinsalzgewinnung am Salzberg in Altaussee 16. Jahrhundert bis 20. Jahrhundert, H. 1/Februar 1992, S. 22–24.
- Ders., Kalvarienbergkapelle und Fastenkrippen im Steirischen Salzkammergut, H. 1/Februar 1992, S. 10.
- Ders., Alte Bauernhäuser. Der Einfluß der Salinenarbeit im Steirischen Salzkammergut, H. 2/April 1992, S. 4–7.
- In der Zeitschrift Salz aktuell, Nachrichten der Österreichischen Salinen AG, Generaldirektion Bad Aussee:
- F. Stadler, Salz und Brot. Ein Vergleich der Salzpreise mit den Brotpreisen im 14., 15. und 16. Jahrhundert, H. 1/1980, S. 4.
- Ders., Saline Bad Aussee. Geschichte 1147–1955. Ein neues Sudhaus mit schwerölbeheizten Unterkesselpfannen. Kamitz-Sudhaus 1955–1980, H. 3/1980, S. 3–4.
- Ders., Krippenschnitzer und Krippenbauer im Salzkammergut, H. 4/1981, S. 6–7.
- Ders., Saumwege und Salzsteige an der Dachstein–Ostseite, H. 1/1983, S. 5–8.
- Ders., In der Steiermark gibt es verhältnismäßig viele kleine Salzlagerstätten, H. 4/1983, S. 5–6.
- Ders., Der Altausseer Salzberg, H. 3/1984, S. 4–9.
- Ders., Entwicklung über die Grobsalzproduktion in Bad Aussee der Biosaxon Salz GmbH, H. 4/1984, S. 4.
- Ders., Ausseer Beiträge zur Zeit und Kulturgeschichte. Salzbergbau Altaussee und Saline Bad Aussee, H. 4/1985, S. 3–7.
- Ders., Die Salzversorgung der Almweidetiere und der Almwirtschaft, Biosaxon in Bad Aussee, H. 3/1987, S. 10–11.
- Ders., Salzerzeugung, Salinenorte und Salztransport in der Steiermark, H. 2/1988, S. 11–13.
- Ders., Salzsagen aus der Obersteiermark, H. 1/1989, S. 7–9.

Bericht über die Tätigkeit im Bereich Oberzeiring

von Wernfried Neuper

Nach der teilweisen Fertigstellung des Handwerkshauses in Oberzeiring – siehe Tätigkeitsbericht 1990/91, S. 31 – konnten bereits aktive künstlerische Entwicklungen eingeleitet werden.

Bildhauer Worksymposion mit Martin Osterider im Sommer 1993 unter dem Protektorat „Der NEUEN Galerie“ Graz.

Mit diesem Symposion wollten wir auch das NEUE einleiten. Die historische Identität des Oberzeiringerraumes ist die Grundlage für die geistige Expansion (Sinn der Tätigkeit des Handwerkskreises in Oberzeiring).

Anmerkung: Unsere Zeit ist geprägt von Umbruch und Aufbruch – sie ist hungrig nach originellen Ideen. Wichtig ist, eine einfache Sprache zu wählen, die die Menschen nicht in Verstandene und Unverstandene trennt, sondern die scheinbare tiefe Kluft zwischen den Kunstschaffenden und ihrer Zeitgenossen zu verringern sucht.

Die 7 jungen Künstler (2 Holländerinnen, 1 Slovane und 4 Österreicher), die auf Einladung des Handwerkskreises im August dieses Jahres in Oberzeiring waren, haben sich gründlich mit der Region in und um Oberzeiring auseinandergesetzt. Sie haben deshalb versucht, die einheimische Industrie und das Handwerk in Ihre Arbeiten einzubauen.

Die Urteile der Besucher – mitunter zynisch und gnadenlos, aber auch aufmunternd und lobend – haben jedoch etwas sehr Positives bewirkt: Es wird geredet und diskutiert, der Ort wurde gewissermaßen aufgeweckt.

Es sollte gerade in einem Fremdenverkehrsort kein Problem darstellen, auch für eine Minderheit etwas anzubieten.

Innerhalb von nur 5 Jahren hat sich diese Art moderner Kunst weltweit durchgesetzt, wie etwa vor kurzem bei der Biennale in Venedig.

Martin Osterider, geb. in Graz, derzeit in Wien, hatte die Idee, das „MAYERHAUS“ (altes nicht mehr bewohntes Wohnhaus mitten im Markt Oberzeiring) für diese Ausstellung zu öffnen. Nun stellt es ein Haus voller fremder Ideen und Denkanstöße dar – Ideen für soziale Beziehungen und Kommunikationen, ebenso wie für Planung und Formgestaltung.

Die Idee steht am Anfang von allem Schöpferischen, und so ist auch die zeitgenössische Kunst zu sehen: positive Gedanken und Zusammenarbeit sollen signalisiert werden – vielleicht doch kein Wunschtraum?

Der Künstler „Anton Schabauer“ aus Niederösterreich meinte:

„Wir wollen die Sehnsüchte und Gefühle der Menschen ansprechen und die Kluft zu uns Kunstschaffenden verringern. Niemand soll sich ausgeschlossen fühlen!“



Diese Heuhütte soll nicht abgerissen werden. Wenn alle Hütten im Tal entfernt werden, dann ändert sich auch der Charakter dieses Tales! Wirtschaftliche Umfunktion anstreben? Den Baustil erhalten! Das Holz verwenden! Die Gefühle der Menschen mehr beachten!



Abstrakte Kunst im MAYER-Haus. Die Gegenstandslosigkeit! Es ist schwer, etwas Formloses zu machen. In der Praxis ist dies unmöglich. Die Phantasie ist zu stark – immer wird auf ein Bild bezuggenommen. Das Maximum der Formlosigkeit ist noch nicht gefunden worden (Bildhauerei!).

Antrag beim Denkmalschutz für die Unterschutzstellung des Mauthäusl im Marktbereich am 14. Juni 1993.

Das Mauthaus wurde leider im Jahre 1981 abgerissen. Noch steht das Mauthäusl.

Die Maut in Oberzeiring „Die Obere Maut“ zum Unterschied der Niederen Maut in Unterzeiring, hatte für den Markt eine Bedeutung.

Mag. Fugger vom Denkmalamt war bereits hier in Oberzeiring und so hoffe ich, daß die Unterschutzstellung bald erfolgen wird können, da auch die Besitzerin ihre Zustimmung gab.



Mauthäusl in Oberzeiring, 1993.

Die Korrespondenten der Historischen Landeskommission

(Mitgliederstand Juni 1994)

- ALLMER** Gottfried, cand. phil., 8010 Graz, Atemsgasse 5
(Bereich Stubenberg–Herberstein)
- AMON** Josef, 8993 Grundlsee, Bräuhof 139
(Bereich Ausseer-Land)
- BAUMGARTNER** Johann, Dipl. Ing., 8756 St. Georgen ob Judenburg 17
(Bereich Judenburg)
- BLATNIK** Herbert, 8552 Eibiswald 289
(Bereich Eibiswald)
- BRODSCHILD** Renate, Dr., St. Egidi, 8850 Murau, Sonnweg 203
(Bereich Murau)
- CHRISTIAN** Gert, OStR., Prof., Mag.art., OStR., 8430 Leibnitz, Schulweg 1/6
(Bereich Leibnitz)
- DEDEKIND–LUMNITZER** Annedore, Dr., 8750 Judenburg, Martiniplatz 4
(Bereich Judenburg)
- DONNER** Josef, Prof., OAR i. R., Reg. Rat, 1160 Wien, Ottakringer-Straße 25/1/10
(Bereich Wildalpen)
- FLADISCHER** Ferdinand, Restaurator, 8650 Kindberg, Altenheimstraße 10
(Bereich Denkmalschutz)
- FRIZBERG** Helmut, Dr., Gewerke, 8410 Wildon, Marienhof
(Bereich Wildon)
- FUCHS** Gerald, Dr., 8160 Weiz, Fr. Brucknergasse 16
(Bereich Landesarchäologie)
- GRABNER** Adolf, Fachoberlehrer i. R., 8641 St. Marein im Mürztal, Hauptstraße 54
(Bereich unteres Mürztal)
- GRASMUG** Rudolf, Prof. Dr., Gymnasialdir., 8330 Feldbach, Brückenkopfgasse 23
(Bereich Feldbach)
- HÄNSEL** Volker, Dr., Leiter des Landschaftsmuseums Trautenfels,
8952 Irdning, Lindenallee 66
(Bereich Trautenfels)
- HAUSER** Franz, Regierungsrat, 8160 Weiz, Keplerstraße 13
(Bereich Weiz)
- HAUSMANN** Robert F., Dr., Universitätsassistent, 8200 Gleisdorf, Dr. Hermann Hornunggasse 55
(Bereich Gleisdorf)
- HEBERT** Bernhard, Dr., Bundesdenkmalamt, 8010 Graz, Sporgasse 27
(Verbindung zum Bundesdenkmalamt)
- HESSE** Robert, DDr., OMed.Rat., 8102 Semriach bei Graz
(Bereich Semriach)
- HUBER** Fritz, Prof., Mag., Dr., 8230 Hartberg, Franz Schmidt-Gasse 2
(Bereich Hartberg)
- HUBER** Johann, Dipl.–Ing., Dr., 8232 Grafendorf 30
(Bereich Grafendorf)
- HUTZ** Ferdinand, Dr., Mag., Stiftsarchivar, 8250 Stift Vorau
(Bereich Vorau)

- KLOPF** Franz, HS-Dir. i. R., 8661 Wartberg, Barbara List-Gasse 3
(Bereich Wartberg)
- KOJALEK** Kurt, Ing., 8343 Trautmannsdorf 20
(Bereich Fürstenfeld)
- KRAUS** Franz, VS-Dir. i. R., 8551 Wies, Aug 51
(Bereich Wies)
- LACKNER-KUNDEGRABER** Maria, Dr., Obertalfinger Weg 39, Schloß Obertalfingen, D-89075 Ulm
- LANTOS** Titus, HOL, 8212 Pischelsdorf 236
(Bereich Pischelsdorf)
- LASNIK** Ernst, Dr.phil., 8570 Voitsberg, Laubgasse 30
(Bereich Köflach-Voitsberg)
- MENGUSER** Andrea, Mag., 8062 Kumberg, Schmiedgraben 23
(Bereich Kumberg)
- MÜLLER** Norbert, Dr., Diözesanarchivar, 8010 Graz, Bischofsplatz 4
(Bereich Kirchliche Archive)
- NEUPER** Wernfried, Obering., 8762 Oberzeiring
(Bereich Oberzeiring)
- NEURATH** Gertrud, VS-Dir. i. R., 8162 Passail
(Bereich Passail)
- OBERSTEINER** Gernot, Dr.phil., 8410 Wildon, Unterer Markt 31
(Bereich Wildon)
- PLANK** Benedikt, Pater, 8813 St. Lambrecht-Stift
(Bereich St. Lambrecht)
- SCHERNGELL** Heinrich, Ing., 8741 Weißkirchen, Bahnhofstraße 27
(Bereich Weißkirchen)
- SCHÖBERL** Karl, Prof., Gymnasialdir., 8650 Kindberg, Hauptstraße 46
(Bereich Kindberg)
- SCHWEIZER** Gottfried, HS-Prof. i.R., Dipl.-Ing., Dr., 8130 Frohnleiten, Laufnitzgraben 13
(Bereich Frohnleiten/Rothleiten)
- STADLER** Franz, Ing., 8990 Bad Aussee, Bahnhofstraße 223
(Bereich Bad Aussee)
- STAUDINGER** Eduard, Prof., 8430 Leibnitz, Albrecht Dürer-Gasse 7
(Bereich Leibnitz)
- STIPPERGER** Walter, Amtssekretär i. R., 8010 Graz, Grillparzerstraße 39/III
(Bereich Haus im Ennstal)
- TOMASCHEK** Johann, Dr., Stiftsarchivar, 8911 Admont, Dr. Garbenteichring 345
(Bereich Admont)
- TSCHERNE** Werner, Dr., Prof., OStR., 8010 Graz, Grazbachgasse 17/III
(Bereich Deutschlandsberg)
- VACULIK** Erich, Dr., Veterinärar., 8124 Übelbach, Parkweg 180
(Bereich Übelbach)
- VESELSKY** Oskar, Dr. theol., 8700 Leoben, Stadtpfarre Leoben
(Bereich Leoben)
- WEITZER** Franz, Dr., Prof., 8160 Weiz, Waltendorf 16
(Bereich Weiz)
- WIELAND** Wolfgang, Leiter des Schwarzenberg'schen Archivs,
8850 Murau, Valentin Bauer-Gasse 21
(Bereich Murau)

Mitteilungsblätter der Historischen Landeskommission für ihre Korrespondenten

- 1 Othmar P i c k l (Hrsg.), Mitteilungsblatt der Historischen Landeskommission für ihre Korrespondenten, 1970 (vergriffen).
- 2 Othmar P i c k l (Hrsg.), Mitteilungsblatt der Historischen Landeskommission für ihre Korrespondenten, 1971 (vergriffen).
- 3 Othmar P i c k l (Hrsg.), Mitteilungsblatt der Historischen Landeskommission für ihre Korrespondenten, 1974 (vergriffen).

Mitteilungsblätter der Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark

- 1 Othmar P i c k l (Hrsg.), Robert F. H a u s m a n n (Red.), Mitteilungsblatt der Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark, 1988, S 50,-.
- 2 Othmar P i c k l (Hrsg.), Robert F. H a u s m a n n (Red.), Mitteilungsblatt der Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark, 1989, S 50,-.
- 3 Othmar P i c k l (Hrsg.), Robert F. H a u s m a n n (Red.), Mitteilungsblatt der Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark, 1990, S 50,-.
- 4 Robert F. H a u s m a n n und Othmar P i c k l (Hrsg.), Mitteilungsblatt der Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark (= Festschrift 25 Jahre Korrespondenten 1966–1991), 1991, S 100,-.
- 5 Robert F. H a u s m a n n (Hrsg.), Mitteilungsblatt der Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark, 1994, S 100,-.

